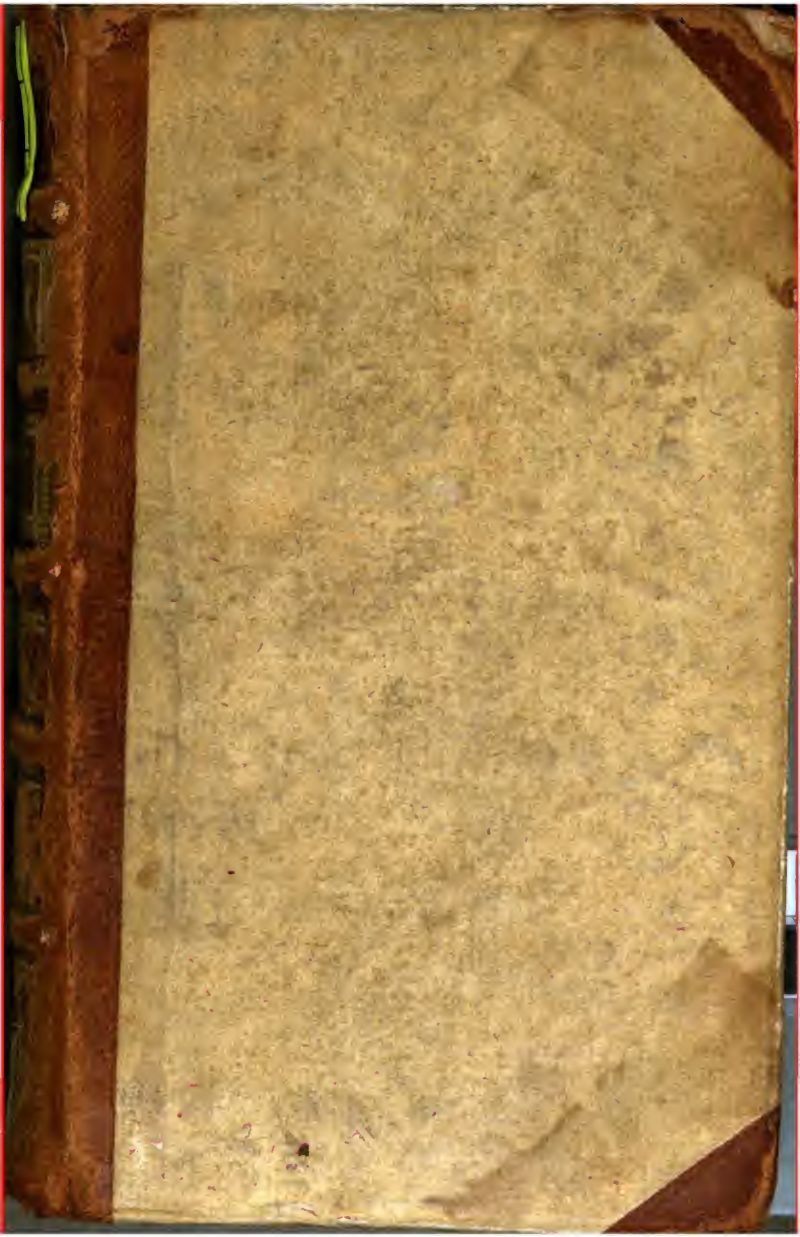
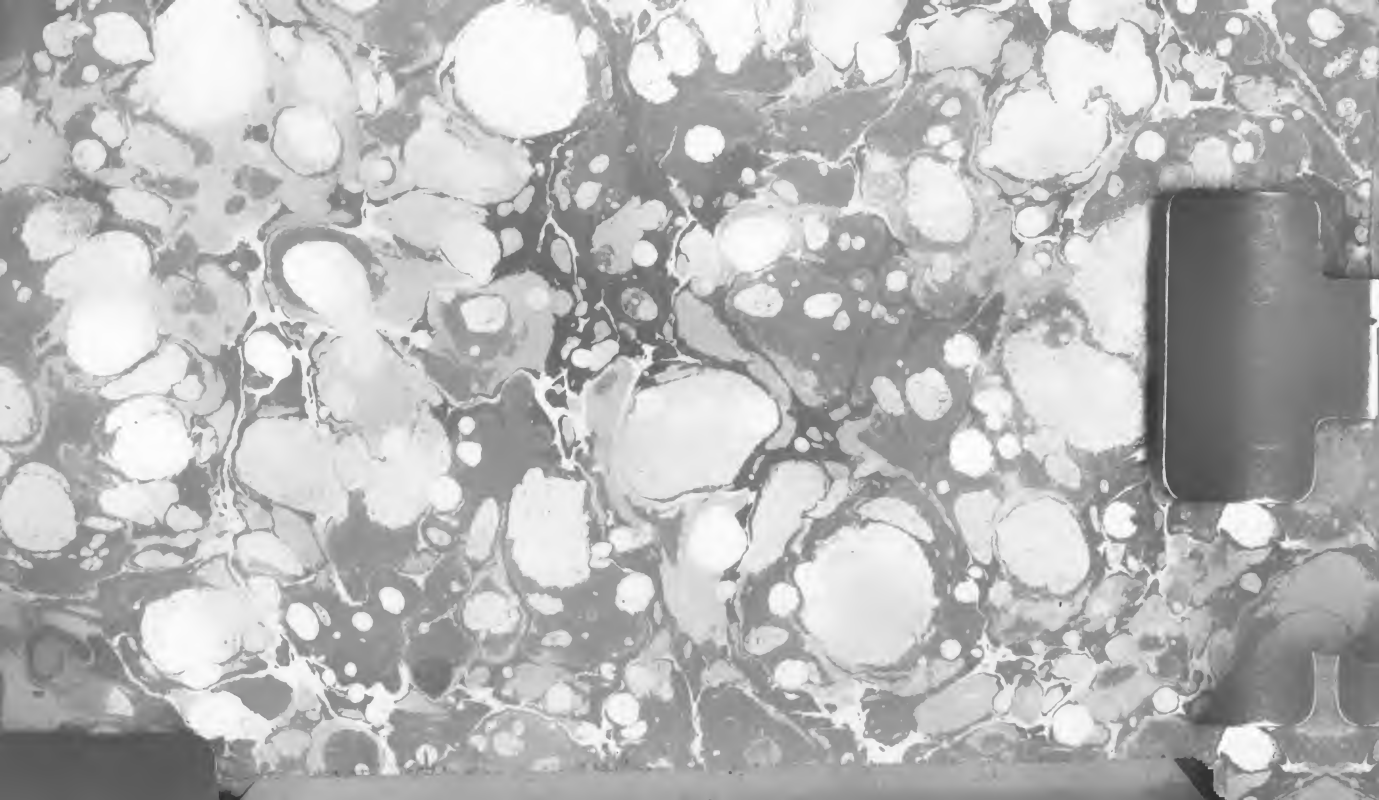
image
not
available

Digitized by Google


Digitized by Google



<36610521390019

<36610521390019

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Ke. 11. 1790,1

Digitized by Google

Braunschweigisches

Journal

Herausgegeben

von

E. Chr. Trapp.

Erster Band 1790.

Im Verlage der Schulbuchhandlung.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Inhalt

des dritten Jahrgangs des Braunschweigischen Journals.

1. Briefe aus Paris zur Zeit der Revolution geschrieben, von J. H. C. Fünfter Brief. I. 1.

2. Sechster Brief. I. 40.

3. Siebenter Brief. II. 129.

4. Achter Brief. II. 211.

5. Vorrede zu vorstehenden Briefen. I. 65.

6. Bedenken über die Frage — ob der Staat Gesetze für die Erziehung und den Unterricht der Kinder vorschreiben solle? J. A. H. Reimarus. I. 71.

7. Einige Bemerkungen über die im 10ten Stücke v. J. des Braunschweigischen Journals aufgeworfene Frage: Sollte das preußische Religionsedict für die Verbreitung der wahren Aufklärung wirklich so gefährlich seyn, als man glaubt? I. 84. III. 361.

8. Noch etwas über den 42=46 V. in Horazens Epistel an die Pisonen. An den Hrn. Prof. Trapp. von J. H Tiefstrunk. I. 104.

9. An Herrn. Lavater. I. 111.

10. Recenſionen. I. 120. III. 369. IV. 473. VIII. 502. IX. 103. X. 440.

11. Nachrichten. I. 125. II. 260. III. 376. IV. 498. V. 126. VIII. 513. X. 455.

12. Ankündigung. XII. 507.

13. Fragmente eines Tagebuchs über die Entwickelung der körperlichen und geiſtigen Fähigkeiten eines Kindes, von Herrn Fr. Wilh. Jon. Dillenius. (Fortſetzung) III. 279.

14. Bemerkungen, veranlaßt durch eine Recenſion meiner Abhandlung über die Beſtimmung, Würde und Bildung chriſtlicher Lehrer, 1789, im zweiten Stück des neun achtzigſten Bandes der allg. deutſchen Bibl. von C. J. R. Chriſtiani. III. 298.

15. Beitrag zur Erklärung der Geſpenſter- oder Geiſtererſcheinung, von Hern. D. F. Ch. Krebs in Blankenburg. III. 319.

16. Beantwortung einiger Einwürfe der Herausgeber des Tagebuchs eines Vaters im Auguſtſtücke vor. Jahrganges von dem Verf. dieſes Tagebuchs. III. 322.

17. Einige Bemerkungen über die Stelle des Plinius: Naturgeſchichte Buch 2, §. 5. III. 332.

18. Wofür mögen die erſten paläſtiniſchen Chriſten wol das Chriſtenthum gehalten haben? III. 336.

19.

19. Ueber die in der Schulbuchhandlung in Braunschweig herauskommenden Auszüge aus den franz. Klassikern von dem Herausgeber derselben. III. 350.

20. An die Frau Kammerherrin von der Recke zu Wörlitz. III. 366.

21. Antwort auf Herrn Rath Andre zweites Schreiben über geheime Gesellschaften im zehnten Stück des vorigen Jahrgangs. IV. 389.

22. Aspasiens Weisheit. IV. 421.

23. Briefe aus Schottland. IV. 430.

24. Ein Schreiben vom Fuße des Odenwaldes, von J. Freimuth. IV. 434.

25. Schreiben gegen Herrn Schlözer, vom Verfasser des historischen Almanachs. IV. 453.

26. An den Herrn Verfasser der Antwort auf meine Erinnerungen gegen den Aufsatz: über Herrn Kants Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. (Man sehe den September und December dieses Journals von 1789.) von Snell V. 1. VI. 156.

27. Antwort auf Herrn Pr. Neidens Prüfung einer von mir gewagten Uebersetzung und Verbesserung einer Stelle aus Plinius Naturgeschichte, die sich im Septemberstück 1789. dieses Journals befindet. V. 22.

28. Noch eine kleine Anfrage an die Philologen, welche nur ein paar Worte aus dem Plinius betrift. V. 27.

29. Ueber des Ritter von Zimmermann Fragmente über Friedrich den Großen. V. 29.

30. Antwort auf den Aufsatz des Herrn Postsekretär Rabe. (S. Braunschw. J. Jenner und März dieses Jahrs.) V. 66.

31. Bemerkungen über den Begriff, die Natur und die Schädlichkeit des Luxus von Herrn F. K. Schulze in Hamburg. V. 67.

32. Noch etwas über das Lateinsprechen und Sprachkenntniß überhaupt. V. 107. VII. 356.

33. Ueber des Herrn von Dohms Entwurf der Constitution der Stadt Aachen. VI. 129.

34. Einige Erinnerungen über die Bemerkungen des Herrn C. J. R. Christiani im Br. Journ. März 1790. S. 298 — 319. VI. 176.

35. Ist ein böses Urwesen anzunehmen? oder kann es unter den vernünftigen Geschöpfen Gottes ein oder mehrere absolut böse Wesen geben? VI. 194.

36. Auf Wahrheit gegründeter Widerspruch gegen die Nachrichten von den Schulen der freien Reichsstadt Memmingen, die in das dritte Stück des Braunschweigischen Journals im Monat März 1790 eingerückt worden sind, vom Herrn Rector J. L. Bäßler. VI. 205.

Digitized by Google

37. Auszug aus der Rede des Herrn Phetion de Villeneuve, die den 17ten Mai dieses Jahrs in der National-Versammlung gehalten worden. VI. 225.

38. Aphorismen von Herrn Marquis von Puisegür. VI. 239. VII. 305.

39. Ueber den Aufsatz von National-Festen und Volks-Freuden im 8ten Stück des Br. Journals 1789. von v. d. R. VI. 248.

40. Anmerkung über eine Anmerkung des Herrn von Winterfeld, zum 7ten Bd. des Revisions-Werks, im 12ten St. dieses Jour. 1788. von Riehausen. VI. 252.

41. Brief aus Aachen vom 26sten Mai 1790. VI. 255.

42. Ueber die ersten Gründe des Gesellschaftssystems, angewandt auf die gegenwärtige Staatsumwälzung. Zur Probe des Ganzen, aus dem Französischen übersetzt, und mit einigen Anmerkungen begleitet von J. H. Campe. VII. 257.

43. Gegenbemerkungen des Verfassers der Aussichten zur Festsetzung u. s. w. zu der Recension im Aprilstücke 1790 des Braunschweigischen Journals. VII. 346.

44. Ueber öffentliche Gesellschaften zu gemeinnützigen Zwecken errichtet. Erster Brief VII. 374. Zweiter Brief. VIII. 420.

45. Also sollte man den fremden c lieber wieder verabschieden. VIII. 387.

46. Ein pädagogisches Aktenstück aus dem vorigen Jahrhundert. VIII. 428.

47. Bemerkungen über einige Stellen des Cicero. VIII. 434.

48. Neue Briefe über die Kantische Philosophie. Erster bis vierter Brief. VIII. 442.

49. Ein paar Worte über Nro. 7. 8. und 11. des 53ten Heftes der Schlözerschen Staatsanzeigen. VIII. 479.

50. Herr An und Herr Quomodo, zwei Deputirte zur Comitée, und der Secretaire. VIII. 483.

51. Ueber Religions-Meinungen. Erstes Gespräch. Ueber die Meynung: Meine Religion ist die einzige wahre und zur ewigen Glückseligkeit führende. VIII. 492.

52. Kurze Erklärung über die Erinnerungen im Junius des Braunschw. Jour. S. 179-194. VIII. 499.

53. An Basedow's Grabe. VIII. 501.

54. Vorschlag zu Verstopfung der Quellen der Städtischen Armuth. IX. 1.

55. An den Herrn Verfasser der Frage: Sollte das preußische Religionsedict für die Verbreitung der wahren Aufklärung wirklich so gefährlich seyn, als man glaubt? IX. 48.

56. Dritter Brief. Ueber geheime Gesellschaften (S. den Nov. 1789. dieses Journals.) IX. 47.

57. Ueber die Lüttticher Revolution. IX. 81.

58.

58. Ueber die Encyclopädie der lateiniſchen Claſiker, herausgegeben von Ioh. Hein. Aug. Schulze. Braunſchweig, in der Schulbuchhandlung 1790. X. 329.

59. Die allgemeine Erziehungsverſammlung oder der pädagogiſche Reichstag. X. 346.

60. Seneka, von der Glückſeligkeit. An ſeinen Bruder Gallio. X. 359. XII. 470.

61. Ein hunde-freundlicher Vorſchlag. X. 394.

62. Iſt angehenden Studenten das Leſen der Zeitſchriften zu empfehlen? X. 398.

63. Ueber eine Stelle in der Schrift: Darſtellung des Fürſtenbundes. Leipzig bei Weidm. E. u. R. 1787. X. 433.

64. *Proben einiger* Verſuche von deutſcher Sprachbereicherung, von J. H. Campe. XI. 241.

65. Rede, gehalten bei meiner öffentlichen Anſtellung zum erſten Lehrer an der Catharinenſchule, von Herrn Prof. Heuſinger. XI. 297.

66. Berichtigung einer Stelle des Columella de re rust. l. IX. c. 4. §. 3. Vom Herrn Superintendent Reß. XI. 305.

67. Anekdote zu dem 4ten Stück dieſes Journals von 1790 zur Recenſion über die Anreden an die Richter des Dr. Bahrdt. XI. 313.

68. Ueber einige Stellen in Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates, in einem Schreiben an den Herrn Prof. Schneider in Frankfurt

an

an der Oder, von J. C. F. Wetzel, Lehrer am Waisenhause zu Bunzlau. XI. 316.

69. Ueber die erste thierische Bildung nach Kantischen Grundsätzen. XI. 331.

70. Ueber die Erlernung der lateinischen Sprache, an Hrn. M. Lenz in Zelle. XI. 338.

71. Aufklärung vom Odenwälder. XI. 367.

72. Ueber die Erlernung der griechischen und lateinischen Sprache, vom Odenwälder. XI. 370.

73. Ueber Regierungsformen, vom Odenwälder. XI. 376.

74. Ueber Herrn Schulrath Campens Theophron nach der neuesten Ausgabe. XII. 385.

75. Ludwig der Neunte, König von Frankreich, oder die Wirkungen des Glaubens an eine alleinseligmachende Religion. XII. 414.

76. Meine Philosophie. XII. 495.

Braunschweigisches Journal.

Erstes Stück.

Januar 1790.

I.

Fünfter Brief aus Paris zur Zeit der Revolution geschrieben.

Paris den 14ten Aug. 1789.

Pends toi, cher Ami — schrieb einst auf einem Schlachtfelde, ich weiß nicht welcher französische General an, ich weiß nicht welchen Freund — nous venons de battre l'ennemi, et tu n'y étois pas! So mögte auch ich meinen heutigen Brief an Sie anfangen: pends toi, lieber T*; ich habe gestern dem förmlichen Leichenbegängniß des französischen Despotismus beizuwohnen das Glück gehabt, und Sie waren nicht dabei! Die hohen Leidtragenden — Aber

ich muß die Geschichte dieser für mich so merkwürdigen beiden Tage wol von vorn anfangen.

Als wir ehegestern Morgen in Versailles ankamen, hörten wir, daß die Sitzung der Nationalversammlung schon ihren Anfang genommen habe. Das Versammlungshaus derselben liegt ohnfern des Weges, einige hundert Schritte vor dem königl. Schlosse, und war ehemals, welches mir gar merkwürdig vorkam, für die kleinen Ergötzlichkeiten Sr. Majestät — pour les menus plaisirs du roi — bestimmt gewesen. Voll Begierde, einmal eine große und freie Nation in ihren Stellvertretern versammlet zu sehn, eilte ich alsobald dahin. Allein zu meinem Leidwesen mußte ich von dem an der Thür des Versammlungssaals stehenden Schweizer die unangenehme Nachricht hören, daß die Galerien mit Zuschauern schon gänzlich angefüllt wären, und daß daher Keiner weiter hinauf gelassen werden könnte. Indem ich noch mit ihm darüber capitulirte, kam ein Deputirter vom Adelstande aus dem Saal, und ich wandte mich nun an diesen; sagte ihm, daß ich auf erhaltene Einladung des Hrn. Grafen von Mirabeau da wäre, und ersuchte ihn, mir Gelegenheit zu verschaffen, ihn zu sehn. Von Herzen gern, antwortete der Deputirte; und kehrte in den Saal zurück. Ein gläubiger Katholik der an der Schwelle der Himmelspforte auf Petrus An-

Ankunft harrt, kann mehr nicht auf Kohlen stehn, als ich in diesem Augenblick vor der Thür der Nationalversammlung stand. Nach einigen Minuten kam der gefällige Mann zurück und sagte: der Graf müsse abwesend seyn; er habe die ganze Versammlung mit seinen Blicken durchsucht, ihn aber nirgends entdecken können. Indem er noch mit mir redete, sahen wir unsern Mann durch einen Seitengang in Gesellschaft zweier andern Deputirten auf uns zu kommen; und meine Verlegenheit hatte nun ein Ende. Er verhalf mir sogleich zu einem guten Platze, und ich nahm denselben mit Empfindungen ein, welche der Größe meiner Vorstellung von der Würde einer solchen Versammlung angemessen waren.

Es that mir leid, diese Empfindungen nicht lange unterhalten zu können. Aber alles, was ich bei meinem Eintritt in den Versammlungssaal sahe und hörte, störte mich darin, und machte mich anfangs glauben, daß die eigentliche Sitzung noch nicht angegangen sey; so groß und regellos war das Geräusch, oder vielmehr — es thut mir leid, es sagen zu müssen — das Geschrei, welches von allen Seiten her meine Ohren betäubte. Bald waren es einzelne Stimmen, bald ganze Pelotons von hundert und mehr Stimmen, welche bald an dieser, bald an jener Seite des Saals zugleich losplatzten, sich durchkreutz-

ten, und ein so unordentliches, lautes und unverständliches Geräusch verursachten, daß ich wenigstens zehn Minuten, wie betäubt, da stand, ohne nur einmal errathen zu können, wovon die Rede war. Das fast unaufhörliche Geklingel des Präsidenten, welcher vergebens zur Ordnung! rief, und das von allen Enden her fast unabläßig, aber umsonst ertönende Silence! welches Stille gebot, ohne sie bewirken zu können, vermehrten den Sabbath und machten das Ganze zu einer wahren Judenschule.

Ich hatte unterdeß Zeit, weil ich doch nun einmal von alle dem Geschrei kein Wort verstehen konnte, umher zu schauen, um die Einrichtung des Orts zu bemerken. Es ist ein großer eiförmiger Saal, in welchen das Licht theils von oben durch eine Kuppel, theils von den Seiten durch die Gallerien fällt. In der Mitte desselben ist ein kleiner freigebliebener Platz, auf welchem von den beiden Hauptseiten des Gebäudes her zwei Ein- und Ausgänge münden. Von diesem Platze erhebt sich auf beiden Seiten ein Amphitheater von gepolsterten Sitzen mit grün angestrichenen Rücklehnen bis zur Galerie hinauf, welche durch einen rings umherlaufenden Säulengang abgesondert wird. Der eine amphitheatralische Halbzirkel ist für die Stellvertreter des dritten Standes, der andere halb für die Geist-

Geistlichkeit und halb für den Adel bestimmt. In der Mitte zwischen den letztern beiden Unterabtheilungen steht, einige Stufen über den Fußboden erhaben, die grüne Tafel, woran die Schreiber sitzen, und abermals einige Stufen höher sitzt auf einem Lehnstuhle der Präsident, und hat ein kleines Tischchen mit Schreibmaterialien und mit einer ziemlich großen Handglocke vor sich. Gegen ihm über befindet sich in gleicher Höhe in dem Halbzirkel der Gemeinen eine Art von Rednerstuhl — Tribune — worauf diejenigen treten, welche zusammenhängende Reden halten oder etwas vorlesen wollen. Manche bleiben indeß auch bei solchen Gelegenheiten an dem Orte, wo sie saßen, stehen; und wenn ihre Stimme stark genug ist, um von daher überall gehört zu werden, so läßt man es sich gefallen; wo nicht, so schreit das ganze Haus: à la tribune! und der Redende muß sich bequemen hinaufzusteigen, um seinen Vortrag von vorn wieder anzufangen.

Gleich in den ersten Minuten meines Hierseyns wurden nach einander zwei Curés, wovon der Eine eine Rede halten, der Andere etwas ablesen wollte, an diesen Ort gewiesen; aber beide mußten unverrichteter Sache wieder herabsteigen. Ich kann nicht sagen, was der Gegenstand ihres Vortrages war; denn es kam in Wahrheit auch nicht ein einziges Wort zu meinen

Ohren, das nicht durch eine Menge einschreiender Stimmen, für mich wenigstens, völlig unverständlich geworden war. Ich sage: für mich; denn mit Erstaunen bemerkte ich, daß nicht bloß die ganze Versammlung, sondern auch die Galerie, mitten unter dem lauten und unordentlichen Geschrei, alles wohl zu verstehen schien. Aber es ging hier meinen Ohren, wie es den Augen eines aus dem hellen Tageslichte in einen dunkeln Ort Kommenden zu gehen pflegt. Er ist eine Zeitlang blind, indeß Andere, die schon vor ihm da waren, alles deutlich unterscheiden können. Nach und nach fingen auch meine Ohren an, die Hauptstimmen von den Nebentönen zu unterscheiden, und meinem Verstande etwas Zusammenhängendes zuzuführen; bis dahin aber war ich so gut als taub.

Die beiden Curés, deren ich eben erwähnte, mußten entweder eine allgemein misfällige Sache vortragen wollen; oder die Art ihres Vortrages mußte allgemein misfällig seyn: sie konnten, trotz alles Händeausstreckens, wodurch sie um Stille und Aufmerksamkeit fleheten, trotz alles Klingelns, wodurch der Präsident ihre Bitten unterstützte, nicht so viel erlangen, daß sie nur eine einzige Periode beendigten. Das Geschrei: en poche! en poche! und à bas! à bas! — wodurch die Versammlung ihre Unzufriedenheit über das Gesagte

ſagte und Vorgeleſene zu erkennen gab — nahm kein Ende, bis die Redner ſich in ihr Schickſal ergaben, und unverrichteter Sache wieder hinabſtiegen.

Jetzt traten nach und nach mehrere Redner, doch ohne die Tribüne zu beſteigen, an dem Orte ihrer Sitze auf; aber nur einigen Wenigen, welche rieſenmäßige Stimmen hatten, gelang es, das tumultuariſche Geſchrei zu überſchreien, und ihren Vortrag zu beendigen, ohngeachtet auch dieſe faſt bei jeder Periode bald durch widerſprechende Stimmen, bald durch Beifallrufen, bald durch Händeklatſchen, bald durch ein allgemeines Gelächter, unterbrochen wurden. Einige dieſer Redner ſtanden, wie wahre Athleten, in einer kämpfenden Stellung, mit geballter, in die Luft ſchlagender Fauſt, mit hoch aufgeſchwollenen nnd ſtarkgeſpannten Geſichtsmuskeln, und mit Blicken, welche von Zorn glüheten, da, und erkämpften ſich gleichſam, mit übermenſchlicher Anſtrengung, eine Aufmerkſamkeit, die ſie durch ſanftere Mittel nicht erhalten konnten.

Es iſt ein wahres Unglück für die gute Sache der Nation, daß dieſe Verſammlung aus 1200 Köpfen und zwar, was noch viel mehr ſagen will, aus 1200 franzöſiſchen Köpfen beſteht. Eine ſo zahlreiche Verſammlung von Menſchen, deren jeder nicht nur das Recht, ſondern

auch eine prickelnde Begierde zu reden hat, würde schon in jedem andern Lande, auch in solchen, wo der Grundstrich des Nationalcharacters Phlegma ist, in der Menge ihrer Mitglieder gar große Hindernisse und Schwierigkeiten finden, wodurch die Ordnung und der regelmäßige Fortgang ihrer Verhandlungen oft würde unterbrochen werden. Nun denke man sich diese zahlreiche Gesellschaft aus lauter Franzosen bestehend, d. i. aus Leuten von der allerlebhaftesten Sinnes- und Handlungsart, aus Leuten, die vermöge ihres Nationalcharacters zum Aufbrausen (Effervesciren) so sehr geneigt sind, die schlechterdings — und sollte es ihnen, ich weiß nicht was kosten — unvermögend sind, eine in ihrem Herzen oder Verstande einmal lebhaft gewordene Empfindung oder Idee zurückzuhalten, aus Leuten endlich, denen das Freiheitsgefühl und das erst kürzlich erkämpfte Recht dieses Gefühl ohne Zurückhaltung zu äußern, noch etwas nagelneues sind: und man wird die übermäßige Lebhaftigkeit ihrer geräuschvollen Versammlung eben so verzeihlich als begreiflich finden. *)

Um

*) Auch steht zu erwarten, daß die Zahl der Abgeordneten künftig beinahe um die Hälfte werde vermindert werden, weil die Nation schon angefan-

Um indeß nicht ungerecht zu seyn, muß ich zur Ehre dieser lebhaften Versammlung hinzufügen, daß nicht sobald ein Gegenstand von beträchtlicher Wichtigkeit vorkommt, als man sie auf einmal von dem stärksten Geräusch zur aufmerksamsten Stille, von der ausgelassensten Lustigkeit zum catonischen Ernst in einem Nu! zurückkehren sieht. Dies war auch heute der Fall, als der Präsident — es war Herr Chapellier — der Versammlung ankündigte, daß die von Hrn. Target — einem Parlamentsadvocaten und Akademiker — entworfene Addresse vorgelesen werden sollte, worin man dem Könige den ihm zuerkannten Ehrentitel Wiederhersteller der französischen Freiheit übertragen und ihn ersuchen wollte, sich mit der Versammlung in die Schloßkapelle zu verfügen, um wegen der glücklich vollendeten Revolution ein feierliches Te Deum mit ihr zu singen. Da dies die erste überlegte

fangen hat, es unschicklich und ungehörig zu finden, daß der ehemalige, jetzt nicht mehr existirende Adel und die zu bloßen Bürgerrechten herabgesetzte Geistlichkeit, welche nicht zwei fünf und zwanzig Theile der Nation ausmachen, eben so viel Stellvertreter in der Versammlung haben, als die übrigen drei und zwanzig fünf und zwanzig Theile zusammen genommen.

Digitized by Google

Anrede der freigewordenen Nation an ihren nunmehr beschränkten König war, wodurch gleichsam der Ton angegeben werden sollte, in welchem die Nationalversammlung sich in solchen Fällen künftig auszudrücken habe: so war nicht nur die ganze Versammlung, sondern auch die mit Menschen beiderlei Geschlechts angefüllte Galerie, auf einmal ganz Aufmerksamkeit, und es entstand eine so tiefe Stille, daß man ein fallendes Blatt hätte hören können. Daß diese Stille nur einige Minuten dauerte, daran war nicht sowol die Versammlung, als vielmehr, wie Sie gleich hören werden, der vorlesende Akademiker schuld, welcher bei der Abfassung der Addresse vergessen zu haben schien, daß er nicht im Namen einer schmeichelnden und kriechenden Akademie, sondern im Namen einer freien Nation zu schreiben habe.

Herr Target bestieg die Bühne, und die erwartungsvolle Stille dauerte fort. Aber kaum hatte er den Mund geöfnet, so brach auch, als hätte man sich das Wort gegeben, auf einmal der lauteste Sturm gegen ihn aus. Er fing seine Addresse mit den Worten an: Sire, l'assemblée nationale a l'honneur — Bei dem Worte honneur riefen hundert und mehr Stimmen: point d'honneur! point d'honneur! effacés ce mot! Herr Target bat, man mögte ihm erlauben, nur erst die Periode auszulesen; es wurde wie-

wieder still, und er fing von neuem an: Sire, l'assemblée nationale a l'honneur de mettre aux pieds de votre Majesté — Hier entstand ein so allgemeines und fürchterliches Geschrei, daß die Wände zitterten und die Fenster klirrten. A bas les pieds! à bas les pieds! rief das ganze Haus; und eine der durchdringendsten Stimmen fügte hinzu: L'assemblée nationale ne met rien aux pieds de qui que ce soit! (die Nationalversammlung legt Niemanden, wer er auch seyn mag, etwas zu Füßen!) Herr Target wollte sich vertheidigen, wollte bald den Respect gegen die Füße Sr. Majestät, bald das Wort Ehre retten; aber man ließ ihn, alles Bittens und Flehens ungeachtet, schlechterdings nicht zu Worten kommen; und er fing endlich mit einer Art von Verzweiflung von neuem an: Sire, die Nationalversammlung bringt zu Ewr. Majestät — L'assemblée nationale porte à V. M. — Hier wurde geklatscht und Bravo! gerufen. Er fuhr fort: porte à V. M. *l'offrande* (das Opfer) — abermaliges Geschrei! Das Wort offrande war ihnen auch anstößig; „man könne es, rief Mirabeau, nur in Beziehung auf Gott oder einen Götzen brauchen, und, fügte er hinzu, le roi n'est ni l'un ni l'autre! — Der König ist weder das Eine noch das Andere!“ Der nächsten Periode ging es nicht besser; man fand sie viel zu Wortreich,

reich, viel zu gedehnt. Mon Dieu, rief eine Dame, die in meiner Nähe saß, combien de phrases! ça ne finit pas! (Wie viel Redensarten! Das hat ja kein Ende!) Herr Target wollte sich abermals vertheidigen; aber umsonst! Er sahe sich genöthiget herabzusteigen, um das Ding erst umzuschmelzen. Unterdeß wurde von andern Sachen gesprochen.

Nach einer Viertelstunde kam er wieder, und hatte abermals das nämliche Schicksal. Jede der folgenden Perioden wurde mit gleicher Heftigkeit kritisirt und verworfen. In einer derselben kam das Wort ivresse — Trunkenheit — vor, welches Graf Mirabeau auffing und darüber in die Versammlung rief: Messieurs, le corps législatif ne peut jamais étre ni ivre ni enivré — die gesetzgebende Gesellschaft kann niemals weder trunken noch betrunken seyn! — Dies Wort ward allgemein belacht und beklatscht. Der Akademiker mußte zum zweitenmal herunter.

Ich habe als Knabe und nachher als Mann manches Schulexercitium corrigiren sehn und selbst corrigirt: aber nie ist mir dabei ein Beispiel einer so unbarmherzigen Critik vorgekommen, als diejenige war, die der arme Msr. Target über seine unglückliche Addresse ergehen sah. Auch stand er mit allen Merkmalen der Schaam und der Verzweiflung da, mit der ein Schulknabe sich

von

von seinem Orbil das misgerathene Exercitium vor die Füße werfen sieht. Allein was war zu thun? Er mußte herab, um seinen Aufsatz noch einmal umzuschmelzen.

Als er zum drittenmal wieder kam, bestieg er nicht die Tribüne, sondern stellte sich auf die Erhöhung vor der großen Tafel; vielleicht, weil er den Ort scheute, wo es ihm zweimal so übel ergangen war. Die Addresse war nunmehr, dem Willen der Versammlung gemäß, so schlicht und simpel geworden, daß man wenig oder gar nichts mehr daran auszusetzen fand. Es ward sodann darüber gestimmt, und sie wurde genehmiget. Das Stimmen geschieht theils, aber nur in außerordentlichen Fällen, durch Zuruf, wenn alle wie aus einem Munde Beifall geben, theils, wie diesmal, durch Aufstehn und Sitzenbleiben, wobei es sich gemeiniglich auf den ersten Anblick zeigt, ob die meisten für oder wieder einen Antrag sind, theils endlich durch ordentliches Aufzählen der Stimmen in solchen Fällen, wo der bloße Augenschein nicht entscheidend lehrt, auf welcher Seite das Uebergewicht ist.

Die Versammlung ging gegen Ein Uhr auseinander, um in den Büreau's zu arbeiten.

Ich könnte nun unterdeß Ihnen von Versailles und seinen Herrlichkeiten ein Langes und Breites erzählen; aber da ich eben so wenig Zeit

und

und Lust habe etwas Langweiliges zu schreiben, als Sie etwas Langweiliges zu lesen: so mögen diese schönen Siebensachen, wenn sie beschrieben seyn wollen, sich einen andern Beschreiber suchen. Ich für mein Theil kann und werde Sie von hieraus mit nichts unterhalten, als nur mit solchen Bemerkungen, welche Beziehung auf die gegenwärtige große Staatswiedergeburt haben.

Auffallend ist die Beobachtung, daß der Pöbel zu Versailles zu dem in Paris, wie an dem letztern Orte der weibliche Pöbel zum männlichen, sich zu verhalten scheint. Was nämlich zu Paris in den ersten stürmischen Tagen der Revolution von gesetzwidrigen Unordnungen und von Barbarei vorfiel, das rührte, wie Augenzeugen mich versichert haben, größtentheils nicht von Männern, sondern von den Weibern der Vorstadt St. Antoine und von den sogenannten Damen der Hallen, den Trödelweibern, her;*) und daß der Pöbel zu Versailles dem zu Paris an Sittlichkeit nachstehen müsse, das scheint aus mehr

*) So waren es z. B. mehr diese Weiber, als ihre Männer, welche an den Leichnamen der hingerichteten Volksverbrecher ihre Rachlust sättigten, indem sie dieselben zerstückten, und mit einzelnen Theilen noch eine Zeitlang ihren pöbelhaften und barbarischen Spaß trieben.

mehreren Thatsachen, unter andern auch aus folgender zu erhellen, die sich den Tag vor unsrer Ankunft daselbst ereignet hatte. Ein Bürger hielt sich eine Lustdirne, und verschwendete mit ihr sein Vermögen. Sein schon erwachsener Sohn, darüber aufgebracht, ging von verweisenden und zankenden Worten zu Thätlichkeiten über; und da der Vater ihn abhalten wollte, seinen Zorn an dem Gegenstande ihres Gezänkes auszulassen: so gerieth jener darüber endlich in eine so blinde Wuth, daß er diesen seinen leiblichen Vater selbst ermordete. Er wurde auf der That ergriffen, in Verhaft genommen, und von der Obrigkeit zum Strange verurtheilt. Dies Urtheil sollte jetzt gleich vollzogen werden; allein der Pöbel rottete sich zusammen, entriß den Verbrecher den Händen der Obrigkeit, beging dabei verschiedene Gewaltthätigkeiten an der bewafneten Bürgerschaft, welche ungern Blut vergießen wollte, und zwang, indem er den Schloßplatz unter wilden Geschrei erfüllte, dem Könige selbst die Begnadigung des Missethäters ab. In Paris hingegen ließ, wie ich schon in einem meiner vorhergehenden Briefe erwähnte, das Parlament am Tage unserer Ankunft zwei Verbrecher, welche keine Vatermörder waren, mit zerschlagenen Knochen langsam auf dem Rade sterben; ohne daß der Pöbel sich nur im mindesten dagegen auflehnte oder einen Ein-

griff

griff in die obrigkeitliche Gewalt zu thun, sich erlaubte. Woher dieser Unterschied?

Ich kann ihn mir nicht anders, als durch die um sich greifenden Ansteckungen eines höchstverderbten Hofes erklären. Der Pöbel von Versailles sahe seit einer Reihe von Jahren diejenigen, die er als Göttinnen und Götter der Erde zu verehren gewohnt war, sich ohne Zurückhaltung und Schaam in die schändlichsten Ausschweifungen und Laster stürzen, und die schreiendsten Ungerechtigkeiten ohne Scheu begehn: was Wunder, daß diese verderblichen Beispiele auf seine eigenen Sitten wirkten? Was Wunder, daß eine so pestilenzialische Hofluft ihn endlich selbst ansteckte, und ihn unsittlich, ausschweifend, wild und zügellos machte?

Daß die Weiber in Paris und, wie es nach verschiedenen Vorfällen in den Provinzen das Ansehn hat, das ganze weibliche Geschlecht in Frankreich dem männlichen an Cultur, an Mäßigung und Sittlichkeit nachsteht, und, so oft es zu Gewaltthätigkeiten kommt, sich fast immer durch Blutdurst und Grausamkeiten auszeichnet: davon liegen die zusammentreffenden Ursachen vermuthlich, theils in der größern Schwäche dieses Geschlechts, weil der Schwächere bekanntlich auch der Grausamere zu seyn pflegt, theils in der verkehrten und nachläßigen Erziehung desselben,

die,

die, wie in den meiſten Ländern, ſo auch in Frankreich Statt findet, theils in dem Uebermuthe und Dünkel, wozu die franzöſiſchen Weiber aller Stände durch die zur Nationalſitte gehörige Galanterie und Courtoiſie der franzöſiſchen Männer, mehr als andere in andern Ländern, verwöhnt werden; theils endlich in der dieſem Geſchlechte, beſonders in Frankreich, eigenen Begierde, jede durch Zufall ihnen dargebotene Gelegenheit, ſich in öffentliche Angelegenheiten zu miſchen, ſich geltend zu machen, und ein männliches Kraftgefühl zu äuſſern, eiferſüchtig zu ergreifen, und bis zur Ausſchweifung zu benutzen.

Dies im Vorbeigehn über die franzöſiſchen Damen, die mir dieſe Anmerkung zu gute halten mögen. Ich kehre wieder nach Verſailles zurück.

Es iſt hier jetzt ein ſonderbarer Anblick, der zu vielen ſo nahe liegenden Betrachtungen Anlaß giebt, daß ich nicht erſt darauf hinzuweiſen brauche, — den nämlichen König, der vor einigen Wochen noch ein irrdiſcher Halbgott war, dem vor einigen Wochen noch eine halbe Million bewafneter Arme, tauſend und mehr feuerſpeiende Schlünde, und 24 Millionen Sklaven zu Gebote ſtanden, worüber ſein bloßer Wink entſchied, dieſen nämlichen König durch die Begebenheiten zweier Tage, durch die Kraft des Pöbels einer einzigen

Stadt, auf einmal so weit heruntergebracht zu sehn, daß er nicht einmal mehr Herr in seinem eigenen Hause ist, daß er willenlos dastehn, und alles, alles genehmigen muß, was diejenigen, die er vorher unbeschränkt beherrschte, ihm jetzt von ihrer Seite vorzuschreiben belieben; ihn so weit heruntergebracht zu sehn, daß so gar alle die Schriften, welche die Geschichte dieser merkwürdigen Revolution und die bittersten Verwünschungen gegen die ersten Personen seiner Familie enthalten, in seinem eigenen Hause*) und unter seinen und der Seinigen Augen öffentlich verkauft werden; ihn endlich so weit heruntergebracht zu sehn, daß er, statt der Schaaren glänzender Leibwachen, die ihn vorher umgaben, jetzt nur noch von einigen abgelebten Invaliden und von einigen Bewafneten in bürgerlicher Kleidung bewacht wird.**) Ich kann

*) Nämlich in den Galerien des königlichen Pallastes, wo unter andern Verkäufern, auch Buchhändler ausstehn, und alles feil bieten, was in Paris und Versailles jetzt gedruckt wird.

**) Als in der Nacht vom 30sten bis 31sten Julius die letzten vier Compagnien der französischen Garde, nebst der Schweizergarde Versailles verließen, um sich der bürgerlichen Miliz in Paris beizugesellen, ließ der Graf von St. Priest am folgenden Morgen den königl. Befehl — de par le Roi! — bekannt ma-

kann mich nicht enthalten, hier noch einmal auszurufen: der große Spiegel hängt; sehe hinein, wer mit dem allerchriſtlichſten Könige nicht einerlei Wechſel des Schickſals zu erfahren wünſcht! Welcher Monarch war in ſeinem Lande mächtiger und angebeteter als er; und welche Demüthigung iſt nun gleichwol jetzt noch für ihn übrig?

Wie weit die Vergötterung des Königs und der königlichen Familie bei dieſem gutmüthigen Volke ehemals ging, und wie ſchwer es ihm ſogar jetzt noch fällt, ſich von jenen übermäßigen Empfindungen der tiefſten Verehrung loszumachen oder ſie nur auf einen, den jetzigen Verhältniſſen angemeſſenen Ton herabzuſtimmen: davon habe

 ich

machen: „daß die Poſten beim Gitterthore und am Pallaſte von Invaliden, die entfernteren Poſten hingegen von der Bürgermiliz beſetzt werden ſollten.“ Dieſe königliche Anordnung nahmen die Bürger von Verſailles ſehr ungnädig auf; ſie behaupteten, auf die Ehre, die Perſon ihres Königs zu bewachen, ein näheres Recht, als der bloße Miethling zu haben, und ohne ſich an den bekanntgemachten Befehl zu kehren, verordneten ſie von ihrer Seite: daß die ſämmtlichen Poſten der Schloßwache gemeinſchaftlich, von Bürgern und Invaliden zugleich beſetzt werden ſollten. Und ſo geſchahe es denn auch wirklich. De par le peuple!

ich in den Tagen meines Aufenthalts zu Versailles einige merkwürdige Beispiele angesehn. So kam z. B. gegen Abend der kleine Dauphin auf der Terrasse des Gartens zum Vorschein, und brachte einen Schubkarren mit, um sich mit Schieben zu belustigen. Vier weibliche Aufseherinnen und Bildnerinnen begleiteten ihn; denn damit ein künftiger König von Frankreich ja zu keiner männlichen und festen Denkungsart gelangen möge, so überläßt man ihn während seiner ersten sechs Lebensjahre, also gerade in derjenigen Zeit, wo der unaustilgbare Grund zum Character gelegt wird, den Händen der Weiber. Er war mit einem leichten Jäckchen von Nanking bekleidet; aber damit er ja recht früh zu der Einbildung kommen mögte, daß er ein über andere Menschen erhabenes ausserordentliches Wesen sey, obgleich sein königlicher Vater jetzt täglich vom Gegentheil überführt wird: so hatte man Sorge getragen, ihn mit dem blauen Bande zu behangen, und sein Jäckchen von Nanking mit dem Stern zu bezeichnen. Kaum war nun dieses Kind mit seinem Schubkarren erschienen: so sahe man alle im Garten lustwandelnde Personen, selbst die Mitglieder der Nationalversammlung nicht ausgenommen, nach dieser Stelle der Terrasse hineilen, schon in einer gewissen Entfernung sich ehrfurchtsvoll das Haupt entblößen, und dann in stiller Bewunderung dastehn und angaffen, als

wenn

wenn sie einem ehemaligen Lever du roi beiwohnten, oder als wenn die ausserordentlichsten Dinge von der Welt zu sehen gewesen wären. Und es war doch weiter nichts zu sehn, als ein vier oder fünfjähriger Knabe, der seinen kleinen Karren schob! Ein anderes noch auffallenderes Beispiel dieser Art sahe ich am folgenden Tage. Doch davon nachher.

Ich kehre wieder zur Nationalversammlung zurück. Mit einem Billet an den wachhabenden Bürgerofficier versehn, erhielten meine Freunde und ich in der Sitzung des folgenden Tages abermals einen guten Platz. Fast die ganze erste Stunde ging damit hin, daß Einer der Secretairs der Versammlung nur ein Verzeichniß der seit gestern eingelaufenen Papiere mit einer kurzen Inhaltsanzeige vorlas. Da waren Addressen ohne Maaß und Ziel von ganzen Provinzen, von Städten, von besondern Gesellschaftskörpern (Corporationen) und von einzelnen Personen eingesandt; da waren Berichte und Danksagungen, Bitten und bloße Höflichkeitsbezeigungen ohne Ende; da kamen Projecte und Bücher vor, welche der Nationalversammlung zugeeignet wurden, und ein Ehepaar vom Lande huldigte ihr sogar durch Uebersendung eines Bukets von Blumen und Kornähren mit einer artigen Danksagungsaddresse be-

gleitet. Das Buket wurde vorgezeigt, und erregte allgemeines Lachen.

Man klagt, daß die Nationalversammlung bis dahin noch so wenig gethan habe. Wer sie selbst gesehen hat; wer die tausendfältigen Störungen und Hindernisse kennt, mit welchen diese Versammlung täglich zu kämpfen hat; und wer dabei besonders dies in Erwägung zieht, daß der Adel und die Geistlichkeit im Grunde ihres Herzens die ganze Revolution mit allen ihren Folgen verabscheuen und verwünschen und den Fortgang derselben, so weit die Laterne es ihnen erlaubt, aufzuhalten suchen: der wundert sich, daß sie schon so viel gethan habe.

Unter den der Versammlung zugeeigneten Büchern war eins vom Abbé Fauchet, einem durch außerordentliche Freimüthigkeit und eben so grossen Patriotismus sich auszeichnenden Manne, auf den ich in der Folge noch einmal zurückkommen werde, weil er vor einigen Tagen, bei einer besondern Gelegenheit, sich die Bürgerkrone erworben hat. Sein Buch handelt de la réligion *nationale*, und er thut darin Vorschläge zur Verbesserung der öffentlichen Landesreligion. Ein zweites Buch hatte den Titel sur la navigation par un Allemand. Bei dem Worte Allemand fing die ganze Versammlung an zu lachen. Warum? Das werde ich Ihnen ein andermal erzählen.

Einer

Einer von denen, welche die Nationalversammlung mit Zuschriften heimsuchten, hatte sich durch ein Anagramm unterschrieben. Dies erregte abermals ein Lächeln. Der vorlesende Secretair zog dasselbe auf sich, weil er glaubte, er habe dem Dinge vielleicht nicht seinen rechten Nahmen gegeben. Er wollte den Fehler verbessern, und sagte: par un épigramme. Hatte man vorher gelächelt, so lachte man jetzt überlaut.

Ich übergehe die darauf folgenden Debatten dieses Tages, weil ich nicht eine Geschichte der Nationalversammlung schreiben, sondern nur durch einen und den andern Zug Ihrer Einbildungskraft zu Hülfe kommen, und ihr die Bemühung, sich von dieser Versammlung ein Bild zu machen, erleichtern wollte. Eine Hauptscene dieses Tages — das hohe Leichenbegängniß, welches ich Ihnen ankündigte — reißt mich fort.

Die Nationalversammluug, welche heute die gestern entworfene Addresse in corpore übergeben, und den König einladen wollte, mit ihr zugleich dem Himmel zu danken, daß er ihm die unumschränkte, d. i. ungerechte Alleingewalt habe abnehmen lassen, erschien diesmal ganz in ihrem eigentlichen Costume; d. i. alle — bis auf die Erzbischöfe nach, welche ihren gewöhnlichen violetten Ornat trugen — waren schwarz gekleidet, und ließen, in so fern sie keine Perrüken tru-

gen, nach Art der französischen Rechtsgelehrten, das vorn frisirte Haar, hinten, so lang es war, ungebunden niederhängen. Der Adel zeichnete sich dabei durch niedergeklappte und mit weissen Federn belegte Hüte aus, von der Art wie man sie auf alten französischen Gemälden zu sehen pflegt.

Die Sitzung wurde gegen Mittag geendiget, und der feierliche Zug nach dem Pallaste nahm seinen Anfang. Es sollte, außer den Mitgliedern der Nationalversammlung und dem Hofe, Niemand bei dieser Feierlichkeit zugelassen werden, weil die Schloßkapelle mehrere Personen nicht füglich aufnehmen konnte. Weil indeß der Zufall wollte, daß wir beim Ausgange aus dem Versammlungshause mit in die Reihe der Deputirten kamen, und beinahe, bis auf die Haartracht nach, wie sie gekleidet waren: so hatten wir den Einfall zu versuchen, wie weit wir wol, ohne zurückgewiesen zu werden, mit ihnen fortgehen könnten. Das Schlimmste, was wir dabei zu erwarten hatten, war allenfalls — eine höfliche Bitte, daß wir zurückbleiben mögten; und darauf konnten wir also schon etwas wagen.

Wir kamen an das Gitterthor, und man ließ uns durch; wir kamen auf den Marmorhof und zum Portal des Schlosses, und man ließ uns mit hinein. Jetzt ging es aus Einer Galerie in die an-

andere; dann eine Treppe hinauf, dann aus Einem Zimmer in das andere, an deren Flügelthüren wir jedesmal einige der sogenannten hundert Schweitzer — Cent Suisses — fanden, und jedesmal zurückgewiesen zu werden erwarteten, aber nicht zurückgewiesen wurden. Zwar hörten wir, daß die zunächst hinter uns gehenden Deputirten sich von uns unterhielten, indem der Eine den Andern fragte: Ces Messieurs là sont-ils des Députés? und der Andere ihm antwortete: J'en doute; aber dabei blieb's. Celui là, sagte der Eine, auf Einen von uns zeigend, paroit être Anglois. Cela se peut, erwiederte der Andere, mais l'apparence est quelque fois trompeuse. — Und so ließ man uns ruhig bis in die sogenannte große Galerie, wo der König die Addresse annehmen wollte, mit sich fortgehn.

Hier lief nun alles, weil der König noch nicht da war, eine Zeitlang unordentlich durch einander; und ein Getöse, welches von fern gehört, dem Brausen des Meeres glich, erfüllte den Saal. Prinzen, Erzbischöfe, Markis, Grafen, Edelleute, Priester und Bürger schwärmten bunt durch einander. Man glaubte in Noah's Kasten zu seyn. Plötzlich öffnete sich eine Seitenthür; und in dem nämlichen Augenblicke waren tausend winkende Hände und Hüte in der Luft, welche zur Stille einluden, und ein allgemeines Zsch! Zsch! ver-

kündigte die Ankunft des Monarchen. Er trat herein; und da hätten Sie sehen sollen, wie die nämlichen Menschen, welche Tags zuvor auf jede Silbe eifersüchtig waren, die dem Wiederhersteller der französischen Freiheit zu viel Respect zu bezeugen schien, auf einmal wieder die alten, ihrem Beherrscher mit Leib und Seele ergebenen Franzosen zu seyn das Ansehn hatten, die sie ehemals waren. Einige sprangen auf Stühle, Andere hingen sich an die Säulen, und die Uebrigen reckten sich, auf den Zehen stehend, so weit sie konnten, in die Höhe, um das ihnen gar nicht unbekannte Antlitz des königlichen Mannes anzustaunen, dessen vorige Majestät sie selbst so sehr beengt hatten! Als der Präsident ausgeredet und der König vorgezeichnetermaßen darauf geantwortet hatte: brach die ganze Versammlung in ein dreimaliges so schmetterndes Vive le roi! aus, daß der Pallast in seiner Grundfeste erbebte. Und nun äußerte Jeder gegen seinen Nachbar die lebhafteste Freude über die deutliche und vernehmliche Art, womit Se. Majestät geredet hatte, und über die Zufriedenheit, die man dabei in ihrer Miene wahrgenommen zu haben glaubte.

Der König trat nunmehr verlangtermaßen den Weg zur Schloßkapelle an; und wir andern Deputirten — ich war in diesem Augenblicke stolz genug, meine Freunde und mich für Deputirte der

der Menschheit zu halten — folgten ihm auf dem Fuße nach. Wir brauchten nur durch einige an die große Galerie stoßende Zimmer zu gehn, so waren wir da. Als wir das letzte von diesen Zimmern erreicht hatten, kam die Königin, begleitet von Madame und von Madame Elisabeth, durch eine Seitenthür zum Vorschein, um in die an dieses Zimmer stoßende und schon geöffnete königliche Tribüne der Kapelle zu treten. Der König nahm unterdeß seinen Sitz unten in der Kirche ein. Es war seit dem Anfange der Revolution das erstemal, daß die Königin wieder öffentlich erschien; und man hätte daher glauben sollen, daß Jeder begierig gewesen wäre, sie zu sehn: allein die Deputirten gingen, ohne sich durch Stillstehn oder durch irgend eine Art von Ehrenbezeugung aufzuhalten, bei ihr vorüber; und jeder nahm den ersten den besten Platz ein, den der Zufall ihm anwies. Der meinige war glücklicher Weise in der Nähe der Königin; und Sie können denken, ob ich den Vortheil, den er zum Beobachten mir gewährte, zu benutzen suchte. Ihre Majestät ergriffen in dem Augenblicke, da sie ihren Sitz einnahmen, das Gebetbuch; und ihre Augen blieben während der ganzen gottesdienstlichen Handlung fast ununterbrochen darauf geheftet. Wenn sie sich je zuweilen davon losmachten, so geschahe es, um Madame oder Madame Elisa-

beth

beth anzublicken, zu denen Ihre Majestät von Zeit zu Zeit ein freundliches Wort redeten. Der gemischte Ausdruck ihres Gesichts — aber welche Sprache hat Worte, um ein Gemisch von Empfindungen auszudrücken, die wegen der sonderbaren Lage, worin Ihre Majestät sich befand, die einzigen in ihrer Art seyn mußten! Den König konnte ich an der Stelle, wo ich stand, nicht sehen; aber einer meiner Gefährten, der in dieser Betrachtung glücklicher war, weil er seinen Platz unten in der Kirche bekommen hatte, versicherte mich, daß Se. Majestät, während der ganzen Feierlichkeit, das allergleichgültigste und untheilnehmendste Gesicht von der Welt gezeigt habe. — Nach geendigter Gottesverehrung ließ die Versammlung den König, aber auch sonst Keinen, noch einmal mit Inbrunst hoch leben; und Se. Majestät dankten dafür auf eine so überaus gnädige und freundliche Weise, daß alle Welt davon erbaut war. Die Königin hingegen und die Versammlung schieden ohne alles Ceremoniel von einander.

Und nun, lieber T*, hatte ich nicht Recht, diese Feierlichkeit so zu nennen, wie ich sie oben genannt habe?

Es giebt Leute, welche der Nationalversammlung dieser Scene wegen, von der man glaubt, daß sie füglich hätte unterbleiben können, Vorwürfe

würfe machen. Ich lasse den Grund oder Ungrund ihres Tadels dahin gestellt seyn. Leichenbegängnisse sind an und für sich freilich etwas sehr entbehrliches: aber da sie nun einmal Mode sind, und da der Wohlstand, wie man glaubt, sie noch immer nothwendig macht, warum sollte die Nationalversammlung von einem allgemein eingeführten Gebrauch allein abgehen? Und wem dringt sich hier nicht zugleich die ernsthaftere Betrachtung auf, daß bei dieser sonderbaren Feierlichkeit eine Art von Vergeltungsrecht zum Grunde lag? Tadelte man ehemals die französischen Despoten nicht, wenn sie in Kriegen, die ihr raubgieriger Ehrgeiz angeblasen hatte, die erschöpfte Nation nach jeder blutigen Schlacht, welche Tausenden ihrer Kinder das Leben kostete, ein erzwungenes Herr Gott dich loben wir anstimmen ließen: mit welchem Rechte darf man diese nämliche Nation jetzt, da die Verhältnisse sich umgekehrt haben, strafbar finden, wenn sie nunmehr auch von ihrer Seite ihren König einlud, dem Höchsten ein öffentliches Dankopfer für die glücklich errungene Freiheit darzubringen? War eine gewonnene Schlacht in Kriegen, welche die Nation nichts angingen, und wodurch die Nation gleichwol zu Grunde gerichtet ward, etwa mehr werth, als der Sieg der Menschheit über Despotismus und Tirannei? Oder war es minder hart, dem Volke

zu-

zuzumuthen, Gott für seine erschlagenen Väter, Gatten, Brüder, Freunde u. s. w. — die man oft um nichts und wieder nichts zur Schlachtbank geführt hatte — unter Trompeten- und Paukenschall zu danken, als den König zu ersuchen, ein öffentliches Danklied dafür anzustimmen, daß die Vorsehung durch den Arm des Volks ihn von verderblichen Rathgebern, von menschenfeindlichen Mitregenten, und von der unseligen Gewalt, Böses zu thun, befreit hatte? Der König selbst schien nicht auf der Seite dieser Tadler zu seyn.

Ueberhaupt gehen verschiedene ausländischen Journalisten und Zeitungsschreiber*) bei der Beurtheilung der großen, für die gesammte Menschheit so überaus wohlthätigen französischen Revolution schon jetzt — was werden sie nicht erst künftig thun, wann die ersten unwillkürlichen Regun-

*) Man kann hier, und zwar in einem Kaffeehause auf dem Palais royal sogar auch deutsche Zeitungen lesen. An einem der Fenster dieses Hauses stehen die Worte: Deutsche Zeitungen mit großen goldenen deutschen Buchstaben geschrieben, welche von den meisten Franzosen gerade eben so angesehn werden, als wenn ein Deutscher, der kein Hebräisch versteht, דויתשי ציותרבגיב geschrieben sähe.

gungen der Menschlichkeit vorüber seyn und die angestammte, tiefeingewurzelte Schmeichelei und Kriecherei erst wieder ihr gewöhnliches Wesen zu treiben beginnen werden — so unbarmherzig und ungerecht zu Werke, daß man zweifelhaft wird, ob man sie mehr einer vorsetzlichen Unredlichkeit oder einer gänzlichen Unwissenheit in der Geschichte beschuldigen soll. Bald erdichten sie Briefe aus Paris, mit Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten angefüllt, denen doch Jeder, der nur einmal hier gewesen ist, es gleich beim ersten Blicke ansehen kann, daß sie absichtlich geschmiedet sind, weil sie von den gröbsten Verstößen gegen das hiesige Locale wimmeln. *) Bald stimmen

*) So lese ich z. B., um nur Ein Beispiel anzuführen, in mehreren deutschen Zeitungen die Geschichte einer grausamen und unmenschlichen Mishandlung, die einem Accisebedienten, während unsers hiesigen Aufenthalts, mitten in Paris und zwar bloß deswegen wiederfahren seyn soll, weil er seine Schuldigkeit verrichten wollte. Die klägliche Geschichte endiget sich mit dem Umstande, daß das Volk diesen unglücklichen Menschen zuletzt nach dem Palais royal geführt und ihn daselbst in den Strom geworfen habe. Wer in Paris gewesen ist, weiß, daß weder im noch beim Palais royal, weder ein Strom noch ein Bach fließt, und daß also wenigstens dieser Umstand von keinem Pariser nach Deutschland geschrie-

men sie eine erbärmliche Litanei über die Ströme von Menschenblut an, welche hier vergossen seyn sollen, und welche hier doch Niemand in dem Maaße fließen sah; — gleichsam als wenn sich jemals

schrieben werden könnte. Das Wahre, was bei dieser verunstalteten Geschichte zum Grunde lag, ist folgendes: Ein Mouchard — man weiß, daß dies der Nahme ist, den man den ehemaligen Polizeispionen gab, Leuten, wovon die Meisten schon am Fuß des Galgens gewesen, aber dasmal noch mit einem Brandmal davon gekommen waren — ein Mouchard also bekam Zank mit einem Bürger, und um denselben den Mishandlungen des Pöbels preis zu geben, hatte er die Bosheit auszurufen: seht da einen Mouchard! einen gebranntmarkten Mouchard! Das Volk läuft zusammen; der Bürger ist in Gefahr. Er weiß sich indeß zu fassen, reißt sich die Kleider ab, und zeigt seinen Rücken, der ihn rechtfertiget. Jetzt, spricht er hierauf zum Mouchard, thue du ein Gleiches! Dieser sucht zu entwischen; allein das Volk ergreift ihn, zwingt ihn sich gleichfalls zu entblößen, und siehe da! sein Rücken zeigt des Galgens eingebranntes Ebenbild. Man mishandelte ihn — welcher andere Pöbel würde nicht ein Gleiches gethanhaben? Ich könnte eine Menge ähnlicher Zeitungsunwahrheiten, die alle aus Paris datirt sind, aufdecken, wenn es sich der Mühe belohnte, Zeitungsartikel zu berichtigen.

Digitized by Google

jemals eine so totale Umwälzung eines ganzen großen Reichs ereignet hätte, ohne daß wenigstens zehnmal so viel Menschenblut dabei vergossen worden wäre, als die französische bis jetzt *) gekostet hat! Bald ereifern sie sich über die Unordnungen, welche jetzt in diesem von Grund aus umgeworfenen Reiche herrschen, und zürnen mit der Nationalversammlung, daß sie nicht allmächtig ist, um aus den chaotischen Ruinen des eingestürzten, aus Despotie, Aristokratie und Hierarchie bestandenen Gebäudes, sogleich durch ein einziges Werde! den vollendeten Pallast eines wohleingerichteten Freistaats emporsteigen zu lassen — gleichsam, als wenn man in andern Ländern, in der Schweitz, in Holland, in England, in Amerika, in einem Nu! damit zu Stande gekommen wäre! Bald ergießt man, wegen einzelner Ausschweifungen, die, so lange die Welt steht, bei ähnlichen Gelegenheiten nie vermieden wurden, nie vermieden werden konnten, die bittersten Vorwürfe von Barbarei und Unmenschlichkeit gegen eine Nation, die bis auf den Tag, da ich dieses schreibe, **) im Ganzen genommen, während des Zustandes einer gänzlichen Anarchie, einen Grad von Billigkeit, Mäßigung und Gerechtigkeit bewiesen hat, den unter ähnlichen Umständen noch nie eine andere Nation bewies. Und das

*) Den 14ten August. **) Den 14ten August.

das thun zum Theil die nämlichen Leute, die uns mit kaltem Blute oder wol gar mit Jauchzen und Frohlocken erzählen können: das in einer einzigen erstürmten Stadt, in einem Kriege, den nicht die unterdrückte Menschheit, sondern der despotische Ehrgeiz aus bloßer grenzenloser Habsucht anfing, zehntausend unschuldige Schlachtopfer aufgethürmt lagen; die nämlichen Leute, die, wenn hier ein Wütrich unter den Fürsten einen armen unschuldigen Jüngling, der das Unglück gehabt hatte, ein gehetztes Stück Wild mit der Harke von seiner Wiese ins Gebüsch zu verscheuchen, in Gegenwart seines auf den Knien um Erbarmung flehenden Vaters zu Tode prügeln läßt; dort ein Zweiter seinem Koche, der ihm ein Lieblingsgericht verdarb, den Rücken zu bespicken und ihn so ans Feuer zu stellen befielt; wiederum ein Dritter seinen Jäger bloß deswegen, weil er ehrerbietigst und unterthänigst um seinen Abschied bittet, damit er eine Försterstelle in seinem Vaterlande antreten könne, die sein abgelebter Vater ihm ausgewirkt hat, um ihn bei seinem nahe bevorstehenden Ende in der Nähe zu haben, durch unmenschliche Prügel den Rücken schinden läßt; oder endlich ein Vierter eine nach den Gesetzen abgefaßte Sentenz der Criminalgerichte, nicht etwa, wie er das Recht dazu hatte, mildert, sondern, was keinem Fürsten in keinem Lande jemals zustehen kann, sie bis zur Unmensch-

menſchlichkeit ſchärft und erhärtet, u. ſ. w. — die nämlichen Leute, ſage ich, führen jene ungerechten Klagen, die indem ſie Abſcheulichkeiten dieſer Art vor ihren Augen ausüben ſahen, oder hörten, daß ſie in ihrer Nähe ausgeübt worden waren, wie die ſtummen Hunde davon ſchlichen, und keinen Laut von ſich gaben! ! ! O tempora! O mores! Wie entweihen dieſe Menſchen das heilige Werkzeug der Wahrheit, die Feder, indem ſie ſie in ihren Händen zu einem Inſtrument der niederträchtigſten Schmeichelei auf Koſten der Menſchheit erniedrigen!

Wir nahmen unſere Rückreiſe über Marly, und beſahen bei dieſer Gelegenheit die eine halbe Stunde davon angelegte koſtbare Waſſermaſchiene, welche das Waſſer aus der Seine einen Berg hinauf, und von da, durch Hülfe eines zweiten Triebwerks noch ein paar hundert Fuß höher in eine von Schwibbogen getragene Leitung treibt, um die Waſſerbecken und Springbrunnen zu Marly, Verſailles und St. Cloud durch einen unaufhörlichen Zufluß zu verſorgen — nebſt dem daſelbſt gelegenen, überaus ſchönen und geſchmackvollen Sommerhauſe der Dame Dů Barry, ehemaliger Luſtdirne Sr. allerchriſtlichſten Majeſtät, Ludewigs XV. — alles von dem Schweiſſe eines Volks erbaut, dem die Menſchenfreunde und Philoſophen in Deutſchland es jetzt vermuthlich hoch aufmutzen werden, daß es endlich ein-

mal müde ward, seinen sauern Schweiß in künstliche Springbrunnen zur Belustigung seiner Tirannen und Tiranninnen, und in prächtige Palläste für ihre Buhler und Buhlerinnen verwandelt zu sehn. Das besagte Sommerhaus, welches einem Tempel der Venus gleicht, liegt auf einer Anhöhe, die eine sehr schöne, weite, von der Seine durchschlängelte Gegend beherrscht, und sich auf beiden Seiten, eine halbe Meile weit, zu einem prächtigen Halbenmonde krümmt, der mit niedlichen Dörfern und den königlichen Schlössern, nebst der dazu gehörigen Stadt St. Germain bedeckt ist. Ich habe in ganz Frankreich, so weit ich es sahe, nichts reizenderes und schöneres als diese Gegend und dieses Sommerhaus gesehn. Die noch lebende Göttin, der dieser elisеische Aufenthalt geweihet ward, steht in einem der Zimmer dieses geschmackvollen Tempels in einer Büste von weissem Marmor aufgestellt, welche man füglich für ein Brustſtück der Liebesgöttin selbst ausgeben könnte.

Wie groß das Verderbniß des französischen Hofes schon unter Ludewig XV, sogar nach dem Urtheile derer war, die ihn verderben halfen, davon kann unter andern folgende Anecdote zum Beweise dienen.

Der Prinz von Hessenstein wartete einst der Gräfin Du Barry bei ihrer Toilette auf. Sie

hatte

hatte einen groſsen Hund, welcher hungrig zu seyn schien. Was habe ich denn wol gleich, was ich ihm geben könnte? fragte die Dame. Ei nun, antwortete der Prinz, werfen Sie ihm einen ihrer Hofleute vor. Wahrhaftig, erwiederte die Gräfin, ich zweifle, daſs er davon mögte. — Wie muſs es an einem Hofe aussehen, wo sogar die Buhlerinnen ihren Hunden so viel Geschmack zutrauen, daſs die hohe Dienerschaft desselben ihnen Ekel verursache!

Wir kamen gestern Abend nach einer sehr angenehmen Fahrt wieder in Paris an, und es war uns, als kehrten wir, nach einer Reise in die Fremde, jetzt wieder zu unserm eigenen Heerde zurück; so heimisch sind wir hier nun schon geworden!

In Paris ist unterdeſs nichts Neues vorgefallen. Das Volk hält sich, trotz der fortdauernden Anarchie und trotz des knappen Brodvorraths, kleine unbedeutende Auftritte abgerechnet, noch immer ruhig — zum Erstaunen Aller, welche wissen, was die Worte Volk, Anarchie und Brodmangel, in Verbindung mit einander, zu bedeuten haben. Wahrlich, die Vorsehung konnte den unaussprechlich groſsen Segen, den die Veredelung einer Nation durch Cultur und Aufklärung mit sich führt, den Menschen nicht sinnlicher und handgreiflicher darstellen, als in

dem Betragen dieses Volks während der nunmehr verflossenen ersten vier Wochen einer Revolution, welche in jedem minder cultivirten Staate nothwendig Ströme von Menschenblut gekostet und die größten Abscheulichkeiten veranlaßt haben würde. Ob indeß dieser unerhörte Zustand von Mäßigung und Ruhe, bei fortwährender Gesetzlosigkeit und Zerrüttung aller bürgerlichen Verhältnisse, noch lange fortdauern werde? Dies zu hoffen, hieße die Natur des Menschen überhaupt und die eines ganzen zahlreichen Volks insonderheit gänzlich verkennen. Auch die besten Gemüther müssen in einem solchen Zustande, wenn er anhaltend ist, endlich ausarten; auch die größte vorhergegangene Cultur kann unter solchen Umständen vor einreissenden Unordnungen und vor einer endlichen Verwilderung des Nationalcharacters nicht lange schützen. Es kann daher und wird wahrscheinlich noch zu blutigen Auftritten kommen *), weil es unmöglich scheint, daß die

*) Aber auch im schlimmsten Falle wird die Sache der Menschheit hier schwerlich so viel Blut kosten, als man würde haben fließen sehn, wenn die Absichten des Complots, Paris zu zerstören und den Despotismus für immer zu befestigen, durchgegangen wären; und schwerlich nur halb so viel als wir seit zwei Jahren im Orient fließen sahen. Und wie verschieden sind doch die Zwecke, um welcher willen dort und hier gekämpft wird?

Digitized by Google

die neue Constitution so geschwinde vollendet und in allen ihren Theilen an die Stelle der alten gesetzt werden könne, als nöthig wäre, wenn man jener Verwilderung zuvorkommen wollte. Unterdeß werden die geheimen Bemühungen der Aristokraten, die neue Freiheit, wo möglich, in ihren Keimen zu zerknicken, fortdauern; unterdeß werden der Adel und die Geistlichkeit, sowol in der Nationalversammlung als auch im Lande, ihre letzten Kräfte aufbieten, um der Vollendung des größten Denkmals unsers Jahrhunderts, einer auf Vernunft und Menschenrecht gegründeten Constitution, tausend Hindernisse und Schwierigkeiten in den Weg zu legen; unterdeß wird das Volk immer argwöhnischer, immer eifersüchtiger auf seine neue Freiheit, an die es noch nicht gewöhnt ist, immer rascher in seinem Verfahren, immer unbändiger und zügelloser werden; und — der Menschenfreund wendet mitleidig seine Augen von den Greueln weg, welche die Folge davon seyn können! *)

*) Was mich für die gute Sache der Nation am meisten besorgt macht, ist die allen lebhaften Leuten überhaupt, den Franzosen aber ganz besonders eigene Veränderlichkeit der Empfindungen und Unstätigkeit des Characters, vermöge welcher sie auch der angenehmsten Gefühle und des Guten überhaupt, aus Begierde nach Veränderung, leicht überdrüßig werden können. Frankreichs guter Genius

Jammer und Schade, daß diese Revolution, wie die meisten, die Nation überraschte; daß ihre neuen Gesetzgeber nicht die Zeit hatten, alles dazu gehörige vorher erst in Ordnung zu bringen und vorzubereiten, um nach vollendeter Niederreissung des alten Gebäudes, das neue sogleich an seine Stelle zu setzen! Dann würde Frankreich schon jetzt das glückliche und beneidenswürdige Land seyn, was es, früher oder später, aber vermuthlich erst nach mancher Zerrüttung, am Ende, will's Gott! werden wird. —

Wir werden nun noch volle vierzehn Tage hier bleiben. Zwei Tage werden wir auf eine Wallfahrt zu Rousseau's Grabe nach Ermenonville, über das prächtige Chantilly des Prinzen Condé, verwenden. Erst nach unserer Zurückkunft von da werde ich Ihnen wieder schreiben, bis dahin also, und bis zum fröhlichen Wiedersehn, lebt wohl, ihr Lieben!

C.

2.

Sechster Brief.

Paris den 23ten Aug. 1789.

Wir sind von unserm kleinen Abstecher nach St. Denys, Chantilly und Ermenonville nun wieder

nius wolle die Wirkungen dieser charakteristischen Eigenschaft der Franzosen diesmal mitleidig abwehren!

der zurück. Aber ehe ich Ihnen von daher etwas erzähle, muß ich noch eins und das andere nachholen, was eigentlich schon in meinen letzten Brief gehört hätte. Ich versprach Ihnen z. B. daß ich noch ein Wort vom Abbé Fauchet hinzufügen wollte: und hier ist es!

Der District St. Jaques-de-l'Hôpital stellte, gleich den übrigen, ein feierliches Leichenbegängniß für die braven Bürger an, welche in dem siegreichen Kampf der Menschheit wider die tirannische Alleingewalt, gefallen waren. Der Abbé Fauchet — prédicateur ordinaire du Roi — hielt in der Kirche St. Roch die Leichenrede. Nie hatte ein Redner einen würdigeren Gegenstand zu behandeln gehabt; auch behandelte Fauchet ihn auf eine eben so freimüthige, als treffliche und edle Weise. Der Hauptgedanke, den er ausführte, war: Daß die Vorsehung diese große und wundervolle Begebenheit lediglich durch das wohlthätige Licht der Philosophie vorbereitet und bewirkt habe. Er führte dies mit so vieler Wahrheit der Darstellung und mit einer so hinreissenden Beredsamkeit aus, daß die ganze, von religiösen und politischem Enthusiasmus ergriffene Versammlung, ihm auf der Stelle die Bürgerkrone zuerkannte. Noch an dem nämlichen Tage wurde der Redner, begleitet von zwei Compa-

gnien des Districts, unter Trommelschlag und Vortragung flatternder Fahnen, nach dem Stadthause geführt. Er selbst ging in der Mitte zwischen den beiden Compagnien, umringt von den sämmtlichen Officiren des Districts, und vor ihm schritt ein Herold her, der die Krone trug. Ein Freudengeschrei des Volks: vive le bon orateur! vive l'Abbé Fauchet! begleitete den Zug.

Einige Tage darnach stand ein fanatischer Mönch in der nämlichen Kirche auf, um Fauchet zu verketzern. „Nicht die Philosophie, (die er, wie gewöhnlich, mit Unglauben und Sittenlosigkeit verwechselte,) sondern die katholische Religion, rief er, sey die Urheberin der französischen Freiheit!“ Fauchet vertheidigte sich gegen diesen Ausfall in einem Briefe, an die Herausgeber des Journal de Paris gerichtet; und ich glaube, daß Sie es nicht ungern sehen werden, wenn ich einen Theil dieser seiner Vertheidigung hier für Sie abschreibe, weil Sie daraus ersehen können, wie ein prédicateur ordinaire du Roi hier jetzt, und zwar mit Beifall, nicht bloß des feinern Publicums, sondern auch der untersten Volksclasse, reden und schreiben darf.

An

An die Herausgeber des Journal de Paris.*)

„Ein Prediger, welcher gestern am Patronalfeste in der Kirche St. Roch predigte, hat sich ver-

*) Messieurs, Un prédicateur s'est cru obligé hier en prêchant la fête patronale à St. Roch, de contredire, avec l'accent du corroux, l'homage que j'ai rendu à la Philosophie dans mon discours sur la liberté françoise. Il est vrai que j'ai osé prononcer, dans la chaire de verité, ces propres paroles: „Il faut le dire, et très haut, et jusques dans les temples, c'est la Philosophie qui a resuscité la Nature; c'est elle qui a recrée l'esprit humain et redonné un coeur à la societé." Je suis fachè que ce Monsieur en soit scandalisé et cherche à propager son scandale dans une grande eglise où l'on est en possession de m'entendre avec édification et bienveillance. Il me permettra de lui dire ce que j'ai deja dit au Public, que je ne confonds point la Philosophie avec l'incrédulité, encore moins avec l'impiété. La Philosophie, prise en bonnne part et d'une maniere absoluë, s'occupe à déterminer les devoirs de l'homme et ses droits, dans l'ordre naturel et social. Je repéterai, n'en deplaise à ce Prédicateur et à tous ceux qui ont le même Zèle, *que cette Philosophie est la bienfaitrice du genre humain et que la France lui doit sa liberté.* --- Il peut dire, avec autant de violence qu'il lui plaira et *jusques sur les toits* (c'est son expression) que la réligion seule a produit la révolution qui nous rend libres. Cette erreur est si manifeste, que ce n'est pas la peine de la combattre. Depuis 13 siècles la religion que la France professe y est dominante, et la Liberté françoise n'existe que depuis un mois. C'est la Providence sans doute qui a combiné, amené, produit cet evénement: mais la Providence appartient à toutes les religions, et par toute la terre la Philosophie l'adore.

La

verpflichtet gehalten, demjenigen, was ich in meiner Rede über die französische Freiheit gesagt habe, mit Bitterkeit zu widersprechen. Ich bekenne, daß ich gewagt habe, auf der der Wahrheit geweihten Kanzel folgende Worte auszusprechen: „man muß es laut, man muß in den Tempeln selbst es sagen, daß die Philosophie es ist, welche die Natur erweckt hat, daß sie es ist, welche den menschlichen Geist umgeschaffen und der Gesellschaft ein Herz wiedergegeben hat.“ Es thut mir leid, daß der besagte Herr sich daran geärgert und sein genommenes Aergerniß auf Andere in einer großen Kirche fortzupflanzen gesucht hat, wo man mich mit Erbauung und mit Wohlwollen zu hören pflegt. Er erlaube mir, ihm zu sagen, was

La Philosophie elle même a été l'instrument dont la Providence s'est servie pour ce prodige. C'est elle qui a jetté les idées de Liberté dans les ames, échauffé les coeurs et animé les courages. Une des meilleures preuves de la verité de notre religion, c'est qu'elle consacre ces idées, approuve les réclamations et bénit les efforts des peuples contre l'oppression. --- J'attends de pied ferme les fanatiques. Je n'ai pas eu peur de l'artillerie de la Bastille, je ne crains pas la leur. --- J'espere qu'à leur tour les fanatiques vont disparoître. Le despotisme n'aura plus de support. La Religion, institutrice de la véritable fraternité, sera aimée de la Philosophie, qui ne rejettera point la sanction du Ciel pour le bonheur du monde; et la Philosophie, mère de la vraie liberté, sera aimée de la Religion qui consacrera ses bienfaits.

L' Abbé Fauchet.

Digitized by Google

was ich dem Publico schon gesagt habe: daß ich die Philosophie nicht mit dem Unglauben, noch weniger mit der Gottlosigkeit verwechsle. Die Philosophie, im guten Verstande und im Allgemeinen genommen, giebt sich damit ab, die Pflichten und die Rechte des Menschen, im natürlichen und gesellschaftlichen Zustande, zu bestimmen. Und ich muß es wiederholen, verzeihe es mir jener Predicant und Jeder, der mit ihm von einerlei heiligem Eifer sich getrieben fühlt! daß diese Philosophie die Wohlthäterin des menschlichen Geschlechts ist, und daß Frankreich ihr seine Freiheit verdankt. — Er mag immerhin mit so vieler Heftigkeit, als es ihm gefällt und sogar auf den Dächern, um mich seines eigenen Ausdrucks zu bedienen, verkündigen: daß die Religion allein die uns freimachende Revolution bewirkt hat. Der Irthum ist so offenbar, daß es sich der Mühe nicht belohnt, ihn zu bestreiten. Seit 13 Jahrhunderten ist Frankreichs Religion in diesem Lande die herrschende; und die französische Freiheit ist erst seit einem Monate da. Ohnstreitig war es die Vorsehung, welche diese Begebenheit eingeleitet, herbeigeführt und zur Wirklichkeit gebracht hat: aber die Vorsehung wird von allen Religionen anerkannt, und auf der ganzen Erde betet die Philosophie sie an. Die Philosophie ist das Werkzeug gewesen, dessen

die

die Vorsehung sich bediente, um dies Wunder zu verrichten. Sie war es, welche die Ideen von Freiheit in die Seelen goß, welche die Herzen erwärmte und sie mit Muth beseelte. Einer der besten Beweisgründe für die Wahrheit unserer Religion, ist der, daß sie jene Ideen heiliget, daß sie die Zurückfoderungen der Völker billiget, und ihr Streben gegen die Unterdrückung segnet. — Ich erwarte die Fanatiker festen Fußes. So wenig ich mich vor der Artillerie der Bastille fürchtete, eben so wenig fürchte ich die ihrige. — Ich hoffe, daß die Reihe zu verschwinden nun auch an die Fanatiker kommen wird. Dann wird der Despotismus weiter keine Stütze haben. Die Gründerin der wahren Bruderliebe, die Religion, wird von der Philosophie geliebt werden, welche die göttliche Sanction für das Glück der Welt keinesweges verwerfen wird. Die Philosophie, als die Mutter der wahren Freiheit, wird sich von der Religion geliebt sehn, welche ihre Wohlthaten heiligen wird."

Was sagen Sie zu diesem Prédicateur ordinaire du Roi? Spricht er nicht so freimüthig und so vernünftig, als wenn, er Oberconsistorialrath zu Berlin, unter Friedrich dem Einzigen, gewesen wäre?

Ein anderer Geistlicher predigte am vergangenen Sonntage über den Satz: daß die Aristokra-

ſtokratie von jeher nichts getaugt habe; und bewies ihn unter andern durch den Grund, daß die Ariſtokraten zu Jeruſalem, und nicht das Volk, den Heiland ans Kreutz gebracht hätten. —

Sie ſehen, wie der geiſtliche Ton im Predigen und im Schreiben ſich ſchon jetzt hier geändert hat. Was wirds nicht erſt künftig ſeyn, da dem ganzen Zuſtande und der politiſchen Lage der Geiſtlichkeit eine eben ſo gänzliche Umwälzung bevorſteht, als diejenige war, welche die Regierung erfahren hat! Die Hierarchie liegt in letzten Zügen; und der alleinſeligmachende katholiſche Glaube ſcheint hier auf ſchwachen Füßen zu ſtehn.*) Man wird

*) Es iſt erſtaunlich, wie weit die Freiheit zu denken, die ächte und die ausgelaſſene zugleich, in dieſem Lande um ſich gegriffen hat. In einer eben erſchienenen kleinen Schrift: Le diſcours de la Lanterne genannt, wird die Zahl der Deiſten in Frankreich — wozu der Verfaſſer, nach gewöhnlichem Misverſtändniß, vermuthlich auch die Irreligiöſen rechnet — auf ſechs Millionen angegeben. Dies iſt wahrſcheinlich etwas übertrieben; wie weit? wage ich nicht zu beſtimmen. So viel iſt indeß gewiß, daß ein Fremder, nicht bloß bei ſeinem Aufenthalt in Paris, ſondern auch bei ſeiner Durchreiſe durchs Land, ſelten durch etwas anders, als durch herumlaufende Mönche und Abbe's daran erinnert wird, daß er in einem katholiſchen Lande ſey. Auch iſt es ſehr natürlich, daß ein gemei-

wird zu einer Art von katholischem Protestantismus kommen, d. i. man wird einige katholische Dog-

gemeiner Katholik, so bald er nur erst angefangen hat, sich eine freiere Denkungsart zu erlauben, die Schranken der Vernunft überspringt, und dann nicht bloß seinen katholischen Glauben, sondern mit ihm zugleich auch den Vernunftglauben abschüttelt. Wie weit dieses ausgelassene Freidenken sich hier jetzt bis in die niedrigsten Stände hinab verbreitet habe, das muß man an Ort und Stelle selbst beobachtet haben, um es glaublich zu finden. Nur Ein Beispiel einer solchen Bemerkung zur Probe. Wir fuhren, bei unserer Rückreise, von Paris bis Metz auf der Eilpost (Diligence.) Mit uns fuhr unter andern die Frau eines Tagelöhners, die, weil es jetzt in Paris keine Arbeit für sie gab, sich zu ihren Anverwandten nach Metz begeben wollte. Da ich, während der ganzen Reise, nicht ein einzigesmal bemerkte, daß sie, nach katholischer Weise, einen Rosenkranz abbetete: so fragt ich endlich nach der Ursache dieser Vernachläßigung. Comment, Monsieur, antwortete die Frau, indem sie die Augen voll Verwunderung weit aufriß, me prenés vous pour une devote? Das nicht, sagte ich; aber ich halte euch für eine gute Katholikin, und ich habe geglaubt, daß ihr, als eine solche, verbunden wäret, eure vorgeschriebenen Gebete nach dem Rosenkranze zu verrichten. „O, erwiederte sie lachend, das ist bei uns die Mode nicht mehr!" So? fuhr ich fort; also wenn die Mode einmal wollen wird, daß ihr Leute hier

zur

Dogmen und Gebräuche, für den Liebhaber, beibehalten; aber, protestantischer als wir, allen Glaubens- und Gewissenszwang verbannen, und alle symbolischen, concilianischen und päbstlichen Geistesketten eben so muthig abschütteln, als man die politischen abgeschüttelt hat. Dann werden wir andern lutherischen und reformirten Protestanten nach Frankreich gehen müssen, um von diesen katholischen Protestanten zu lernen, was wahrer Protestantismus sey, nämlich: Protestation gegen allen Glaubenszwang, und ausschließende Anerkennung der Vernunft und der Schrift, als alleinigen Quellen der Glaubenslehren; wie Sie, mein Lieber, in Ihrer Schrift über die Gewalt der Fürsten in Glaubenssachen uns so schön und so überzeugend dargethan haben.

Die nämliche Revolution, welche die französische Theologie leiden wird, dürfte wahrscheinlich die ganze französische Literatur treffen. Auch in Ansehung dieser hat man jetzt schon angefangen, dem bis-

zu Lande zur Hölle fahren sollt, so werdet ihr dann auch wol nichts darwider haben? Allés, Monsieur, antwortete sie hierauf lachend, il y a long tems que l'enfer est rempli; on n'y entre plus — Geht doch; die Hölle ist lange voll, man kömmt nicht mehr hinein!

bisherigen gelehrten Despotismus der Vierziger und mit ihm dem von diesen der Sprache und den schönen Wissenschaften aufgelegten willkührlichen Regelnzwang herzhaft zu entsagen; sich neue Ausdrücke und neue Wortverbindungen für neue Ideen und Empfindungen zu schaffen, veraltete Wörter und Redensarten, die bedeutungsvoll sind, wieder in Umlauf zu bringen, und sich dabei nicht weiter, weder an die conventionellen Schicklichkeiten, noch an die vorgeschriebenen Regeln und Theorien der Sprachlehre und der Akademie zu kehren. *) Der französischen Akademie selbst, wie allen ihren Schwestern in Frankreich, steht ein naher Tod bevor. Man hat angemerkt, daß die meisten guten Köpfe, sobald sie wohlbesoldete Mitglieder der Akademie geworden waren, aufhörten, etwas ihrer Würdiges hervorzubringen. Man findet es ungehörig, daß in einem Lande, wo Alle gleich und gar keine Privilegirte mehr seyn sollen, privilegirte Gelehrte besoldet werden. Man behauptet, daß die Akademien nie einen großen Mann in irgend einer Wissenschaft oder Kunst ge-

*) Man lese nur, um sich von der Wirklichkeit dieser angefangenen Sprach- und Literatur-Revolution zu überzeugen, außer andern neuern französischen Geistesproducten, die Reden der Abgeordneten in der Nationalversammlung, besonders die von Mirabeau.

gebildet, wol aber manches große Talent, sobald sie es bei sich aufgenommen, verdorben, wenigstens unfruchtbar gemacht hätten.*) Die Aka-

 demi-

*) Als einen Nebenbeweis könnte man unter andern anführen, daß man wol an keinem andern Orte geschmacklosere und schlechtere Inschriften an öffentlichen Denkmälern, als gerade hier findet, wo eine Akademie der Inschriften existirt. Es ist ärgerlich, die ellenlangen, aus den niederträchtigsten Schmeicheleien zusammengestoppelten, gereimten und ungereimten Sermone zu lesen, die man hier Inschriften nennt, und die man besonders an denjenigen öffentlichen Werken findet, die in den Zeiten der schändlichsten Kriecherei, ich meine unter Ludewig XIII und Ludewig XIV. entstanden. Zur Probe mögen folgende dienen, womit die Fußgestelle der Bildsäulen der genannten beiden Könige auf der Place royale und auf der Place des Victoires, auf allen Seiten bedeckt sind:

1. An der Bildsäule Ludewigs XIII; und zwar a) an der Vorderseite:

Pour la glorieuse et immortelle mémoire du très-grand, très invincible *Louis le Juste*, XIII. du nom, Roi de France et de Navarre, *Armand*, *Cardinal et Duc de Richelieu*, son principal Ministre dans tous ses illustres et généreux desseins, comblé d'honneurs et de bienfaits par un si bon maître et un si généreux Monarque, lui a fait élever cette statue, pour une marque éternelle de son Zèle, de sa fidelité, de sa reconnoissance. 1639.

b) Auf der zweiten Seite:

Ludovico XIII. Christianissimo,
Galliae et Navarrae Regi

Justo,

demten, ſagt man, ſind für die Völker, was die Schulen für die Knaben ſind, und nach einer Kind-heit

Juſto pio foelici victori triumphatori
Semper auguſto,
Armandus Cardinalis Dux Richelius,
Praecipuorum regni onerum adiutor
Et adminiſter,
Domino optime merito principique
Munificentiſſimo
Fidei ſuae devotionis,
Et ob innumera beneficia immenſosque
Honores ſibi collatos,
Perenne grati animi monimentum,
Hanc ſtatuam equeſtrem ponendam
Curavit Anno Dom. 1639.

c) Auf der dritten Seite:

Pour Louis le Juſte.

Sonnet.

Que ne peut la vertu, que ne peut le courage?
J'ai dompté pour jamais l'Hereſie en ſon fort:
Du Tage impérieux j'ai fait trembler le bord,
Et du Rhin jusqu'à l'Ebre accreu mon héritage.

J'ai ſauvé par mon bras l'Europe d'eſclavage,
Et ſi tant de travaux n'euſſent pas hâté mon ſort,
J'euſſe attaqué l'Aſie, et d'un pieux effort
J'euſſe du ſaint tombeau vengé le long ſervage.

Armand, le grang Armand, l'ame de mes exploits,
Porta de toute part mes armes et mes loix
Et donna tout l'éclat aux rayons de ma gloire.

Enfin il m'eleva ce pompeux monument,
Ou pour rendre à ſon nom mémoire pour mémoire,
Je veux qu'avec le mien il vive inceſſament.

d)

heit von vierzehn Jahrhunderten iſt es endlich wol einmal Zeit, daß die franzöſiſche Nation aufhöre,

 in

d) Auf der vierten Seite:

Quod bellator hydros pacem ſpirare rebelles,
Deplumes trepidare aquilas, miteſcere pardos,
Et depreſſa iugo ſubmittere colla leones,
Deſpectat *Ludoicus* equo ſublimis aheno.
Non digiti, non artifices fecere camini,
Sed virtus et plena Deo fortuna peregit.
Armandus, vindex fidei pacisque ſequeſter,
Auguſtum curavit opus populisque verendam
Regali voluit ſtatuam conſurgere circo,
Vt poſt civilis depulſa pericula belli
Et circum domitos armis civilibus hoſtes,
Aeternum domina *Ludoicus* in urbe triumphet.

Hat man je unverſchämtere Lügen in einer Inſchrift geleſen? Hat man je gehört, daß Jemand ſo impertinente Schmeicheleien ſich ſelbſt ins Angeſicht ſagte, als es hier der eitle Armand Richelieu thut?

2. An der Bildſäule Ludewigs XIV, wovon ich nur Eine Seite abſchreiben will:

A Louis - le - grand
Le Pere et le Conducteur des Armées,
toujours heureux.

Après avoir vaincu ſes ennemis, protegé ſes Alliés, ajouté de très puiſſants Peuples à ſon Empire, aſſuré les frontieres par des places *imprenables*, joint l'Océan à la Mediterranée, chaſſé les Pirates de *toutes* les mers, *réformé* les loix, *détruit* l'Héréſie, porté, par le bruit de ſon nom, les Nations les plus barbares, à le révérer des extrémités de la terre, et *réglé pairfaitement toutes cho-*

ſes

in die Schule zu gehn. Ein Akademiker, fährt man fort, verzehrt in seinem sammtnen Lehnstuhle und für sich allein den Unterhalt von 40 Landfamilien; ist das billig? „Die erste unserer Akademien hat noch weiter nichts hervorgebracht, als ein

ses au *dedans et au dehors*, par la grandeur de son courage et de son genie; *François, Vicomte d'Aubusson, Duc de la Feuillade* etc. *pour perpetuelle mémoire à la Posterité.*

Da ich einmal beim Abschreiben bin, so kann ich mich nicht enthalten, noch Eine Inschrift herzusetzen, die so ganz im galanten französischen Geschmack gemacht ist, daß man wol schwerlich bei irgend einer andern Nation ihres Gleichen finden wird. In der Kirche der Carmeliter-Nonnen befindet sich eine Magdalene von Rubens in weinender Andacht vorgestellt, und im Begriff, sich ihres Schmucks zu entladen — eins der schönsten Stücke, die ich in Paris gesehen habe. Unter diesem Bilde stand auf dem Altare eine in Kupfer gestochene Copie desselben, und darunter folgende Inschrift, worin der heiligen Magdalene gerade zu auf den Kopf zugesagt wird, daß sie mit dem lieben Gott, und zwar nicht ohne Erfolg, Coqueterie treibe:

Magdala dum gemmas baccisque monile corruscum
Proiicit ac formae detrahit arma suae;
Dum vultum lacrimis et lumina turbat, (*amoris*
Mirare insidias!) *hac capit arte Deum.*

Verzeihung wegen dieser Ausschweifung!

ein mittelmäßiges und unvollkommenes Wörterbuch; ohne sie hätten wir vermuthlich schon ein besseres. Wäre es nach dem Sinn der Akademien gegangen, so wären Cid und das befreite Jerusalem ein paar erbärmliche Werke. Keine Akademien mehr! Schon zu lange haben sie nur dazu gedient die Ketten des Despotismus zu poliren und zu vergolden. Schon zu lange sind die Akademien die Blendlaternen der Tirannen gewesen. Alle Sottisen, welche Ludewig XIV. in seinem viel zu langen Alter beging, verdanken wir den niedrigen Schmeicheleien der Akademien. Keine Akademien mehr! Königliche Akademien! Das schmeckt nach Sklaverei — und wir sind ja endlich freie Leute!" Aber ich thue wol besser, Ihnen ein kleines fliegendes Blatt beizulegen, welches heute erschien, und worin Sie diese und ähnliche Gründe für die Abschaffung der Akademien selbst lesen mögen.

Dies alles — und besonders die jetzige Erhebung des französischen Geistes durch das neue Freiheitsgefühl, durch das glücklich errungene Denk- Sprech- und Schreibe-Recht, durch den fortdauernden erhitzenden und anstrengenden Kampf wider Despotismus und Tirannei jeder Art, und durch die nunmehr geschehene Eröfnung so mancher glänzenden Bühne, worauf Talente jedes Fachs sich entwickeln, sich zeigen und öffent-

lichen Beifall einärndten können — verheißt der Sprache, der Literatur, den Künsten und Wissenschaften dieses Volks, nach und nach eine so allgemeine verbessernde Umschmelzung, daß wir Andern, denen diese Vortheile nicht zu statten kommen, künftig wol Mühe haben werden, Schritt mit ihnen zu halten. Ein Schriftsteller dieser Nation — ich glaube es war Du Clos — nannte seine Landsleute, da sie noch Sklaven, noch Franzosen in demjenigen Sinne des Worts waren, den wir bis jetzt in Deutschland damit verbanden und den wir uns nunmehr wol werden abgewöhnen müssen, un peuple d'Alcibiades — ein aus lauter Alcibiaden bestehendes Volk. Dies war damals Schmeichelei; jetzt dürfte es in gewissem Grade Wahrheit werden. Auf dem Wege, worauf ich sie jetzund sehe, kann es wol nicht fehlen, daß etwas dem Character des Alcibiades Aehnliches in ihren Sitten und in ihren Geistesproducten die unverkennbare Grundlage werde. Sie werden Feinheit mit Stärke, Leichtsinn mit Geistestiefe, Hang zum Vergnügen mit Heroismus, Geschmeidigkeit mit Festigkeit, Eleganz mit Vollkraft in einem Grade verbinden lernen, der uns — wie schon der jetzige Anfang davon thut — immer mehr und mehr in Verwunderung setzen wird.

Das Lustigste dabei wird für unser Einen die Bemerkung der, vielleicht schon angefange-

nen

nen oder doch gewiß bevorstehenden Veränderung in dem Urtheil seyn, welches man künftig in Deutschland über dieses Volk, über seine Sprache, über seine Sitten und über seine Geistesswerke fällen wird. Ich sehe es kommen, und ich ergötze mich zum voraus nicht wenig an den possierlichen Scenen, die wir darüber erleben werden, wie die verschiedenen Stände in Deutschland, besonders der erste und der dritte, ihre Gesinnungen in Ansehung der Franzosen nun auf einmal gegen einander auswechseln werden. Bisher hatten wir Andern vom deutschen tiers-état genug zu thun, der Abgötterei zu steuern, welche Viele unserer undeutschen Großen, die deutschen Sinn, deutschen Geist, deutsche Art und Kunst nicht kannten und nicht kennen zu lernen würdigten, mit allem, was französisch war, trieben, und welche — wird die Nachwelt es glauben? — gar so weit ging, daß man lieber den Figaro als ein Stück von Lessing sah, lieber den erbärmlich französirten Homer des Herrn Bitaubé als den deutschen unsers Voß las; ja gar so weit ging, daß man, wenn man sich ja zuweilen noch so tief herab ließ, das Werk eines Deutschen zu lesen, es doch lieber in einer jämmerlich entkräftenden und durchwässernden französischen Ueber-

setzung, als im Original lesen wollte! *) Damals hatten wir genug zu thun, solchen ausgearteten, von Gallomanie besessenen Großen das

Help God mit Gnaden,
Hier werd ok Seepe gesaden!

zuzurufen; und wir riefen es ihnen gemeiniglich umsonst zu. Jetzt wird das Blatt sich auf einmal, und ich erwarte bis zur Lächerlichkeit, gänzlich umkehren. Jetzt, da die Franzosen endlich einmal etwas Gutes und Vernünftiges gemacht haben, und auf dem besten Wege sind, des Guten und Vernünftigen mit der Zeit immer mehr zu machen; jetzt, da ihre Sprache und ihre Literatur anfangen werden, sich zu einer Kraft, zu einem Reichthum und zu einer Würde zu erheben, die wir vorher nicht an ihnen kannten — jetzt wird der Deutschen tiers-état es seyn, der sie und und zwar gerade deshalb, gegen den ersten Stand und gegen dessen Schmeichler, die den Mantel nach dem Winde hängen zu lassen wissen, zu ver-

*) Ich habe dies einst erfahren, da ich eine Lesegesellschaft dirigirte, bei der die Gesellschaft die Bücher, die sie lesen wollte, selbst zu wählen hatte. Damals mußte ich — so wollte man es — Wielands goldnen Spiegel und einige ähnliche Werke, nicht deutsch — wer hätte das aushalten können? — sondern französisch verschreiben.

vertheidigen und zu beschützen haben wird. Jetzt wird man es gerade eben so ungnädig bemerken, daß wir nicht alles Französische insipide und abominable finden wollen, als man es ehemals zu bemerken geruhte, da uns nicht alles Französische charmant, du dernier beau und adorable schien. Das allerlustigste aber wird hierbei seyn, daß dergleichen ausgeartete Große, nach ihrer gewöhnlichen folgewidrigen Denk- und Handlungsart, nichts desoweniger fortfahren werden, nicht nur französisch zu plaudern — das mögte hingehn — sondern auch noch immer eben die treugehorsamen und sklavischen Nachahmer französischer Gebräuche und Sitten zu bleiben, die sie vorher waren, und ihren höchsten Ruhm darin zu setzen, Franzosen zu scheinen, zu einer Zeit da die Franzosen selbst aufgehört haben, es zu seyn, um etwas Besseres zu werden. Freuen Sie sich, lieber T*; es wird da etwas zu lachen geben, besonders für diejenigen, die eine so feine und witzige Lache, wie Sie, haben! Nur daß Sie, um des Anblicks dieser Lächerlichkeit theilhaftig zu werden, erst auf Reisen durch andere deutsche Provinzen gehen müssen.

Ich werde unterbrochen. Mit der nächsten Post ein Mehreres. Die obenerwähnte Motion zur Abschaffung der Akademien finden Sie hier beigelegt. Adieu, guter T*! C.

Sup-

Suppreſſion

De toutes les Académies du Royaume, comme onéreuſes à l'Etat et nuiſibles aux ſciences, à la littérature et aux arts.

Numquam ſcientia reperitur in ventre craſſo.
S. CHRYSOSTOME.

Plus d'Académies!

L'Aſſemblée Nationale a décrété la ſuppreſſion des Chanoines : les Académiciens ſont les Chanoines des ſciences, de la littérature et des arts.

Plus d'Académiciens rentés, tant qu'il y aura des travailleurs à ſalarier, des pauvres à nourrir, des créanciers à ſatisfaire.

Un Académicien mange dans ſon fauteuil de velours et à lui ſeul, la nourriture de 40 ménages de campagne!....

O M. ***! O vous qui avez en penſions 20000 liv, cela eſt-il juſte? Comment les avez-vous gagnées? Ce n'eſt pas à la ſueur de votre front. Répondez pour vous et vos pareils.

Allons, Meſſieurs les beaux eſprits! vous faites de belles théories. Il en eſt temps: paſſez à la pratique. Prouvez que nous vous de-

devous la Révolution. Soyez patriotes une fois et à votre tour. Remettez en plein jour vos brevets, comme le Clergé et la Nobleſſe ont abandonné en une ſeule nuit leurs dîmes et leurs priviléges. Reprenez la plume et labourez auſſi. Trop d'embonpoint amaigrit le génie. La plupart des chefs-d'œuvres ſortent du grenier.

Quel renverſement de toutes les convenances ! payer le talent avec des écus.

L'honneur ſeul eſt la monnoie courante du génie. Et pourquoi donner un fauteuil et des rentes à gens qui n'ont presque rien fait, et qui ne font plus rien que dormir ou babiller du moment qu'ils ont un fauteuil et des rentes !

Les Académies ont eu peut-être leur moment d'utilité.

Les Académies ſont pour les peuples, ce que les Ecoles ſont pour les enfants.

Mais après une enfance de quatorze ſiecles, il eſt temps que la Nation Françaiſe ceſſe d'aller à l'Ecole.

Qu'on cite un grand homme dans les ſciences, la littérature et les arts, dû aux Académies, né dans le ſein des Académies ?

Mais

Mais pour citer les grands talents que les Académies ont fait avorter, on ne ſeroit embarraſſé que du nombre.

Montaigne exiſtoit avant l'Académie Françaiſe, et J. J. Rouſſeau n'en fut pas. J. J. Rouſſeau! dont le Contrat ſocial eſt devenu le livre du jour.

Shakeſpear n'eût pas beſoin d'Académies; Oſſian n'eut pas beſoin d'Académies, pour être les deux plus beaux génies des trois Angleterres.

L'Abbé Syeyes n'eut pas beſoin d'être Académicien pour nous démontrer les droits du peuple, et les monſtrueux priviléges des enfants du hazard.

Et un *** ſe croit quelque choſe, parce qu'il a le privilége d'aller deux fois la ſemaine digérer dans un fauteuil au Louvre?

Deſcartes exiſtoit avant l'Académie des ſciences.

L'Académie des inſcriptions n'eut pas de place à donner au ſavant *Boulanger*, et à l'érudit *Gebelin*.

L'Académie de peinture reçoit un M. J—n, et ne daigne pas prendre garde à *Lantara*.

L'Aca-

L'Académie Françaiſe donne un fauteuil à celui qui parodie Telemaque, et qui fait de Booz un Dameret; et elle ferme ſes portes à Gilbert, le Poëte de notre âge, qui approcha le *plus* de Juvenal et de Boileau.

L'Auteur du Misanthrope et de Tartuffe n'eût un fauteuil que cent ans après ſa mort.

Et M. ***, Auteur de o, o, o, o, majeur à peine, s'aſſeoit au Louvre!

Plus d'Académies!

Depuis que les Académies de coëffures ſont abolies, l'art de peigner les cheveux eſt-il *ſur ſon déclin*?

Nos ouvrières en modes manquent elles de goût et de fraîcheur, de légéreté et de grâces, parce qu'on ne les a pas miſes en Académies?

Quel ouvrage de génie eſt-il ſorti du milieu des Quarante aſſemblés? La première de nos Académies n'a encore produit qu'un dictionnaire imparfait et médiocre.

Il n'a pas tenu aux Académies que le *Cid* et la Jeruſalem Délivrée ſoient deux mauvais ouvrages.

Plus

Plus d'Académies !

Trop long-temps elles n'ont ſervi qu'à polir et dorer les chaînes du deſpotiſme.

Les Académies ont été trop long-temps les lanternes ſourdes des Tirans.

Toutes les ſottiſes de la trop longue vieilleſſe de Louis XIV, nous les devons aux baſſes adulations des Académies.

Plus d'Académies !

Des *Académies Royales !* Cela ſent l'eſclave . . . . Et nous ſommes enfin libres !

3.

Vorrede zu den Briefen aus Paris, zur Zeit der Revolution geschrieben. *)

Ich glaube der Regierung, worunter ich zu leben das Glück habe, durch die Herausgabe dieser Briefe ein so würdiges Denkmal zu setzen, als ein Mann von meinen geistigen Vermögensumständen es ihr zu setzen vermag. Nur in einem Lande, wo man nichts von Despotismus weiß, ist es erlaubt, über Despotismus und Freiheit so zu schreiben, wie ich darüber geschrieben habe. Nur unter einem Trajan darf man, wie Plinius, auf die Greuel und Frevelthaten der

*) Da diese unbedeutende Kleinigkeit schon jetzt, da sie noch nicht einmal ganz erschienen ist, von einem Nachdrucke, wie ich höre, bedroht wird: so sehe ich mich genöthiget, sie für solche Leser, die dieses Journal nicht mit halten, selbst besonders abdrucken zu lassen. Damit nun aber die Interessenten des Journals nichts dabei verlieren, sondern alles besitzen mögen, was jener besondere Abdruck enthalten wird: so theile ich hier die dazu gehörige Vorrede mit; so wie ich den Beschluß der Briefe, dem nächstfolgenden Journalstück einzuverleiben nicht ermangeln werde.

der Nerone und Domitiane schelten. Der Schriftsteller, der dies unter den Augen seines angebeteten Fürsten thut, beweißt dadurch mehr, als durch die schmeichelhafteste Lobrede, daß er den erhabenen Character und die großen Regententugenden desselben kennt und ihnen Gerechtigkeit wiederfahren läßt; und der edle Fürst, der das nicht ungnädig bemerkt, legt dadurch vor aller Welt Augen einen herrlichen und überzeugenden Beweis ab, wie sehr er dieses seiner würdige — nicht in Worten, sondern in Handlungen bestehende — Lob verdiene. Diesen Beweis gab uns ehemals Friedrich der einzige; jetzt giebt ihn sein erhabener Neffe, Carl Wilhelm Ferdinand.

Wenn dieses unbedeutende Werkchen schon längst vergessen und der Nahme seines Verfassers schon längst verweht seyn wird; so wird die Thatsache: daß ein deutscher Schriftsteller zu einer Zeit, da der Denk- und Preßfreiheit in Deutschland neue Schranken gesetzt waren, in diesem Lande und unter diesem Fürsten, wie der Bürger eines Freistaats schreiben durfte, noch in den Jahrbüchern der Menschheit aufbewahrt werden, und in dem unvergänglichen Ehrenkranze dieses großen Fürsten, als einer der schönsten Edelsteine glänzen.

Dop-

Doppelt und dreifach wird die Nachwelt das ihr heilige Gedächtniß des seltenen fürstlichen Mannes ehren, der schon bei so mancher Gelegenheit, im Felde und im Kabinette, der Deutschen Schutzgeist war, und der nun auch jetzt zu einer Zeit, da die Despoten alle vor ihren Sklaven zittern, auf sein glückliches und dankbares Volk, wie ein Vater auf seine Kinder, ruhig herablächeln und ihnen gern gestatten kann, sich laut zu freuen, daß andere Völker in andern Ländern es nun auch bald eben so gut haben werden, als der glückliche Braunschweiger es schon lange hatte.

Man wird es übrigens meinen Briefen wol von selbst ansehn, daß sie der erste Erguß eines frisch gerührten und für die überschwengliche Menge neuer Empfindungen und Ideen, wovon es in einem so kurzen Zeitraum sich zugleich bestürmt sahe, zu enge gewordenen Herzens waren. Auch dieses wird man beim Lesen derselben nicht vergessen, daß mein günstiges Geschick mich gerade zu einer Zeit nach Frankreich führte, da die ersten gräulichen Auftritte der Revolution schon vorüber, die letztern aber noch nicht erfolgt waren, so daß mein dortiger Aufenthalt gerade in diejenige Periode dieser merkwürdigen Begebenheit fiel, in der sie dem Zuschauer sich von ihrer besten und mildesten Seite zeigte. Man wird

daher aus beiden Ursachen diese Briefe nicht für eine Geschichte der französischen Staatsumwälzung — wozu sie keinesweges beeigenschaftet sind — sondern bloß für die Geschichte der Empfindungen eines einzelnen menschlichen Zuschauers ansehen, der das Glück hatte, gerade der schönsten Periode jener großen Weltbegebenheit beizuwohnen.

Man erlaube diesem einzelnen Manne hier noch sein Glaubensbekenntniß über die kritischen Zeitumstände, worin wir jetzt leben, und über die Grundsätze abzulegen, wovon der gute Bürger sich unter diesen Umständen leiten lassen muß.

Er glaubt zuvörderst, daß ein Volk erst, wie das französische, durch Unterdrückungen aller Art, aufs Aeußerste gebracht seyn müsse, bevor es den immer sehr gewagten und immer mit Blut bezeichneten Schritt thut, seine Ketten mit Gewalt zu zerbrechen.

Er glaubt, daß jede gewaltsame Staatsumwälzung, selbst da, wo die Menschheit durch Cultur und Aufklärung schon in hohem Grade veredelt ist, nie ohne mancherlei Greuel und Unmenschlichkeiten vor sich gehen könne; und daß sie nie, oder doch selten zum Glück der lebenden Zeitgenossenschaft des erschütterten Landes, son-

sondern gemeiniglich nur zum Besten der Nachwelt und der Mitmenschen in andern Ländern auszuschlagen pflege.

Er glaubt daher, daß ein Volk, welches den bedenklichen und immer schauderhaften Schritt, seine Verfassung durch gewaltsame Mittel zu ändern, ohne die allerwichtigsten und allerdringendsten Ursachen, also muthwilliger Weise wagen wollte, sehr thörigt und sehr ungerecht gegen sich selbst handeln würde.

Er glaubt, daß es vernünftiger sey, in einem alten, auch etwas baufälligen und unbequemen Hause, wohnen zu bleiben, als aus unweiser Veränderungssucht die Grundlage desselben auf einmal wegzureissen, und es sich und den Seinigen auf den Kopf stürzen zu lassen.

Er glaubt indeß, daß die alleslenkende Vorsehung, Begebenheiten dieser Art, von Zeit zu Zeit in der weisen und wohlthätigen Absicht herbei führe, um diejenigen Regenten, welche sich eine gesetzwidrige Gewalt anmaßen und diese Gewalt zu Ungerechtigkeiten und Unterdrückungen misbrauchen, an die Zerbrechlichkeit ihres despotischen Regierungssystems zu erinnern, und sie dadurch zu bewegen, künftig mildere und gerechtere Maaßregeln zu befolgen.

Er glaubt, daß denjenigen, welche den hohen Beruf zu haben meinen, Wächter und Rathgeber der Menschheit, d. i. Schriftsteller zu seyn, die heilige Pflicht obliege, jene wohlthätigen Absichten der Vorsehung bei Vorfällen dieser Art nach Vermögen zu befördern; also auch gerade bei solchen Gelegenheiten, wo die Herzen der Despoten sich einer wohlgemeinten Warnung noch am ersten öfnen, für die Rechte der Menschheit am nachdrücklichsten zu schreiben.

Er glaubt, daß ein braver Schriftsteller, der die bedeutende Wichtigkeit seines Berufs kennt und ehrt, sich durch keine kleinmüthige Betrachtung, auch durch die Gefahr nicht, misverstanden und schief beurtheilt zu werden, müsse abschrecken lassen, dieser seiner Pflicht ein Genüge zu thun.

Er glaubt, so sehr er auch die moralische und bürgerliche Freiheit liebt, daß man in einem wohleingerichteten monarchischen Staate, und unter einem gerechten und weisen Regenten, der nicht willkührlich sondern gesetzmäßig herrscht, viel ruhiger und glücklicher, als in einem stürmischen Freistaate, leben könne.

Er dankt daher Gott für das große Glück, in einem solchen Staate und unter einem solchen Regenten zu leben; und er fodert alle diejenigen unter

ter seinen deutschen Landsleuten, die in dieser Hinsicht eben so begünstiget sind, auf, ein Gleiches zu thun. Braunschweig den 12ten November 1789.

Campe.

4.

Bedenken über die Frage — ob der Staat Gesetze für die Erziehung und den Unterricht der Kinder vorschreiben solle?

Die Frage — „Ob der Staat ein Recht habe über die Erziehung zu gebieten?“ — scheint mir so wichtig zu seyn, daß ich es nicht für überflüßig halte, sie hier noch einmal zur Erwägung vorzulegen. (Da mir aber meine Geschäfte nicht erlauben, die zuvor eingerückten Schriften wieder durchzulesen, so muß ich die Herren Herausgeber ersuchen, das, was darin schon besser gesagt worden, aus meinem gegenwärtigen Aufsatze *) wegzustreichen.)

 Wenn

*) Einem Reimarus streicht man nichts weg, auch nicht einmal die hier gegebene Erlaubniß, ihm etwas wegzustreichen. D. H.

Wenn wir so oft vom Staate reden, ihm bald große Rechte zuschreiben, bald auch eigene Lasten auflegen: so mögten wir uns doch wol erst deutlich vorzustellen suchen, was der Staat wirklich sey, was man darunter allgemein verstanden haben wolle, und was in jeder besondern Anwendung unter diesem Worte verstanden werden könne?

Der Staat — denke ich — ist doch in der That nichts anders, als die sämmtlichen mit einander verbundenen Einwohner: und alles, was dem Staate zugeschrieben wird, muß nur aus dem Zweck und dem Sinne dieser Verbindung herzuleiten seyn.

Was sollen wir uns aber von dem Staate, in der Bedeutung, wie wir oft darauf verwiesen werden, vorstellen? — „Ein untrügliches, oder höchstweises, selbstständiges, von den Staatsbürgern ganz verschiedenes Gedankenwesen, welches nur für das Beste eines abgesonderten Ganzen zu sorgen hat, und zu diesem Zwecke alle Handlungen der Einwohner zu leiten befugt ist: dagegen auch Lasten übernehmen kann und muß, welche zu tragen sich jene wol weigern mögten."

Finden wir nun ein solches Wesen in den besondern Fällen, wo dem Staate dies oder jenes zugeschrieben wird? Z. B. in dem vor Augen habenden Falle: wer würde da den Staat vorstellen,

len, welcher uns die Erziehungsweise unserer Kinder vorschreiben sollte? Ich denke — meistens etwa der ehrwürdige Pater Beichtvater des Fürsten, oder ein gewisser Orden, oder ein Kollegium, dessen Mitglieder hier die Jugend eben so erzogen und unterrichtet haben wollen, als sie selbst erzogen und unterrichtet worden sind; dort aber neue mehr versprechende Plane überall ausgeführt zu sehen wünschen. Auf ähnliche Weise ließe sich die wirkliche Bedeutung des Wortes Staat auch in andern Fällen aufspüren. *)

*) So bedeutet, bei dem Rechte, für gewisse Bedürfnisse Taxen zu bestimmen, der Staat nur die Mächtigern und Schlauern, welche die Schwächern und Einfältigern nöthigen, ihren Mitbürgern zu dem diesen beliebigen Preise Dienste zu leisten — Bei den Lasten ist die Bedeutung wieder verschieden. Wenn z. B. das kostbare Leben der die Sicherheit störenden Räuber zu schonen, diese nicht gleich einem äußern Feinde des Staates behandelt, sondern größtentheils auf Staatskosten unterhalten werden sollen: so bedeutet der Staat offenbar die ehrlichen Einwohner, denen die Spitzbuben zu ernähren aufgelegt wird. — Wenn hinführo die Huren nicht allein ehrlichen Frauen gleich geachtet werden, sondern vorzüglich auf Staatskosten im Wochenbette verpflegt und ihre Kinder versorgt werden sollen: so bedeutet ja der Staat der Einwohner ordentlicher Sitten

Was nun Recht ist, das muß immer Recht seyn und gewesen seyn. Wäre es dann Recht gewesen, daß seit vorigen Jahrhunderten her der Staat ausschließend die Erziehung der Jugend eingerichtet, und alles dahin einschlagende verordnet hätte? Oder; würde ein Protestant in katholischem Lande, ein Katholik im protestantischen dergleichen Zwangerziehung für Recht halten? — Der Vorwand, daß es geschehen müsse um schädliche Grundsätze u. s. w. zu verhüten, bleibt ja immer derselbe.

„Das nun zwar nicht: denn die Vorfahren verstunden die Sache nicht, und die andere Lehrmeinungen als wir hegen, haben Unrecht: aber zu unsern Zeiten und nach unserm Plane würde es nicht allein Recht, sondern auch überaus nützlich, ja nothwendig seyn.“ *) — Kurz: wir wollten und Familien, denen die Unterhaltung der Liederlichen und deren Kinder obliegt, da sie hingegen sehen mögen, wie sie, auch bei dürftigen Umständen, für sich und die Ihrigen selbst Rath schaffen.

*) Bei der oft vorgeschlagenen — zum Glück nie befolgten — Zwangordnung der Sorge für die Gesundheit wird der verordnende Staat etwa durch einen Leibarzt des Fürsten, oder durch ein Kollegium von Medizinalräthen vorgestellt, die sich unter

wollten nicht in dieser uns so wichtigen Angelegenheit von Andern eingeschränkt und beherrscht werden; wol aber daß wir Andern Gesetze vorschreiben könnten.

Zuerst wollen wir noch das Recht weiter in Erwägung ziehen: denn man unterfteht sich doch jetzt, Recht von Macht und Gewohnheit zu unterscheiden. Das Recht des Staates oder der Staatsverwaltung über die Staatsbürger müßte also aus dem

ter einander zanken, und davon dann die Mächtigern das Urtheil für oder wider das Aderlassen, Purgiren, u. s. w. bestimmen. Wenn man nun hier fragte — Wäre es denn gut und wünschenswerth gewesen, daß, ohne auf ältere Zeiten zurück zu sehen, damals als die sogenannte Lustseuche sich äußerte, alles einer solchen Ordnung unterworfen gewesen, und kein Unzünftiger sich mit der Heilung hätte befassen dürfen? — „Gewiß nicht: denn so mögte es mit der nachmaligen Bevölkerung wüste ausgesehen haben." — Oder: als Unzünftige sich unterstanden, Fieberrinde, Spiesglanz, Zinklumen u. s. f. den Kranken zu geben? — „Auch da nicht: denn wir hätten manches sehr nützlichen und kräftigen Mittels entbehren müssen. Aber jetzt brauchen wir nichts mehr zu lernen und unsere Vorschriften sind die immer bestmöglichsten." — Nun ja! Me regem esse oportet heißt es bei allen solchen Vorschlägen.

dem gesellschaftlichen Bunde fließen. *) Und, was kann die Meinung oder der Zweck dieses, es sey ausdrücklich oder stillschweigend eingegangenen — so oft missverstandenen und übertriebenen Bundes seyn? Der Hauptzweck war doch gewiß Sicherheit, nicht allein gegen Gewaltthätigkeit von Auswärtigen, sondern auch untereinander. Daher war es nöthig eine Regierung anzuordnen, um zu gebieten, was zum Schutz und zur Erhaltung der Gesellschaft erforderlich wäre, und zu verbieten, was von einem Mitgliede dem andern zum Schaden geschehen mögte. Man wollte aber des gemeinschaftlichen Schutzes und Beistandes der Gesellschaft eben deswegen genießen, um, ohne Furcht vor Gewalt und Eingriffe, für seine Person, für die Seinigen und für sein Vermögen nach seinen Einsichten ungestört sorgen zu können. Freiheit und Eigenthum sind also die Rechte, welche sich jeder Staatsbürger, die Regierungsform mag übrigens seyn, welche sie wolle, für immer

*) Man schmeichelt den Fürsten sehr übel, wenn man behaupten will, daß sie ihre Gewalt nicht aus diesem Vertrage, sondern aus dem Rechte des Stärkern hätten. Denn hieraus würde klärlich folgen, daß, wenn einmal die Unterthanen nach der Rechenkunst sich stärker fühlten, sie auch das Recht hätten jene ihrer Gewalt zu entsetzen.

Digitized by Google

immer vorbehalten hat.*) Wenn wir noch alle, Mann für Mann, wegen Errichtung des gesellschaftlichen Bundes befragt würden; wäre und bliebe es nicht unser einstimmiger Wille, daß wir in allen diesen Angelegenheiten, die nur uns angehen, für uns selbst, ohne daß sich jemand darum bekümmern solle, sorgen wollten? Genug, wir versprechen einer dem andern nicht zu schaden, ihn in seinen Angelegenheiten nicht zu stören oder zu beschweren, sondern ihm vielmehr beizustehen und behülflich zu seyn.**) Jetzt scheint aber der Bund,

*) Daher hielt man auch ehemals in Staaten, die nicht tyrannisch regiert wurden, die eigene Wohnung jedes Bürgers für so unverletzlich, daß nicht, ohne daß er sich durch offenbare und grobe Mishandlung des Schutzes verlustig gemacht hätte, Eingriff darin geschehen durfte. Jetzt werden, sogar in England, Häuser, Keller, Speicher und Bücher vom Staate visitirt! — Nach Vorschlägen der medizinischen Polizei sollen auch die Personen, besonders Frauen und Töchter, visitirt werden.

**) Ich habe mich auf diese einleuchtenden Grundsätze schon bei andern Gelegenheiten berufen. Sie erstrecken sich aber auf so viele Handlungen und Mishandlungen, daß sie mehrmals eingeschärft, und besonders, wo ein Volk die Revision des gesellschaftlichen Bundes vornehmen wollte, wohl erwogen zu werden verdienen.

Bund, dadurch daß man aus allem einen mittelbaren Einfluß auf die Gesellschaft herausdeutet, so ausgelegt zu werden, als ob jedes Mitglied nur zu der Andern Vortheil, und keines zu seinem eigenen verbunden wäre. Daher erkünstelt man so viele Verordnungen, Einschränkungen und Verbote, welche dem eingebildeten Staate nützen sollen, da sie doch den wirklichen Staatsbürgern in Anwendung ihrer Kräfte und Rechte hinderlich fallen.

Zu dem, was uns am nächsten angeht, und daher uns selbst vorbehalten bleibt, rechnen wir nun billig, wie die Sorge für unsere Person, so auch die für unsere Kinder *) und gesammtes Hauswesen. Nach welchem Rechte können also die zur Erhaltung des Bundes von der Gesellschaft bestellten Aufseher dem Zwecke und Willen aller einzelnen Mitglieder Eintrag thun wollen? Man kann uns zu belehren und zu überzeugen suchen: aber, auch bei Vorurtheilen oder Irrthümern, die nur uns und die Unsrigen betreffen, wollen wir nicht unter dem Vor-

*) Wenn der Staat sich der Kinder gegen offenbare Mishandlungen abseiten der Aeltern annimmt, so geschiehet es nicht aus dem Rechte eines eingebildeten Ganzen; sondern aus der Pflicht, da die Kinder schon als gebohrne Staatsbürger angesehen werden, und also, wie andere Einzelne, gegen Beleidigungen geschützt werden müssen.

Vorwande — daß es zu unserm Besten geschehe — jeder von den Uebrigen gezwungen seyn, und dieses aus dem guten Grunde, weil die, so uns leiten wollen, da es Menschen sind, auch ihre Vorurtheile oder Irrthümer haben können, und, wie die Geschichte lehrt, auch oftmals gehabt haben.

„Sollte man aber nicht, um des eigenen sowol als gemeinen Nutzens willen, sich doch freiwillig einer wohlgemeinten und wohlbedachten Ordnung unterwerfen?"

Ehe wir dieses thäten, müßten wir doch die Folgen auf allen Seiten wohl überlegen — Eine öffentliche Ordnung wird nach Eines, oder einiger Wenigen Einsicht und Meinung abgefaßt. Sie schneidet also den Vortheil der Einsichten und Erfahrungen vieler Andern auf einmal ab. Aus diesen aber ist doch offenbar alle unsere Verbesserung oder Aufklärung in so vielen Stücken entsprossen. Die guten oder bösen Folgen der bei Einzelnen hie und da eingeschlagenen Wege werden leicht bemerkt; jene locken zur willigen Nachfolge, diese werden frei getadelt und daher vermieden. Nicht so bei öffentlichen Einrichtungen. Man wird überall dazu gewöhnt und bemerkt daher nicht leicht die Fehler. Diese darf man auch fast nicht öffentlich tadeln: sie werden also immer nur spät eingesehen, und welche Schwierig-

keit

keit findet sich dann nicht noch, ihnen abzuhelfen! Die Erfahrung mag es bezeugen, wie lange meistens die öffentlichen Schul- und Erziehungsanstalten in allen Verbesserungen, wenn es auch nur die schlechten Schulbücher betraf, zurückgeblieben sind. Man hat indessen doch von Zeit zu Zeit etwas abzuändern gefunden, folglich Unvollkommenheiten entdeckt und Verbesserungen für nöthig erachtet. Und was gab Anlaß zu solcher Entdeckung? Waren es nicht Abweichungen von der öffentlich bestimmten Form? Was würden wir wol für Fortschritte gemacht haben, wenn noch die ehemals öffentlich beliebte scholastische Lehrart überall herrschend wäre, und nicht einzelne Männer sich muthig davon losgemacht hätten? Sollte denn hinführo keine bessere als die jetzt zu verordnende Einrichtung zu ersinnen seyn, *) und sollte alle Aenderung nur dem langsamen Gange öffentlicher Entschließungen überlassen werden?

Die Anstalten zur Erziehung, oder die Vorbereitungen, welche auf die Bildung der Jugend ei-

*) Es ist schon in einem gründlichen Bedenken über die gegenwärtige Frage des Beispiels der Normalmethode erwähnt worden, die doch auch vom Staate, wie man glaubte, wohlbedächtig, eingeführt worden, und die nun, ohngeachtet alles Tadels, schon lange weit und breit bestehet.

einen Einfluß haben, sind so weit umfassend, so nach den verschiedenen Fähigkeiten, Gemüthseigenschaften und Bestimmungen der Kinder abzuändern, daß sich nicht einmal eine allgemeine Form vorschreiben läßt, wenn man nicht etwa ein Volk von rohen Spartanern bilden wollte. Das meiste der sittlichen Bildung beruhet immer auf dem häuslichen Betragen und Beispiel der Aeltern, und man fängt an einzusehen, daß steifer Erziehungsprunk, Ermahnungsreden und Ceremonien der Jugend erst Ueberdruß verursachen und am Ende sogar lächerlich werden, ohne sie wirklich zu bessern. — Was noch am meisten öffentlich veranstaltet werden kann, ist der Unterricht. Es müßte also eine überall zu befolgende Vorschrift ergehen, was im Land ausschließend gelehrt werden sollte. Das wäre so etwa wie die lieben Concilien, wo die heiligen Väter, durch Mehrheit und Stärke der Stimmen, mit Unterstützung des Fürsten, ausmachten, was hinführo wahr seyn sollte. Gesetzt nun, unsere Vorschrift wäre auch für jetzo so gut als möglich; wie würde es mit den Fortschritten aussehen, welche wir doch unsern Nachkommen sowol zutrauen müssen, als wir uns dergleichen über unsere Vorfahren anmaaßen? Und überhaupt — wie klein und eingeschränkt wird nicht die Denkungsart eines Volkes, wenn alles, wie bei den Chinesern, nach

Einer Form gebildet wird, Volkserziehung und Volksunterricht sich auf die Gesetzgebung beziehen, und diese Einrichtung, da sie öffentlich bestätigt ist, sich von Geschlecht zu Geschlechte erhält! Wie sieht es nicht in den Ländern aus, wo, aus Vorsorge des Staates für das Beste der Unterthanen, keine Schrift ohne Erlaubniß der ehrwürdigen Obern erscheinen darf, und wo Erziehung und Unterricht eigentlich dazu gewidmeten Orden anvertrauet ist?

Ich gehe nicht so weit als ein scharfsinniger Mann sich in diesem Journale geäußert hat, der alle öffentlich besoldete Lehrer zu verwerfen scheint. Oeffentlich bestellte Lehr- und Erziehungsanstalten haben in der That ihren großen Nutzen, ja sie scheinen in manchen Umständen unentbehrlich zu seyn: aber allgemeiner freier Wetteifer muß daneben bestehen, ohne welchen das Bestreben immer das Beste zu leisten, auf Erweiterungen und Verbesserungen zu achten, zuversichtlich einschlummert. Sehen wir nicht, daß, jemehr in einem Staate, die allesbelebende Freiheit im Denken, Schreiben und Handeln blühet, destomehr sich derselbe durch Fortschritte in allen Stücken hervorthut. *) Die Staatsverwaltung kann also ohne

*) Bleibt nicht das sonst so freie Holland, durch Einschränkung im Lehren und Schreiben — dabei

ohne Zweifel vieles zur Verbesserung des Erziehungswesens beitragen. Sie kann die Ausbreitung nützlicher Schriften veranstalten, tüchtige Lehrer aufmuntern und befördern, durch öffentliche Anstellung derselben nicht allein denen, welche für ihre Kinder nicht selbst sorgen können, zu Hülfe kommen, sondern auch Beispiele wohlgewählter Methoden geben, sie kann Jünglinge, die sich nicht nur in Wissenschaften, sondern auch in Sitten auszeichnen, hervorziehen, u. s. w.

Nur dergleichen Mittel, die dem Zwecke der gesellschaftlichen Verbindung gemäß sind, können gedeihen: durch willkührliche Eingriffe aber, und durch Einschränkungen, welche jenem Zwecke gerade zuwider sind, müssen alle noch so künstlich entworfene Plane ihre, wenn gleich wohlgemeinte, Absicht verfehlen.

Hamburg den 26sten September
1789.

J. A. H. Reimarus.

Bei die Domine's den Staat vorstellen — noch in manchen Stücken der Aufklärung gegen andere protestantische Staaten zurück?

5.

Einige Bemerkungen über die im 10ten Stücke v. J. des Braunschweigischen Journals aufgeworfene Frage: Sollte das preußische Religionsedict für die Verbreitung der wahren Aufklärung wirklich so gefährlich seyn, als man glaubt? *)

Keine landesherrliche Verordnung hat wol je eine solche Sensation hervorgebracht, als das königl. preußische Religionsedict. Es ist heftig angegriffen worden. Man hat nicht nur Zweifel gegen das Recht des Königs, ein solches Edict geben zu können, geäußert, sondern man hat es sogar verworfen. Andre haben es eifrig vertheidigt. Hier tritt abermal ein Gegner auf, welcher nach der Art, wie er es bestreitet, keiner der geringsten ist und Aufmerksamkeit verdient. Es sey mir erlaubt, seinen Schritten mit einigen Bemerkungen zu folgen, um zu sehen, ob er sich nicht hie oder da geirrt habe. Dadurch

*) Der Herausgeber rückt diesen Aufsatz ein, um seine Unpartheilichkeit zu beweisen. Audiatur et altera pars!

durch kann vielleicht die Wahrheit etwas gewinnen.

Wäre es völlig entschieden, was man eigentlich unter Aufklärung verstehen müsse: so würde man leichter von der Sache reden können. Aufklären heißt freilich, von einem Dinge gründliche Begriffe geben und diesem nach erstreckt sich Aufklärung über alles menschliche Wissen und will nichts anders sagen, als Belehrung; aber es scheint, als wenn die sogenannten jetzigen Aufklärer, und selbst der Verfasser der vorliegenden Frage, es anders und nur von einem Theile der menschlichen Kenntnisse, nämlich der Religion verstanden wissen wollen. Er hätte sich also bestimmter ausdrücken müssen. Inzwischen will ich nun jetzt hierin nachsehen und annehmen, daß er unter dem Worte Aufklärung: gründliche Belehrung und Erkenntniß in Religionswahrheiten gemeinet habe. Nun ist es aber bekannt und liegt in der Natur der Sache selbst, daß in diesen Dingen die Menschen niemals in ihren Meinungen überein kamen. Was der eine als Wahrheit annimmt, verwirft der andere. Was jener mit, ihm äußerst triftig scheinenden Gründen vertheidigt, glaubt dieser mit andern, von deren Gründlichkeit er eben so fest überzeugt ist, bestreiten zu können. Die Anfrage spricht daher auch von wahrer Aufklä-

rung, folglich muß es auch eine falsche geben. Wer steht uns nun aber dafür, daß die falsche Aufklärung sich nicht auch, sey es auch unter dem Scheine der wahren, nach den Leidenschaften der Menschen, nach dem Maaße ihrer Einsichten und Kenntnisse, nach dem verschiedenen Verhältnisse, worin sie sich befinden und durch ihre Neigung zur Veränderlichkeit ausbreite? Das geschieht auch wirklich. Die Aufklärer sollten also sehr behutsam zu Werke gehen; nichts bestreiten, von dessen Ungrunde sie die Welt nicht hinreichend überzeugen können; nichts behaupten, was nicht allgemein für Wahrheit anerkannt würde, und besonders müßten sie in ihren Vorträgen sich der größten Präcision und Deutlichkeit befleißigen. Dazu müßten sie alles Leidenschaftliche in dieser Sache von sich entfernen und uns fest überzeugen, daß sie nichts aus Neuerungssucht, oder um Aufsehen machen zu wollen, thäten. Welche wichtige Gründe haben sie nicht, die größte Behutsamkeit zu gebrauchen, wenn sie das Christenthum angreifen! Denn sie müssen denken, daß diese Religion sehr wichtige Gründe für sich hat und daher zahlreiche Vertheidiger findet. Aber sie scheinen das nicht zu bedenken; sondern setzen bei ihren Behauptungen oftmals voraus, als wenn dieser oder jener Glaubenssatz schon verwor-

fen

fen wäre, der doch noch nicht verworfen ist. Ich will noch hinzusetzen, daß das Christenthum, wo es Landesreligion ist, als solche eine desto größere Discretion gegen sich verlangen könne, daß man immer darauf Rücksicht nehmen müsse, daß diese ein Heiligthum der Nation sey, daß es also einzelnen Mitgliedern nicht erlaubt sey, sie anzutasten und daß erklärte Feinde derselben von Welt- und Geschichtskundigen mit Mitleiden betrachtet werden.

Nun wende ich mich zu der Frage und ihren Erörterungen.

König Friedrich Wilhelm hat allerdings seinen großen Zweck, die Tugend, Zufriedenheit und Gemüthsruhe seiner Unterthanen zu sichern, auch durch die Erlassung des Religionsedicts erreichen wollen. Es ist auch offenbar, daß dieses zu jener königlichen Absicht vieles beitragen kann.

Es ist ja bekannt, daß durch die Verachtung der Religion eine fürchterliche Zügellosigkeit der Sitten (auch in den preußischen Staaten) einriß, daß alle die entsetzlichen Folgen, welche Irreligiosität nach sich ziehen, eintrafen. Wenn man keinen Gott, keine Vorsehung, kein Leben nach dem Tode, weder Belohnung noch Bestrafung glaubt, was kann uns denn noch abhalten, unsern Leidenschaften freien Lauf zu lassen? Dadurch

durch entstehet Leichtsinn in allen Verrichtungen und gegen die Pflichten, die man dem Staate schuldig ist, Lüderlichkeit, Untreue gegen den Fürsten und Nebenmenschen; der Eid wird ein Unding. Man wende nicht ein, daß der Irreligiöse doch ein rechtschaffener Mann seyn könne. Das trift wol nur bei einer äußerst kleinen Anzahl ein.

Im Allgemeinen will der Mensch durch andere Gründe, als bloß durch abstracte Vorstellungen von Tugend, die noch dazu so oft auf sehr schwachen Füßen stehen, geleitet werden, wie die Erfahrung genugsam lehret. Die Religion ist dazu am schicklichsten und es ist ausgemacht, daß das Christenthum hier allezeit die glücklichsten Wirkungen gezeigt habe. Was kann also einem Regenten mehr am Herzen liegen, als sie in ihrem Werthe zu erhalten und alles das zu hintertreiben, was Anlaß giebt, durch Zänkereien, muthwillige Angriffe und Vorspiegelungen die Wahrheiten desselben zu bestreiten oder verdächtig zu machen und die Tugend und Gemüthsruhe der Unterthanen zu stöhren? Das giebt der Frager selbst zu; aber Seite 131. folgert er daraus, daß das Edict befiehlt, daß jeder Lehrer des Christenthums, der sich zu einer von den drei Confessionen bekennt, dasjenige lehren solle und müsse, was der einmal

mal bestimmte und festgesetzte Lehrbegriff seiner Religionsparthei mit sich bringe, daß eben hierdurch viele tausend königliche Unterthanen in ihrer Gemüthsruhe und Zufriedenheit gestöhrt und in ihrer Tugend wankend gemacht würden. „Denn, sagt er, der dissentirende Lehrer würde dadurch in die Nothwendigkeit gesetzt, entweder sein Amt niederzulegen, oder Meinungen vorzutragen, die er selbst und ein Theil seiner Zuhörer nicht glaubet.“ — Bei einer nähern Beleuchtung wird man diese Schlüsse nichtig finden.

Denn erstlich der Lehrer oder Prediger wird bei seiner Aufnahme zu dem Lehramte dazu angenommen, das zu lehren, was die Religionspartei als ihre Confeßion annehme. Sie hat das unbezweifelte und durch die heiligsten Verträge wolgegründete Recht, diese Confeßion zu haben, und man kann sie nicht zwingen, davon abzugehen. Der Candidat verspricht bei seiner Annahme dieser Confeßion gemäß zu lehren; nichts kann ihm also in der Folge erlauben, von seinen feierlichen Versprechungen abzugehen und andere Lehrsätze vorzutragen. War er dieses Willens, so mußte er das Lehramt gar nicht annehmen; sondern sich eine Gemeine suchen, welche nach seinen Meinungen belehrt seyn wollte. Uebertritt er aber, da er einmal im Amte ist, seine Versprechungen

und gehet von den Bedingungen ab, worüber die Gemeine mit ihm contrahirt hat: so hat diese auch das Recht, ihn zu entlassen, und er sollte, als ehrlicher Mann, wirklich nicht einmal bis dahin warten, sondern von selbst den Abschied nehmen, weil er nicht mehr Willens ist, seine Versprechungen zu erfüllen. Es ist von einem Prediger die größte Unbilligkeit, wenn er nicht das lehrt und so handelt, wozu er angenommen und wofür er besoldet wird, sondern wenn er einseitig von dem geschlossenen Contracte abweicht und seiner Gemeine Lehrsätze vorträgt, welche sie nicht verlangt. Wer würde es einer Judengemeine verdenken, ihren Rabbi abzudanken, der ihr in der Synagoge ihren Glauben an den Messias bestreiten und ihre Gebräuche lächerlich machen wollte? Wer könnte es einer Türkengemeine übel nehmen, wenn sie den Iman, welcher den Coran angriffe, von sich schafte? — Haben die christlichen Religionspartheien nicht eben diese Rechte? Brauchen sie es zu dulden, daß ihre Lehrer eigenmächtig von ihren Confessionen abgehen, neue Lehrsätze vortragen, die alten bestreiten, oder verächtlich machen und also die Gemüthsruhe der Zuhörer stören? — Ich sehe für den dissentirenden Prediger keinen Ausweg, sich mit Ehren aus dem Handel zu ziehen, als sein Amt niederzulegen, wenn er glaubt, daß er die Lehrsätze der Religions-

gionsparthei, welche ihn angenommen hat und lohnt, nicht mehr vortragen könne, und wenn er einen Drang fühlt, neuerworbene Religionsmeinungen lehren zu müssen. Er sollte ja nicht seine Lehre nach seiner Ueberzeugung vortragen, sondern die Lehre der Confeßion, wie sie es mit Recht verlangen kann und wozu er sich bei seiner Annahme, als er um das Amt warb, freiwillig anheischig machte.

Zweitens glaubt der Frager, wenn ein Lehrer den alten Lehrbegriff vortrüge, so litten alle diejenigen dabei, welche ihn nicht annähmen, und würden also in ihrer Gemüthsruhe gestört. Hierbei bemerke ich, daß wenn es auch der Fall wäre, daß ein Prediger unter seinen Zuhörern einige hätte, welche den sogenannten alten Lehrbegriff nicht annehmen, ihm dieses doch noch nicht erlauben könnte, diesen Leuten zu Gefallen von seinen Pflichten abzugehen, die Confession der Gemeine zu verlassen und Lehrsätze nach den Meinungen dieser wenigen vorzutragen. Man muß ja immer auf das Ganze und nach der Quelle sehen. Wollte ein Prediger sich immer nach den Meinungen einzelner Mitglieder seiner Gemeine bequemen und diesen zu Gefallen lehren, so würde er ein wahres Chamaeleon werden. Noch dazu sind ja auch die Religionsmeinungen bei verschie-

schiedenen Leuten noch nicht immer gegründet, dürfen also für den Lehrer keine Richtschnur seyn. Es mögte aber auch die Anzahl derjenigen, deren Gemüthsruhe bei den Religionsvorträgen gestört würde, in einer Gemeine nur sehr gering seyn und allenfalls in einer Dorfgemeine etwa nur in 2 oder 3 Personen bestehen. Wenn diese der Prediger auf diese Art kennte, so müßte er auch Mittel wissen, sie in jener Rücksicht zu beruhigen, ohne daß er verleitet werden dürfte, ihnen zur Liebe sich gegen den größten Theil seiner Zuhörer etwas zu Schulden kommen zu lassen. — Bei dem Gebete, welches hier dem dissentirenden Prediger in den Mund gelegt wird, wird auch der eifrigste Anhänger des alten Lehrbegrifs nichts Anstößiges finden und nicht in seiner Tugend wankend gemacht, und in der Gemüthsruhe gestört werden, wie der Frager, ich weiß nicht warum? — zu fürchten scheint. Keine Gemeine wird etwas dabei zu erinnern haben, wenn ihr Prediger so betet. Aber hier ist die Rede nur davon, daß ein Prediger in seine Gebete und Vorträge nichts, was dem Lehrbegriffe entgegen sey, einmische und überhaupt keine Lehrsätze, welche seine Religionsparthei nicht annimmt, vortragen müsse, ob er gleich auch nichts Wesentliches auslassen darf. Warum aber der Frager das zweite Gebet in der rauhen Sprache des 14ten Jahrhunderts, voll

orien-

orientalischer Bilder, hersetzt und behauptet, daß der Anhänger des alten Systems es so halten würde, weiß ich nicht. Was mogte seine Absicht seyn, diese beiden Gebete gegen einander zu stellen? — Das Religionsedict befiehlt ja nicht, so zu beten und es ist ja nicht ausgemacht gewiß, daß das letztere Gebet uns in unserer Gemüthsruhe stören und unsere Tugend wankend machen könne. Wenn es auch Gebete giebt, welche in dieser Sprache abgefaßt sind, so ist es auch bekannt, daß dies vor mehrern Jahrhunderten geschehen ist, und daß man jetzt solche Gebete nicht mehr macht. Und bringt es das Kirchenritual mit sich, sich noch jetzt, bis neue, unsern Zeiten angemessene gemacht sind, bei gewissen Gelegenheiten solcher vorgeschriebenen Gebetsformeln zu bedienen: so ist es ja auch bekannt, daß aufmerksame Prediger die darin enthaltenen bildlichen Ausdrücke, und dunkeln Worte ihren Zuhörern nach dem Sinne und dem jetzigen Sprachgebrauche gemäß erklären. — Ich wüßte nicht, daß Jemand, der ein solches Gebet hört, im Grunde etwas Anstößiges darin finden könne, wenn er alle diese Umstände überdenkt, noch viel weniger, daß ein Aufgeklärter dadurch in seiner Gemüthsruhe gestört werden könne, da man bei ihm so viel Kenntnisse voraussetzen muß, daß er das Gebet quoad materiam et formam sich würde

ver-

verständigen können. — Aber S. 134 und 135 wird gesagt, daß kein dissentirender Christ an solchem Gebete und Vortrage Antheil nehmen könne, daß er, wenn man ihn dazu zwingen wolle, zum Heuchler würde, daß er, wenn er sich deshalb und weil er sich die Religion da nicht könne nach seiner Vorstellungsart vortragen lassen von der Gemeine absondere, gänzlich vom Evangelio käme, daß also der König den dissentirenden Predigern erlauben müsse, die Religion nach ihrer Ueberzeugung vorzutragen.

Ueber den Antheil, welcher an einem solchen Gebete genommen werden kann, habe ich schon gesprochen; daß aber Prediger ihren ganzen Religionsvortrag nach der Art, mit diesen Worten und Ausdrücken einrichten sollten, ist von dem Frager übertrieben. Unsre deutsche Sprache hat seit der Zeit, da jene Gebete abgefaßt wurden, glückliche Veränderungen gehabt. Man schreibt und spricht jetzt nicht mehr so, wie damals. Dies hat auch bekanntlich Einfluß auf die Religionsvorträge gehabt. Ich berufe mich auf die große Anzahl Gebet- und Predigtbücher, welche wir haben und die noch täglich erscheinen. Man hat auch in vielen Ländern die Agenden- und Gesangbücher schon in dieser Rücksicht geändert. Giebt

es

es aber noch Prediger, welche den veralteten Postillenton gebrauchen, so ist dies freilich übel, kann aber kein Vorwurf gegen die Religion selbst seyn. Was aber den Glauben an die Religionssätze, (welche hier von dem Frager mit den Vorträgen vermischt werden) betrift, so sagt ja das königliche Edict deutlich genug, daß deshalb kein Mensch gezwungen seyn solle, wie sich auch von selbst versteht. Der König will ja nicht über die Meinungen herrschen, er läßt jedem hierin Freiheit. Das Edikt sagt ausdrücklich, daß man glauben könne nach seiner Ueberzeugung. Nur seine Gegner legen ihm eine Deutung bei, welche man von einem so erleuchteten Ministerio, als das Preußische bekanntlich ist, nicht erwarten, und welche auch der Natur der Sache nach, nicht Statt haben kann. Wie kann also das Edict Heuchler machen? — Aber wie übertrieben und unbillig ist die Forderung, daß es jedem Individuo erlaubt seyn müsse, sich die Religion nach seiner Vorstellungsart vortragen zu lassen; jedem Prediger, nach seiner eigenen, für sich gemachten Ueberzeugung lehren zu dürfen? Da würde ja lauter Unordnung und Verwirrung entstehen. Wenn so viel Leute von einerlei Religionsgrundsätzen zusammen treten, daß sie einen Lehrer nach ihrer Art halten und besolden können, das wird ihnen nicht verwehrt; auch wird es keinem

nem Lehrer verwehrt, seine eigenen Meinungen vorzutragen und zu lehren, wenn er eine Gemeine findet, welche es verlangt, und damit friedlich ist. Das königliche Edict, welches auf das Allgemeine geht und die Sache nach dem Staats- und besonderm Rechte, wie sehr natürlich ist, behandelt, (welches seine Gegner, ob aus wirklicher Ignoranz? — nicht verstehen wollen) will aber, daß jede Religionsparthei bei ihrer Freiheit erhalten werden soll, daß es also z. E. nicht den Predigern, die für reformirte Gemeinen angenommen und besoldet werden, erlaubt seyn soll, von der Kanzel lutherische, jüdische, catholische, socinianische, atheistische und dergleichen fremde Religionssätze vorzutragen. Dies ist ja so billig, als etwas seyn kann. Das Religionsedict schränket keiner Religionsparthei Freiheit ein; es verbietet nur Gesetzlosigkeit und das ist löblich. In den preußischen Staaten werden bekanntlich nicht nur die nach den Verträgen des deutschen Reichs bestehenden 3 Confeßionsverwandte geduldet; sondern auch die, welche sich nicht dazu halten, oder sich davon getrennt haben. Das Religionsedict macht darin keine Einschränkung; sonst würde es bei den Reichsständen und den Guarants des westphälischen Friedens wol Widerspruch finden. Es trägt die größten Beweise der Toleranz an der Stirn. Jede Religionsparthei kann ohne Hinder-

niß

niß ihre Prediger wählen und halten. Jedes Individuum kann glauben nach seiner Ueberzeugung; aber es muß seinen Glauben nicht Andern aufdrängen wollen. Der bei einer catholischen Gemeine angestellte Geistliche muß nicht socinianische oder lutherische Lehren da vortragen; der Prediger muß nicht eigenmächtig Lehren und Gebräuche reformiren, muß nicht ordnungs- und pflichtwidrig handeln; das darf der König, als Hüter der Gerechtsame seines Volks, nicht zugeben. — Giebt es vielleicht in einer Gemeine ein Mitglied, welches an den dasigen Religionsvorträgen sich stößt, wie der Frager so sehr fürchtet, und das deshalb in seinem Gemüthe beunruhigt wird: so steht es ihm frei, sich eine Kirche zu wählen, mit der es besser harmonirt. Bei einer solchen Freiheit kann also keine Heuchelei gezeigt werden. Im Gegentheile bleibt aller Zwang entfernt.

Nun kömmt der Frager auf einen andern Punkt, nämlich daß der König wünscht, daß die christliche Religion in seinen Staaten in ihrer ursprünglichen Reinigkeit solle vorgetragen werden, welchen er denn auch nach seiner Art behandelt. Er sagt: diese Absicht des Königs werde schon dadurch völlig vereitelt, daß die symbolischen Bücher angenommen würden, welche doch viele Zusätze aus dem Mönchthume und den Zeiten der Barbarei enthielten. — Hier

muß ich zu bedenken geben, daß die Frage: ob symbolische Bücher seyn müssen oder ob sie abgeschaft werden können? — noch lange nicht entschieden ist; — daß vielmehr mit vielen Gründen für die Beibehaltung derselben gesprochen wird. Und konnte es denn wol dem Könige von Preußen erlaubt seyn, sie zu verwerfen in seinem Religionsedicte? — Wenn doch die Aufklärer nicht unmögliche Dinge forderten! Wir leben ja in keiner Phantasienwelt; sondern hier auf Erden in mancherlei Verkettungen, und auch die Regenten müssen sich und zwar vorzüglich nach den Umständen, nach Verträgen, nach alten Gerechtsamen, Freiheiten und Gewohnheiten bequemen. Was hätte, man bedenke es, man doch sagen wollen, wenn der König von Preußen auf einmal die symbolischen Bücher für null und nichtig erklärte oder wenn er es noch heute — oder morgen thäte? Ein Stubengelehrter, dessen Urtheilssprüche weiter nichts auf sich haben, mag das thun, man verzeiht ihm solche Anfälle; aber dem Könige von Preußen und dessen Ministerio ist es nicht erlaubt. Hingegen verlangt man vielmehr von ihm, daß er mit seiner Herrschermacht seine Unterthanen bei den von ihnen angenommenen Symbolen schütze und ihre Rechte vertheidige.

Was den Inhalt der symbolischen Bücher betrift, das ist eine ganz andere Sache. Soviel ist doch wol ausgemacht und wird auch allgemein angenommen, daß die Lehren der christlichen Religion in denselben enthalten sind. Und wenn diese darin enthalten sind, so können sie ja auch füglich als Religionsbücher betrachtet werden. Dazu kömmt, daß die Theologen die darin enthaltenen Lehren mit vielen Gründen zu beweisen wissen, und daß sie bei weiten noch nicht widerlegt sind. Wollte man aber alle diese Lehren unserer symbolischen Bücher nun auf einmal aufgeben und verlassen, dafür aber andere Religionssätze, wenn es auch die wären, welche der Frager angiebt, annehmen: so wären wir darum noch nicht weiter. Denn sobald diese Religionssätze aufgezeichnet und von uns als Lehrsätze angenommen würden, so hätten wir doch wieder ein symbolisches Buch. Bei veränderten Einsichten würde es wieder so gehen, und auf die Art könnten wir wol alle zehn Jahre neue symbolische Bücher bekommen! — Das wären aber doch offenbare Zeichen der Schwäche unserer Aufklärung!

Wie der Frager mit seiner Exegese durchkommen werde, sehe ich nicht ein. Aber er führt auch nur die Bibel an, wie sie zu seinem Vortheile dienet, wie die Chicanenmacher das Cor-

pus juris. Dieſemnach kennt er nur einen Grundſatz des Chriſtenthums, der in der Bibel gegründet ſey, Menſchenliebe! —

Er will nicht wiſſen, daß noch viele andere Pflichten und Lehren auf das deutlichſte, nicht in einer Stelle, ſondern in hundert Stellen (wodurch alſo jede Dunkelheit gehoben werden muß) vorgetragen werden. Er meint, die Lehre des Chriſtenthums wäre aus lauter dunkeln Stellen der Bibel entſtanden, welche die Leute in dunkeln Zeiten nicht recht verſtanden und daraus ſo nach beliebigen Einfällen die chriſtliche Religion gemacht hätten. Da wäre nun überall durchaus nichts, als Dunkelheit. Er widerſpricht ſich, wenn er zugiebt, die Lehren des Chriſtenthums wären in der Bibel gegründet, und wenn er doch die Lehren, welche das Chriſtenthum aus der Bibel nimmt, als nicht darin befindlich anſieht; wenn er z. E. Seite 137 ſagt: Es ſey Lehre der Schrift: Daß Jeſus Gottes Sohn ſey; — und dann S. 138 behauptet, — dieſes wäre keine Lehre des reinen Chriſtenthums der Bibel, ſondern ein ſpäterer Zuſatz des Athanaſius. So wäre es auch, behauptet er, mit den übrigen ſogenannten Grundartikeln des chriſtlichen Glaubens, z. E. der Dreieinigkeit, der Genugthuung, der Erbſünde u. dergl. Das Allgemeine davon wäre Schriftlehre, aber die beſondere Erklärung

ein Zusatz aus der finstern Zeit des Mönchthums. Seiner Meinung nach sind also die Lehren des Christenthums in der Bibel gegründet — und auch nicht. Seiner Meinung nach wenigstens wären also alle Lehren der christlichen Religion aus übelverstandenen und fehlerhaft erklärten Schriftstellen genommen. — Das würde man ihm nun aber nicht zugeben. Man würde ihm antworten, daß die Schrift sehr deutlich sey, da sie für eine Lehre des Christenthums nicht eine einige Stelle nur, sondern viele hunderte habe, deren sehr klaren Worte den Sinn sehr deutlich von sich gäbe, daß es aber unsern Philologen Hohn gesprochen sey, wenn man ihnen vorwürfe, sie verständen die Schrift in dieser Rücksicht nicht. — Aber ich dächte, man müsse sich nicht daran machen, die Lehre von der Gottheit Christe zu bestreiten, wenn man die Vernunftlehre nicht besser gebrauchen kann, sondern den Angriff mit einem Widerspruch anhebt. — Kurz, wenn der König wünscht, daß die christliche Religion nach ihrer ursprünglichen Reinigkeit möge vorgetragen werden; so will er weiter nichts, als daß die Lehren derselben der Bibel gemäß mögten vorgetragen werden, als woraus sie genommen sind. Ist denn dieser Wunsch nicht billig, und kann er von einem christlichen Fürsten nicht gethan werden? Er muß ja noch dazu als protestantischer

Fürst, als summus episcopus, für die Reinigkeit der Lehre wachen, es verhüten, daß seinen Unterthanen keine fremde Lehren, wol gar Irthümer vorgetragen und beigebracht werden.

Seite 139 nimmt es der Frager hoch auf, daß die Lehren der Socinianer, Deisten, Naturalisten ꝛc. elende, längst widerlegte Irthümer genannt werden, da doch diese nichts anders lehrten, als was die ganze Christenheit glaubt. — Lehren, sage ich, diese Leute wirklich nichts anders, als was die ganze Christenheit glaubt, warum sondern sie sich denn von der Christenheit ab — und warum bestreiten sie das Christenthum?

Sicherlich werden ja auch von dem Edicte die Lehren der Socinianer, Naturalisten, Deisten, welche mit dem Christenthume übereinstimmen, nicht elend und längst widerlegt genannt; sondern nur ihre Irthümer. Irthümer sind aber an sich elend, und die Irthümer der Deisten, Naturalisten, Socinianer auch bekanntlich längst widerlegt. Ist z. B. der Irthum, daß keine Vorsehung, kein Leben nach dem Tode, die Bibel Erdichtung, Christus ein Betrüger sey ꝛc. nicht schon längst widerlegt? — Inzwischen befiehlt ja das Edict gar nicht, daß derjenige, der diese Irthümer hat, sie ablegen soll; er soll nur sie nicht Andern aufdrängen, er soll andere Religions-

partheien in ihrer Meinung ungestört lassen, er soll tolerant seyn. Ein bei einer christlichen Kirche angenommener Lehrer soll nicht socinianisch, deistisch, naturalistisch lehren; — er mag sich eine Gemeine suchen, welche dieses verlangt; das bleibt ihm unbenommen. Mehr als sophistisch ist es von dem Frager geschlossen, wenn er S. 140 den Sinn des königlichen Edicts dahin drehet, daß, weil darin die Irthümer der Socinianer elend und widerlegt genannt würden, auch ihre Lehren, welche mit dem Christenthum übereinstimmen, elend und widerlegt genannt würden, — daß folglich auch die Schriften vortreflicher Männer und besonders Zollikofers, welche nichts vortrügen, was nicht auch ein Socinianer billigen würde, elend und widerlegt wären. — Es ist möglich, daß in den gedachten Schriften und Predigten sich nichts findet, was einen Socinianer beleidigen könnte; ist es denn nun eine Folge, daß Zollikofer in allen seinen Predigten und Schriften nichts vortrage, als was ein Socinianer annehmen kann? Sicherlich nicht; Zollikofer war ein reformirter Prediger und hat als ein solcher gelehrt und nicht als Socinianer. Es ist ja auch bekannt, daß Predigten auf verschiedene Art abgefaßt werden können; hat Zollikofer nun ein Buch blos moralischer Predigten geschrieben, so nennt das Edict es gewiß nicht elende, längst wi-

derlegte Irthümer, weil die Rede von ganz andern Dingen ist, indem Zollikofer Materien abhandelte, welche hierzu nicht Anlaß geben konnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

6.

Noch etwas über den 42 - 46 V. in Horazens Epistel an die Pisonen. An den Hrn. Professor Trapp von J. H. Tieftrunk. *)

— — — Sie haben, geehrtester Hr. Professor, das Verdienst, den guten Horaz nun gänzlich von dem Verdacht befreit zu haben, als könnte

*) Ich bezeuge dem Hrn. Verf. dieses Aufsatzes, der mich schon in Halle mit seiner Freundschaft beehrte, hiemit öffentlich meinen Dank für die Aufmerksamkeit, die er meiner Kritik der streitigen Horazischen Verse hat schenken wollen. Daß der Aufsatz so lange nach der Einsendung erst gedruckt erscheint, rührt von mehrern Ursachen her, die denen nicht unbekannt sind, welche Journale herausgeben. — Uebrigens habe ich meine Untersuchungen über diese Horazische Stelle geschlossen, und

te der Meister in der didaktischen Poesie auch zuweilen ein wenig Unsinn sagen. Die Verbesserung, welche R. Bentley mit den 42 - 45 V. vorgenommen hat, und die sein wiederhallender Vetter Th. Bentley so glücklich preist, ist in der That auch mehr auf gut Glück als nach den Regeln eines guten Geschmacks und einer kritischen Vernunft ausgeführt. Ich halte überhaupt nichts von der glücklichen Aenderung und Auslegung; sondern bin der Meinung, daß das Glück gar keinen Antheil an der Verbesserung oder Auslegung haben müsse. Es ist eine Sottise, die man einem Philologen sagt, so oft und gewöhnlich sie auch für ein feines Kompliment gelten soll, wenn man ihm sagt, er habe glücklich geändert, verbessert oder ausgelegt. Gerade als wenn das Glück und nicht der Verstand dem Schriftgelehrten beigestanden hätte.

und füge aus der Ursache auch kein Urtheil über Herrn T. Meinung bei. Ich nahm mir gleich anfänglich vor, in dieser Sache nur einmal mitzusprechen, nur den Streit zu eröffnen, es wäre denn, daß ich meine Meinung dem Wesentlichen nach ganz oder zum Theil zurücknehmen müßte, wozu mich aber die Gründe meiner Herren Mituntersucher bisher nicht haben bestimmen können. D. H.

Digitized by Google

Sehr richtig bemerken Sie, daß iam nunc gar nicht für interdum stehe und stehen könne. Denn theils ist es wieder alle Sprachrichtigkeit, theils giebt es auch einen abgeschmackten Sinn. Man solle zuweilen alles sagen, und zuweilen, was man sagen soll, doch nicht sagen. Dies ist eine Regel, wie ein Orakel, man kann sie drehen und deuten wie man will. Man darf nur ein wenig mit dem Geiste des Horaz bekannt sein, um zu wissen, daß er hier etwas ganz anders sagen will. Der Dichter sage es gleich und zur rechten Zeit und im gehörigen Maaße, mit Auswahl der Gedanken und Worte, was er sagen will. Horaz hat diese Regel auch immer vor Augen gehabt. Er ist in seinen Bildern eben so delikat, daß er ihnen nur eben das Kolorit zu geben weiß, was sie für den Platz, den sie füllen, haben müssen. Er rückt sehr oft mit einem einzigen Ausdrucke der Seele eine ganze Scene vor Augen und speist mit so karger Ausmahlung ab, daß man wol sieht, wie viel Nachdruck und Reiz er in das iam nunc und debentia dici gesetzt habe.

Bis hieher bin ich mit Ihnen einer Meinung. Bentley ist abgefertigt. Seine Erklärung ist abgeschmackt und seine Versetzung des 45 und 46 V. ist unnütz. Im Uebrigen aber muß ich von Ihnen abweichen. Zuerst die Interpunktion. Sie

setzen

ſetzen hinter auctor einen Stich, und nun lautet die Regel ſo:

Der Ordnung Kraft und Reiz, wenn nichts mich täuſcht,
Iſt: Wer ein Gedicht ausgeben will,
Der ſage gleich, was gleich er ſagen muß,
Verſchiebe Manchs für jetzt, Eins wähl' Eins fliehe er.

Da die Abſtechung und Eintheilung der Perioden ein Werk ſpäterer Zeiten iſt, ſo ſteht es uns auch ſo gut, als unſern Vorfahren frei, da zu trennen oder zu binden, wo es uns dem Sinne und der Abſicht des Schriftſtellers am angemeſſenſten deucht. Sie haben den Schritt gethan, und ſetzen den Stich hinter auctor. Warum nicht lieber noch einen Vers weiter hinter ſerendis? Von 42 bis 46 V. iſt nur eine Periode, dieſe enthält den Kommentar von den Worten: cui lecta potenter erit res, nec facundia deſeret hunc, nec lucidus ordo. Der Kommentar zu dieſem Satze iſt nun folgender: Ordinis haec virtus erit et venus, (aut ego fallor) ut iam nunc dicat, iam nunc debentia dici, pleraque differat et praeſens in tempus omittat, hoc amet, hoc ſpernat promiſſi carminis auctor in verbis etiam tenuis cautusque ſerendis.

Jedes

Jedes Gedicht muß Einfachheit *) und Einheit haben. Man muß dem Dichter nicht die Mühe an der Stirn lesen, wie und wann er den Knoten schürzt oder löst; sondern es muß sich alles gleichsam kunstlos und ungesucht verschlingen und entlassen. Ferner in jedem Gedichte muß ein Plan, eine herrschende Hauptidee (unum) seyn, um welche sich alles Uebrige wie um eine Angel dreht. Einfachheit ist die Grazie der Einheit. Diese ist aber die Kardinaltugend eines jeden Gesangs. Alles Licht und Leben, was die Theile haben, haben sie nur im Verhältniß zur Hauptidee oder Einheit. Diese setzt allen Theilvorstellungen Maaß und Grenze. Der Dichter wähle also keinen andern Gegenstand, als dem er gewachsen ist (v. 40), nur alsdann kann er dem Ebenmaaße zwischen den Theilen und dem Ganzen genügen (lucidus ordo) und dem erforderlichen Lichte und der Stärke der Gedanken den Ausdruck zumessen (facundia.) Dies ist aber die Kraft und Grazie einer lichtvollen Ordnung, daß der Dichter 1) so eben sagen, was er so eben sagen muß. Nicht mehr, nicht weniger. v. 43. Hier wird dem Dichter aufgegeben, in seiner Ausführung ein Maaß zu halten. Was bestimmt ihm aber

*) Simplex duntaxat et unum. v. 23.

aber dies Maaß? Nichts anders, als die Hauptidee. Auf diese stehen alle Nebenvorstellungen in Beziehung, und es ist die erste Pflicht des Dichters zwischen den Theilen und dem Ganzen ein Ebenmaaß zu halten. Wo nicht, so ist die helle Ordnung dahin. Deshalb muß der Dichter manches verschieben, manches für jetzt unterlassen, was er noch wol auf dem Herzen hat, theils um sich nicht zu erschöpfen und am Ende zu ermatten, theils um das Ebenmaaß in den Theilen nicht zu zerstöhren.

Man bemerkt dies auch sehr oft an jungen oder unberufnen Dichtern. Sie ströhmen dahin, und die Länge der Periode gleicht der Größe des Gedankens. Gleichsam verliebt in eine Nebenvorstellung vergessen sie das Verhältniß derselben zur Einheit und schaffen Zwerge mit herkulischen Gliedern.

Alle übermäßige Ausdehnung der Theile, unnöthige Einstreuung oder weitschweifige Episoden sind der Ordnung eben so sehr zuwider, als Mattigkeit und gänzlicher Mangel an Kern und Kraft.

Allein wenn auch der Dichter seinen Plan sehr gut gefaßt hat und in der Ausführung das Ebenmaaß der Theilvorstellungen und ihr Verhältniß zur Grundidee richtig zu bestimmen weiß: so gehört doch noch zur vollen Bemächtigung des Gegenstandes (res potenter lecta) 2) volle Gewalt

der

der Sprache, Gewandtheit und Delikateſſe im Ausdruck und behutſame Auswahl der Wörter. *) Gedanke und Sprache, hoher Flug des Geiſtes und Gewalt des Ausdrucks müſſen ſich die Waage halten. Das Wort muß den Gedanken faſſen, fein und voll ſeyn, wo nicht, ſo wird die Feinheit und Kraft des Geiſtes nicht ſichtbar, und erliſcht beim ungeſchickten Auftrag. Deshalb vereint Horaz beide Erforderniſſe in eine Regel. v. 42 = 46.

Dies iſt der Ordnung Reiz und ihre ganze Kraft,
(wenn nichts mich täuſcht:)
Wer ein Gedicht verheißt, der ſage gleich,
Was gleich er ſagen muß; verſchiebe
Manchs und laß für jetzt es ſeyn,
Eins wähl' Eins fliehe er, und ſey behutſam auch
Und zärtlich in der Wörter Wahl.

Zweitens kann ich Ihrer Erklärung des promiſſi carminis nicht beitreten. Sie haben Recht. Die Ausflucht, daß promiſſus hier ſo viel heiſſen ſoll, als erwartungsvoll, iſt leer. Denn es iſt ganz und gar wider den Genius der lateiniſchen Sprache, das promiſſus in einer ſolchen Ver-

*) In verbis tenuis cautusque ferendis.

Verbindung, wie es hier steht, in jenem Sinne zu nehmen. Dem poeta carmen promittens entspricht das carmen promissum. Jenes heißt ein Dichter, der ein Gedicht verspricht, und dies das versprochene Gedicht. So blos hingestellt liegt die Emphase einer hohen Erwartung gar nicht darin. Aber wir brauchen auch hier die Emphase gar nicht; sondern carmen promissum heißt hier ein Gedicht, das zwar versprochen, aber noch nicht fertig ist; also ein Gedicht, das erst gemacht werden soll. Ob von einem Stadtpoeten oder Dichter, gilt gleichviel. Mancher verfertigt gebeten ein besseres Gedicht, als ein Anderer, der Begeisterung zu fühlen glaubt. Die hohe Erwartung, welche ein Dichtender erregt, beruht auf der Meinung von seinen dichterischen Talenten.

Jeder Dichter, der sich anschickt, ein Gedicht zu machen, verspricht ein Gedicht, das ist, er will dichten. Oefters und vorzüglich in langen Gedichten, pflegen dies die Verfasser auch anzukündigen. „Ich singe die Waffen und den Held ꝛc.“ hebt Virgil, „Singe den Zorn ꝛc.“ Homer „Welchen Mann, welchen Held ꝛc.“ Pindar und „Singe Unsterbliche ꝛc.“ hebt Klopstock an. Was thun die Dichter wenn sie auf solche Art, ihrer Begeisterung Raum geben, anders, als sie versprechen ein Gedicht! Ob man was

Gu=

Gutes oder was Schlechtes erwarten ſolle oder könne, hängt nicht von der Ankündigung des Dichters, ſondern von ſeinen Talenten, oder unſerer Meinung von denſelben ab.

Ich finde deshalb keinen Grund von der gewöhnlichen Bedeutung des promiſſi abzugehen. Der Genius der Latinität, ja ſelbſt die grammatiſche Stellung verbietet es, eine beſondere Emphaſe dabei zu denken und wir brauchen ſie auch nicht. Noch weniger kann ich promiſſus hier für longus nehmen. Fürs Erſte zweifle ich, daß man ein Beiſpiel in der ganzen lateiniſchen Sprache aufweiſen kann, wo promiſſus für longus ſteht, wenn von literariſchen Producten die Rede iſt. Ueberdies iſt promiſſus und longus nicht ganz einerlei. Promiſſus heißt vorwärts geſtreckt, herabhangend, und wird z. B. nur deshalb von barba gebraucht, weil der Bart vom Kinn herabhängt. Abgeſchnittene Haare, außer der Beziehung auf das, wovon ſie herabhangen, ſie mögen ſonſt ſo lang ſeyn als ſie wollen, können nicht promiſſi heißen. Die Vorſetzung pro drückt eine Beziehung aus, wo eine Länge iſt, ohne Anzeige auf das, worauf ſie in Beziehung ſteht, da kann ſie nie durch promiſſus ausgedrückt worden. Dies iſt ganz und gar wider den Geiſt der Latinität und wie ich kühnlich behaupte, ohne alles Beiſpiel

ſpiel. Folglich kann promiſſum carmen hier auch nicht ſo viel als longum carmen bedeuten.

Hierzu kommt noch, daß, meiner Einſicht nach, Ihre Deutung hier deshalb nicht Statt finden kann, weil ſie den Sinn des Dichters und die Gültigkeit der Regel, die er gibt, nicht erſchöpft.

Der Dichter ſpricht von allen Gedichten ohne Ausnahme; weil ſeine Regel von allen Gedichten ohne Ausnahme gilt. Wir müſſen dies aus der Regel ſelbſt abnehmen. Horaz verlangt in einem jeden Gedichte Einheit und Einfachheit. Darum empfiehlt er lichtvolle Ordnung. Die Tugend und Grazie der Ordnung beſteht in der Unterordnung der Theile unter die Idee des Ganzen. Die Hauptidee muß immer hervorſpringen und der ganzen Ausführung Licht und Leben ertheilen, jeder Theilvorſtellung nur ſo viel Licht und Leben, als ihr im Verhältniß zur Grundidee zukommt. Daher hüte ſich der Dichter in den Theilvorſtellungen eben ſo ſehr vor blendendem Putz als magerer Dürftigkeit. Daher ſage er ſogleich und nur gerade ſo viel als nöthig iſt, laſſe alles Unnöthige bei Seite und verſpare die Kraft aufs Folgende. Er erſchöpfe ſich nicht zuerſt und werde nicht am Ende matt; ſondern ſpare mit weiſer Mäßigung und gehe bis ans Ende einen

gleichmäßigen Schritt. Er sey fein und behutsam in der Wahl des Ausdrucks.

Nun aber gehört lichtvolle Ordnung, Abmessung der Gedanken und Ausdrücke zur rechten Zeit (jam nunc) und im gehörigen Maaße (debentia dici) zu schildern für jeden Dichter, sein Gedicht sey Epigramm oder Lehrgedicht, Epopee oder Ode.

In jedem Gedichte muß Einheit und Plan seyn. Dieser muß überall hervorschimmern. (lucidus ordo.) Die Theile müssen dem Ganzen untergeordnet seyn. Die Grundidee springt alsdann immer hervor, wenn den Nebenvorstellungen gleich und nur so viel als nöthiges Licht und Leben gegeben wird. Feinheit in der Sprache, Gewandtheit im Ausdruck und Behutsamkeit in der Wahl der Wörter, leisten das von Seiten des Buchstabens, was Ebenmaaß der Theilvorstellungen und ihr richtiges Verhältniß zur Grundidee von Seiten des Geistes.

Es ist aber kein Gedicht so kurz, daß es dieser Tugenden ermangeln könnte. Selbst ein Epigramm, eine Ode hat ihre Einheit, und alles muß sich unter die Hauptideen fügen. Horaz gibt in seinen Oden selbst das schönste Beispiel. Was in Epopeen weitschweifige Schilderungen und gezerrte Episoden verderben, kann in einem Epigramm oder in einer Ode ein einziger Gedanke,

ein

ein einziger Ausdruck bewirken. Man gebe dem Gedanken einen Strich mehr, als sein Ebenmaaß und sein Verhältniß zum Ganzen vorträgt, oder man besudle das geistvolle Werk mit einem einzigen ungeweihten Ausdruck — und die Ordnung ist dahin, das Gedicht verliert Reiz und Kraft.

Dies sind die Gedanken, wozu mich ihre elegante Erörterung und Berichtigung jener Verse in Horazens Epistel über die Dichtkunst veranlaßt hat. Sollten sie nicht so wichtig seyn, um Ihrer Erklärung an die Seite zu treten, so würde es mich doch freuen, wenn sie einen Mann, den Deutschland schon lange als einen seiner ersten Humanisten schätzt, bewegen sollten, uns noch einen neuen Beweis seines feinen Geschmacks und kritischen Scharfsinns zu geben. Joachimsthal bei Berlin, den 16ten März 1789.

7.

An Herrn Lavater.

Der Verfasser dieser Zuschrift ist Ihnen, hochzuverehrender Herr, vielleicht bis auf den gegenwärtigen Augenblick sogar seinem Namen und seiner Existenz nach völlig unbekannt. Aber Sie sind ihm desto bekannter. Sie gehörten seit mehrern

rern Jahren für ihn zu den merkwürdigen Männern, deren öffentliche Schritte zu beobachten, von denen und an denen zu lernen er sich durch Kopf und Herz gleich stark gedrungen fühlte. Besonders zogen Ihre Aeußerungen über die Religion und was damit in Verbindung steht, seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Früh an eignes Forschen über diesen höchst wichtigen Gegenstand gewöhnt, hat er nie die Meinungen irgend einer Partei oder eines einzelnen Mannes ungeprüft angenommen oder verworfen. In den Ihrigen fand er, aufrichtig zu gestehn, mehr zu verwerfen als anzunehmen; fand aber zugleich, daß das, was ihm verwerflich schien, von Ihnen behauptet werden müsse, so lange Sie über gewisse Grundbegriffe und Grundsätze von ihm verschieden denken. Daher wünschte er seit geraumer Zeit nichts sehnlicher, als Gelegenheit zu finden, sich mit Ihnen über diese Grundbegriffe und Grundsätze mündlich oder schriftlich ausführlich zu unterreden, um wo möglich sich darüber mit Ihnen zu verständigen. Eine solche Gelegenheit findet sich jetzt. Sie wollen, so wird mir erzählt, wenn hundert Subscribenten jeder einen Louisd'or bezahlen, eine Handbibliothek herausgeben, worin Sie unter andern auch Fragen, deren jeder Subscribent jährlich zwölf an Sie zu thun die Erlaubniß haben soll, beantworten wollen. Hat es,

wie

wie ich voraus setze, mit dieser Erzählung seine Richtigkeit: so nehme ich mir die Freiheit, hier folgende Fragen an Sie zu thun:

1) Ob Sie mich unter die Subscribenten auf die Handbibliothek aufnehmen wollen. Wenn die Bibliothek bloß für Ihre Freunde, in beiderlei Bedeutung dieses Worts, der thätigen sowol als der leidenden, seyn soll, so bleibe ich freilich ausgeschlossen. Denn daß ich vor ungefähr funfzehn Jahren öffentlich (in der Einleitung zu meinen Unterredungen mit der Jugend, Hamburg bei Bohn 1775) von Ihren Schriften und Ihrem Charakter günstig geurtheilt habe, macht mich noch nicht eigentlich zu Ihrem Freunde, noch weniger gibt es mir ein Recht auf Ihre Gegenfreundschaft, wenn auch irgend etwas ein solches Recht geben könnte. Dürfen aber diejenigen sich auch zu Unterzeichnern auf die Handbibliothek melden, die in Absicht Ihrer, seitdem Sie in Streitigkeiten verwickelt sind, sich bisher völlig neutral verhalten haben, die weder mit Ihren Freunden, noch mit Ihren Gegnern in einem Bündnisse für oder wider Sie, auch nicht auf die allerentfernteste Art stehen: so darf ich getrost meinen Namen aufschreiben, und erwarten, daß Sie mich nicht zurückweisen.

2) Ob Sie mir erlauben wollen, in dem Braunschweigischen Journale, wo, wie ich vor-

aussetze, Alles, was zwischen uns beiden verhandelt wird, seinen Platz, wenn auch nicht allein da, findet, auch Ihre übrige Aeußerungen in der Handbibliothek zu prüfen. Ich habe natürlicherweise die Freiheit, über dieses Ihr Buch, wenn es nämlich publici iuris werden sollte, so wie über alle Schriften, bei denen ich es gut finde, meine Meinung in diesem Journale, dessen Herausgeber ich bin, öffentlich zu sagen. Aber ich will mich auch dieser Freiheit ohne Ihre ausdrückliche Erlaubniß nicht bedienen, um allen Schein der Zudringlichkeit zu vermeiden. Und sollte Ihr Buch nicht dem ganzen Publikum durch den Buchhandel frei gegeben werden, so bedarf ich ohnehin Ihrer ausdrücklichen Einwilligung.

Sie kennen nun, hochzuverehrender Herr, meine Vorschläge und Wünsche, wenn ich den noch hinzufüge, daß Sie mir auf diesen Brief öffentlich in diesem Journale antworten mögen. Es kömmt nun darauf an, ob Sie sie erfüllen wollen. Das darf ich versichern, daß Sie keinen unpartheiischern, freimüthigern und von Persönlichkeiten abgeneigtern Wahrheitsforscher finden können, als ich bin, als ich zu seyn von innen den Beruf habe, welchem gemäß zu handeln mir Gott Lob! von außen nichts im Wege steht; und das muß ich versichern, weil es außer mir Niemand

mand eigentlich wissen kann. Ob es aber dessen ungeachtet in Rücksicht des Gewinns, der für die Wahrheit und die, welche sie suchen, aus dergleichen Debatten zu erwarten ist, sich der Mühe verlohne, mit mir sich einzulassen, das weiß ich nicht, das kann ich nicht wissen, das muß der Erfolg und die Zeit lehren. Unpartheilichkeit, Freimüthigkeit, Entfernung von Persönlichkeiten sind zwar nothwendige Bedingungen alles ernstlichen Forschens und Ringens nach Wahrheit; aber sie sind Eigenschaften des Herzens und ersetzen keine Mängel des Kopfs; sie bewahren vor Misbrauch der Kenntnisse und Einsichten, aber sie geben diese nicht. Das Herz kann den Kopf zwar stimmen, aber nicht füllen, kann ihm wol Wärme, aber kein Licht ertheilen. Das Interesse, das ich an einer Sache nehme, belehrt mich noch nicht über diese Sache, wenn es mich gleich treibt, Belehrung zu suchen. Diese ist das Werk des Verstandes; und soll dieser sein Werk ungehindert verrichten, so muß während dieser Verrichtung das Interesse, und wäre es das wichtigste, schweigen. — Mit jenen Gesinnungen und diesen Ueberzeugungen biete ich mich Ihnen zum Gegner oder, welches hier auf eins hinausläuft, zum Subscribenten auf Ihre Handbibliothek an. Das Vertrauen, das ich Ihnen dadurch bezeuge, kann Ihnen

nen wenigstens nicht misfallen, wenn Sie auch meinen Vorschlag glauben nicht annehmen zu müssen.

Trapp.

8.

Recension.

Virgils Landbau, vier Gesänge. Uebersetzt und erklärt von J. H. Voß. Eutin bei dem Verfasser und Hamburg bei Bohn 1789.

Das Werk eines Meisters in seiner Kunst gleich in den ersten Monaten nach Erscheinung desselben beurtheilen zu wollen, hieße verrathen, daß man nicht wisse, was zu einem solchen Urtheile gehört. Wer auch selbst Meister in eben der Kunst wäre, dürfte sich eine solche Vorschnelligkeit nicht erlauben, und würde es auch wol am wenigsten thun, wenn ihm nicht etwa widerführe, was in der gelehrten Welt nicht ungewöhnlicher, als in der übrigen ist, daß der Mensch dem Künstler, das Herz dem Kopfe voreilte. Wer aber vollends, wie der Verfasser dieses Aufsatzes, vom Meisterseyn so weit entfernt ist, daß er sich mit dem Bewußtseyn begnügen muß, bloß zu den nicht blinden Verehrern der Kunst und des Künstlers zu gehören, der urtheilt entweder gar nicht, oder doch erst nachdem er seinem Autor wenigstens eben so lange nach- als dieser ihm vor-

vor-gedacht hat, und sich dadurch in den Stand gesetzt sieht, sein Lob sowol als seinen Tadel und seine Zweifel mit Gründen zu belegen. Indessen ist es nicht Jedem gegeben, seine Freude über ein willkommenes Geschenk so lange zu verbergen. Ich muß die meinige über dies neue Vossische Meisterwerk — so nenne ich es freilich bis jetzt noch bloß aus Vorurtheil für den Uebersetzer der Odüssee, von dem ich nun einmal nichts geringers als Meisterwerke erwarten kann — hier öffentlich und jetzt schon bezeugen, da ich es kaum Einmal und nur flüchtig gelesen habe. Wer über den Werth und Nutzen Vossischer Uebersetzungen der Alten mit mir einverstanden ist, der weiß, warum ich mich freue.

Die Alten waren, wie die ganze Welt, theils auf Glauben, theils aus Gründen annimmt, die geschmackvollsten Künstler, wie überall, so auch in der Poesie, überhaupt in jeder Art des Vortrags. Was kann man also um den Geschmack zu bilden, besonders auch ihn zu verfeinern, bessers thun, als die Alten lesen? Wer sollte denken, daß dieser so richtige Schluß so viele Uebel, unter denen die Kinder Adams bisher aus Mangel an allgemeiner und zweckmäßiger Aufklärung über ihre wichtigsten und dringendsten Angelegenheiten seufzen, ja selbst die Hindernisse einer viel allgemeinern Verbreitung des guten Geschmacks, als wir bisher finden, einem sehr großen Theile nach zu verantworten hätte? Und doch ist nichts gewisser als das. Nur ist es freilich nicht dieser Schluß an sich, sondern die unrichtigen Folgerungen, die man daraus zog, die verkehrten Anwendungen, die man davon machte, die Schuld an den schlimmen Folgen sind, die ich ihm zur Last lege. Hier sind die vornehmsten dieser auf einen

richtigen Schluß gebaueten und durch ihn veranlaßten falschen oder doch nur halb wahren Sätze:

Ohne Geschmack kann man nicht aufgeklärt und gut seyn.

Je feiner der Geschmack, desto aufgeklärter der Kopf und desto reiner und gesicherter die Tugend.

Nur das Lesen der Alten bildet und verfeinert den Geschmack.

Nur das Lesen der Alten verhilft zu gründlichen Kenntnissen und Einsichten.

Die Alten nicht in ihren Sprachen lesen, heißt sie so gut als gar nicht lesen.

Die Sprachen nicht grammatisch und kritisch wissen, heißt sie so gut, als gar nicht wissen.

Die Sprachen nicht von haus aus grammatisch und kritisch lernen, heißt sie nie gründlich lernen.

Nicht mit dem Sprachstudium den Unterricht anfangen, heißt ihn beim unrechten Ende anfangen.

Den Anfang des Sprachstudiums nicht schon in den Kinderjahren machen, heißt die beste Zeit dazu versäumen.

Auf diese Sätze, die man für so viele Evangelien hielt, und fast überall noch hält, gründete man die Einrichtungen und Methoden der Gelehrtenschulen, so wie ihre ungeheure Menge. (Ungeheuer kann man ihre Anzahl mit Recht nennen, denn kein Marktflecken blieb ohne lateinische Schule, und sogar in Dorfschulen lehrte man Latein.) Das war consequent. Aber eben darum hält es nun auch so schwer, die Falschheit oder Halbwahrheit der obigen Sätze zu zeigen. Immer schiebt sich die Consequenz dazwischen und verleitet zu der inconsequenten Folgerung, daß, wo die Conclusion richtig sey, die Vordersätze es auch seyn müssen. Es geht mit dem allein-klug-machenden Latein,

wie

wie mit der allein-selig-machenden Kirche; auf falschen Prämissen errichtet man wohlzusammenhängende Lehrgebäude. Aber diese müssen doch über kurz oder lang einstürzen, wenn der Grund kein Fels ist, sondern durch Zeit und Fleiß untergraben werden kann. Es ist hier der Ort nicht zu diesem Untergraben, nur so viel gehört hieher: wer von dem wohlthätigen Einflusse des Lesens der Alten auf die Bildung des Geschmacks überzeugt ist, ohne doch den Satz anzunehmen, daß die Alten nicht in ihren Sprachen lesen, sie gar nicht lesen heiße, der wird sich über Vossische Uebersetzungen der Alten herzlich freuen. Es ist ihm, wann er sie liest, zu Muthe, als wenn er einen großen Tonkünstler auf einer gewöhnlichen Geige italienische Musik vortrefflich spielen hört. Auf einer cremoneser Geige würde sie freilich noch besser klingen. Kennt er den Wohlklang dieser letztern, so verlieret er freilich etwas bei der gewöhnlichen. Kennt er ihn nicht, so entbehrt er ihn auch nicht. Die Musik thut, unter den angegebenen Bedingungen, doch ihre Wirkung auf sein Ohr und sein Gemüth. Er wird einen guten Geschmack in der Musik bekommen, wenn er auch nur immer auf gewöhnlichen Geigen vortrefliche Stücke von großen Meistern gut spielen hört. Das Stück, der Meister und die gelingende Mühe, die sich dieser um schön zu spielen gibt, sind doch immer die Hauptsache. Damit werden die cremoneser Geigen nicht verachtet. Wer kann, der schaffe sich eine. Aber so nöthig sind sie doch nicht, daß man um gute Musik zu hören, ja selbst um durch Musik Herz und Geist zu bilden, Haus und Hof verkaufen müßte, um cremoneser Geigen habhaft zu werden.

Es ist merkwürdig, daß wir dieses neue Product der Vossischen Muse der Gefälligkeit seines Verfassers

ge-

gegen einige Damen, die Virgils Landgedicht von ihm übersetzt wünschten, ursprünglich zu verdanken haben. Auch bei der Erklärung dachte sich Herr V. „diesen verständigen Leser, jene gefühlvolle Leserin des deutschen Virgils, die, obgleich sie kein sonderliches Verkehr mit Griechen und Römern haben (aber doch wol mit Verehrern, Lesern, Uebersetzern der Griechen und Römer, welches denn auf eins hinaus kömmt) dennoch die Sitten, Gebräuche, Künste, Meinungen und Thaten so berühmter Völker nicht weniger wissenswerth achten, als etwa die Lebensart in Otahiti.“ Sicher hat der Kommentar dadurch, daß Herr V. diese Rücksicht nahm, an Zweckmäßigkeit nichts verlohren. Die Vorrede ist, wie das Werk selbst durchaus lehrreich, diesem unbeschadet mitunter auch kriegerisch, und verräth verhaltenen Unwillen, manet alta mente repostum — Mit unserm Zeitalter ist Herr V. gleich mehrern berühmten Schriftstellern, nicht zufrieden. Er gibt sein Misvergnügen darüber in folgender ironischen Stelle zu erkennen: „Ja schon der Gegenstand (des Gedichts) müßte unserm Zeitalter, das vor allen Dingen viele und erwerbende Arbeiter, und wenn es sich fügt, auch verständige und edle Menschen verlangt, das Gedicht als nützlich, und wo nicht zu Eröfnung neuer, doch vielleicht zu Erweiterung bekannter Nahrungsquellen geschickt, anempfehlen.“ Da Andere über das Gegentheil hievon klagen, so wird die Wahrheit wol in der Mitte liegen, so wird wol unser Zeitalter in keiner von beiden Rücksichten besser oder schlechter seyn, als die vorigen, und die Schuld nur an unsern Augen liegen, die durch den Nebel, der auf der Vergangenheit ruht, nicht durchdringen können oder mögen. — Ein andermal mehr von diesem vortreflichen Werke.

9.

9.

Nachrichten.

Wer von der Möglichkeit und dem Nutzen der Uebungsmethode beim Lateinlernen, wovon das Sprechen einen wesentlichen Theil ausmacht, aus Vernunftgründen überzeugt ist, der wartet nicht auf Erfahrungen, um diese seine Ueberzeugung noch fester zu gründen. Seine Schlüsse stützen sich zwar ursprünglich allerdings auf Erfahrung; aber der Richtigkeit dieser aus der Erfahrung gezogenen Schlüsse, so wie der Zuverläßigkeit der Erfahrung selbst einmal versichert, bedürfen sie keiner neuen Versuche um für oder wider die Sache neue Beweise zu bekommen. So ist es aber nicht mit denen, die die Sache nie bis auf den Grund untersucht haben. Sie harren der Beispiele, und so wie ihnen diese verwerflich oder annehmlich scheinen, entscheiden sie für oder wider Uebungsmethode. Diesen zu Gefallen muß man Beispiele bekannt machen, die dieser Methode das Wort reden, wenn man ihr eine günstigere Aufnahme wünscht, als sie bisher durchgehends erfahren hat. Ein solches Beispiel findet sich nun in der lateinischen Rede, die diesem Stück des Braunschweigischen Journals beigebunden ist und unentgeltlich mit ihm versandt wird. Da vorausgesetzt werden darf, daß jeder Leser des Journals, oder wenigstens Jeder, der an dem Streite über den Werth der Uebungsmethode Theil nimmt, Latein verstehe; so wäre es überflüssig aus Herrn Lenzens Vorrede dasjenige auszuziehn, was diesem Beispiele seine beweisende Kraft gibt. Aber das ist nicht unnöthig, hier

wie-

wieder in Erinnerung zu bringen, daß dieser sachkundige Mann im zweiten Stücke der Nachrichten aus Schnepfenthal die Uebungsmethode mit starken Gründen vertheidigt hat.

Herr Oberconsistorialrath Gedike hat kürzlich seine gesammelten Schulschriften herausgegeben, die wir Schullehrern und Erziehern nicht erst zu empfehlen brauchen, weil ihr großer Werth schon allgemein anerkannt ist. In den darin befindlichen trefflichen Gedanken über die Methode beim geographischen Unterricht, verwirft Hr. G., und zwar mit Recht, die Meinung derer, — wenn es wirklich solche Schwachköpfe gab — welche es für thunlich und für nützlich hielten, die Geographie in die Köpfe der jungen Leute hineinzuspielen. Er fügt dieser gegründeten Aeußerung folgende Anmerkung bei: „Seitdem ich dieses schrieb, ist die Zahl der geographischen und historischen Spiele beträchtlich vermehrt worden. Das beste in jeder Rücksicht ist unstreitig das von Campe, wiewol ich bei aller Hochachtung für diesen meinen edlen Freund mein vor zehn Jahren über diese Methode gefälltes Urtheil noch immer nicht ganz zurücknehmen kann.“ Hr. G. scheint hierbei vorauszusetzen, daß das Campische geographische Spiel dazu gemacht sey, die Erdbeschreibung durch Hülfe desselben zu lehren. Dies ist ein Irthum. Es sollte nicht zum Unterricht gebraucht werden; es sollte bloß zur unschädlichen Unterhaltung bei langen Winterabenden, allenfalls auch dazu dienen, der Wiederholung der vaterländischen Erdbeschreibung das Unangenehme zu benehmen, welches öftere Wiederholungen immer zu haben pflegen. Man

höre

höre nur, wie der Verfasser sich in einer jenem Spiele beigelegten Nachricht hierüber selbst erklärt hat.

„Ich bin nie der Meinung gewesen, daß es gut seyn würde, Kindern oder gar jungen Leuten alles, was sie zu lernen haben — vorausgesetzt, daß so was möglich wäre — in eine Spielerei zu verwandeln. Es kann also auch jetzt nicht meine Absicht seyn, das geographische Studium zu einer bloßen zeitvertreibenden Tändelei für sie herabwürdigen zu wollen. Mein geographisches Spiel soll keinesweges die Stelle des Unterrichts vertreten; es soll bloß dazu dienen, müßige Stunden in langen Winterabenden auszufüllen, schlechtere Spiele daraus zu verdrängen, und nebenbei der öftern Wiederholung der vaterländischen Erdbeschreibung das Langweilige und Beschwerliche zu benehmen, welches öftere Wiederholungen für Jedermann, am meisten für Kinder mit sich zu führen pflegen."

Kann wol seyn, daß der Verfasser auch diesen, hier sehr bestimmt angegebenen Zweck verfehlt hat; er wünscht nur zu verhindern, daß ihm kein anderer untergeschoben werde, den er nicht dabei hatte; und unser würdige Freund, der hier bloß in einen leicht möglichen Gedächtnißirthum verfiel, wird ihm diesen Wunsch gewiß zu gute halten.

Der Campische Robinson ist nunmehr auch zu Madrit in spanischer Sprache unter folgendem Titel erschienen: El nuevo Robinson, historia moral, reducida á dialogos para instruccion y entretenimiento de ninos y jovenes de ambos sexos: escrita recientemente en Aleman por el Sr. Campe; traducida al Ingles, al Italiano, al Frances, y de este al Castellano por D. Tomos de Yriarte; dos tomos en 8vo, adornados con 12 estampas y una carta para facilitar el conocimiento

miento geografico de los paises mencionados en ella. Jetzt fehlt also nur noch, so viel man weiß, eine russische Uebersetzung; sollte auch diese schon da seyn oder noch erfolgen: so hätte dies kleine Werk das seltene Glück, in allen cultivirten Sprachen Europens gelesen zu werden. Zu Paris besorgt der Buchhändler Pinçot, unter Aufsicht des Herrn Mercier, eine sehr splendide Ausgabe desselben, auf Papier velin mit Didotscher Schrift und mit so vielen Kupferstichen von den besten Meistern gestochen, als das Buch Erzählungen enthält.

Eltern und Erzieher pflegen über nichts mehr in Verlegenheit zu seyn, als woher sie Stoff zu lehrreichen mündlichen Unterhaltungen mit ihren Kindern in Freistunden, auf Spaziergängen u. s. w. nehmen sollen. Diesem Bedürfnisse haben die Herren Andre und Bechstein durch ein sehr gemeinnütziges Werk abgeholfen, wovon in der Braunschweigischen Schulbuchhandlung der erste Theil unter folgendem Titel so eben ans Licht getreten ist:

Gemeinnützige Spaziergänge für Eltern, Hofmeister, Jugendlehrer und Erzieher.

In diesem Werke ist für jeden Tag in jedem Monate irgend ein interessanter und wichtiger Stoff aus der Naturgeschichte und der Naturlehre, und zwar in Beziehung auf die jedesmalige Jahrszeit, so auseinander gesetzt worden, daß es Jedem leicht fallen muß, die darin enthaltenen nützlichen Kenntnisse seinen Kindern gesprächsweise mitzutheilen. Der bei diesem Werke zu Grunde gelegte wohl durchdachte Plan steht im Meistück des Braunschweigischen Journals vom vorigen Jahre.

Braunschweigisches
Journal

Herausgegeben
von
E. Chr. Trapp.

Erstes Stück. Januar 1790.

Im Verlage der Schulbuchhandlung.

Dieses Journal wird mit Anfang jedes Monats nac
allen Hauptorten Deutschlands versandt, wo es in de
ansehnlichsten Buchhandlungen und auf allen Postäm
tern, durch Besorgung des hiesigen Hochf. Hofpos
amts und des hiesigen kais. Reichspostamts für 8gg
zu haben ist. Vier Hefte machen einen Band aus.

Inhalt.

1. Fünfter Brief aus Paris, zur Zeit der Revolu- Sei
tion geschrieben, von J. H. C.
2. Sechster Brief, von J. H. C. 4
3. Vorrede zu den Briefen aus Paris, zur Zeit der
Revolution geschrieben, von J. H. C. 6
4. Bedenken über die Frage — ob der Staat Gesetze
für die Erziehung und den Unterricht der Kinder
vorschreiben solle? von J. A. H. Reimarus. 7
5. Einige Bemerkungen über die im 10ten Stücke
v. J. des Braunschweigischen Journals aufgewor-
fene Frage: Sollte das preußische Religionsedict
für die Verbreitung der wahren Aufklärung wirk-
lich so gefährlich seyn, als man glaubt? 8
6. Noch etwas über den 42 - 46 V. in Horazens Epi-
stel an die Pisonen. An den Hrn. Prof. Trapp
von J. H. Tiefstrunk. 10
7. An Herrn. Lavater. 11
8. Recension. 12
9. Nachrichten. 12

Seite IV. Z. 14 der Lenzischen Vorrede zu der hiebe
gebundenen Rede wolle man den Druckfehler priscam
linguam tradendum non esse, in tradendam verwandeln
Die übrigen Druckfehler der Rede sind weniger auf
fallend.

Nachricht.

Das Braunschweigische Journal wird auch in diesem Jahr seinen ununterbrochenen Fortgang haben. Die wesentliche Einrichtung desselben bleibt. Nur wird man künftig für das Vergnügen der Leser durch größere Mannigfaltigkeit sorgen. Auch sollen künftig nicht alle neu herauskommende Erziehungs- Schul- und Kinderbücher angezeigt und beurtheilt werden, wie wir zwar anfänglich versprachen, aber weder halten konnten, noch aus Achtung für unsere Leser, denen mit der Kenntniß so vieler unerheblichen Schriften und Schriftchen schwerlich gedient seyn kann, halten mogten. Wir schränken uns also von nun an ausdrücklich mit unsern Beurtheilungen auf solche Bücher ein, die zu lehrreichen Erörterungen Anlaß geben, und wollen durch Ausführlichkeit der Recensionen, wenigstens mancher derselben, ihre Zahl zu ersetzen suchen. Auch werden wir künftig nicht bloß pädagogische Schriften, sondern mitunter auch andere recensiren, wie wir bereits im zweiten Jahrgange den Anfang gemacht haben. Auch soll nicht bloß das Neueste, sondern überhaupt das Wichtige unsere Wahl bestimmen.

Der Herausgeber ist künftig allein der Professor Trapp in Wolfenbüttel; weil die Vertheilung der Herausgebergeschäfte unter Mehrere, die nicht an einem und eben demselben Orte wohnen, ihre Unbequemlichkeiten hat. An diesen wolle man also

die

die Beiträge künftig entweder geradezu oder durch die Schulbuchhandlung, franko, soweit es möglich ist, einsenden. Wer sich des letztern Weges bedienen will, der beliebe auf den Umschlag zu setzen: für das Braunschweigische Journal. Die Mitarbeiter werden übrigens die nämlichen bleiben.

In der Schulbuchhandlung sind so eben ans Licht getreten:

Einige Bemerkungen über die in dem Winter 1788 und 1789 verfrornen Bäume, von C. H. von Sierstorpf, Oberjägermeister zu Braunschweig.

Hirschfeld, Handbuch der Fruchtbaumzucht, 2ter Theil. 8.

Auszüge aus den class. französischen Schriftstellern etc. von Prof. *Trapp*. 2r. Th. 12.

Auch sind in eben dieser Handlung wieder Exemplare von folgendem, mit so vielem Beifall aufgenommenen interessanten Werke zu haben:

Anekdoten vom Französischen Hofe, vorzüglich aus den Zeiten Ludewigs des XIV. und des Duc Regent, aus Briefen der Madame d'Orleans Charlotte Elisabeth, Herzog Philipp I. von Orleans Witwe, welchen noch ein Versuch über die Masque de Fer beigefügt ist.

Braunschweigisches Journal.

Zweites Stück.

Februar 1790.

I.

Siebenter Brief aus Paris zur Zeit der Revolution geschrieben.

Paris den 24ten Aug. 1789.

Diesmal, lieber St**, schreibe ich Ihnen; denn, wie ich höre, sind Sie nunmehr glücklich, und wie ich von ganzem Herzen wünsche und hoffe, auch völlig gesund von Aachen wieder zu Hause gekommen. Unser T* wird Ihnen meine vorigen Briefe mitgetheilt haben; thun Sie ein Gleiches.

Der heutige Tag — das Fest des heiligen Ludewigs — war, wie gewöhnlich, für Paris und für das ganze Land, der festlichste im Jahr. Ueberall Proceßionen, Glockengeläute von allen Thürmen, Kanonendonner in allen Districten der Stadt, Menschenwogen auf allen Straßen

und öffentlichen Plätzen, und in allen Tempeln der Musen und der Grazien Opfer und Opfernde die Hülle und die Fülle!

Heute stehen nämlich alle Akademien — vielleicht zum letztenmal — offen; man harangirt; man complimentirt; man applaudirt; man stellt den Ertrag der schönen Künste in den beiden letztverflossenen Jahren aus; man erkennt den Dichtern, den Lobrednern, den Mahlern, Bildhauern, Baukünstlern, ja sogar — ernsthaft, lieber St**! — der Tugend selbst Preise zu. Der Tugend? — Nicht anders! Scheint es Ihnen wunderbar, daß die vierzig Immortels*), welche sich bisher zu unumschränkten Gesetzgebern der Sprache, der Künste und der Wissenschaften aufgeworfen hatten, sich zuletzt auch anmaaßen durften, dem lieben Gott selbst ins Amt zu greifen, und alljährlich festzusetzen, welche unter den unzählbaren, gesehenen und ungesehenen Handlungen von vier und zwanzig Millionen Menschen, die tugendhafteste seyn und als solche belohnt werden sollte?**)

Mein

*) Man kennt die pralerische Ueberschrift ihres Versammlungsaals: A l' immortalité!

**) Ich äußerte gegen Hrn. Marmontel meine Bedenklichkeit über den Nutzen und über die Mißlichkeit dieser Tugendkrönungen; er meinte aber, bis jetzt habe die Akademie bei denjenigen tugendhaften Personen, die sie krönte, zu dieser Bedenklichkeit noch keinen Grund gehabt.

Digitized by Google

Mein lieber und sehr gefälliger Freund Mercier hatte sich erboten, sich mir für diesen Tag ganz zu überlassen, und unser Cicerone zu seyn. Er fand sich daher schon früh in unserm Quartiere ein; und wir gingen, von ihm geführt, zum alten Louvre, wo man die Produete der Künstler ausgestellt findet.

Gleich beim Eintritt ins Portal und weiter hin auf dem Hofe sieht man die Werke der Bildhauer und der Baukünstler stehen. Es waren einige vortrefliche Stücke darunter. Dies ist alles, was ich Ihnen davon sagen mag, und dies ist auch, wie ich vermuthe, alles, was Sie davon zu wissen verlangen.

Von da steigt man eine Treppe hinauf, und kömmt zum Gemäldesaal. Hier fanden wir das Gedränge, ohngeachtet es noch ziemlich früh am Tage war, schon außerordentlich groß und beschwerlich. Mit vieler Mühe arbeiteten wir uns in den Hauptsaal, welcher die meisten und schönsten Stücke enthält, hinein; allein der Drang, den wir darin auszustehen hatten, und die Hitze, welche durch das Zusammenseyn so vieler Menschen entstand, waren so groß, daß der dargebotene Augenschmaus von seiner Annehmlichkeit dadurch viel verlor.

Unter denjenigen Stücken, welche unsere Aufmerksamkeit am ersten auf sich zogen und am läng-

sten fesselten, zeichneten sich besonders die von Mad. le Brün aus. Sie hatte unter andern die Gesandten des Tippo-Saïb gemalt; und dies wurde für ihr Meisterstück gehalten. Was mich betrift, so erklärte ich mich für ein anderes Stück, welches, wenn ich recht berichtet bin, von eben dieser wackern Künstlerin war. Es stellte eine Mutter, die ihr Kind auf dem Arme hielt, mit einer Anmuth, welche bezauberte, und mit so viel Wahrheit dar, daß man getäuscht ward. Besonders war der das Kind umschlingende Arm so meisterhaft hervorgetrieben, daß man, wenn man nicht gewußt hätte, daß es Mahlerei wäre, ihn nothwendig für einen wirklichen Arm von natürlicher Rundung hätte halten müssen. Aber noch mehr als dies und mehr als alles andere, interessirten mich zwei Portraits, welche an Geschichten erinnerten, die durch die gegenwärtige Revolution wieder neues Interesse erhalten haben. Das eine stellte einen der vorzüglichsten und talentvollsten Volksvertreter in der Nationalversammlung, den Hrn. Lally-Tolandal, vor, dessen Vater, wie Sie wissen, zur Zeit des siebenjährigen Krieges auf der Place de Grève öffentlich enthauptet wurde, weil man ihm Schuld gab, daß er Pondichery, wo er commandirt hatte, nicht aus Noth, sondern aus Verrätherei den Engländern übergeben habe; eine Beschuldi-

gung,

gung, die von Vielen schon damals und auch noch jetzt für ungegründet gehalten wird. Auf dem Bilde nun, von dem ich rede, ist jener Lally, der Sohn, in einer sehr edlen und kraftvollen Stellung dergestalt vorgestellt, daß er mit der einen Hand einen den Kopf seines enthaupteten Vaters deckenden Flor in die Höhe hebt, und aus der andern eine Rolle ablaufen läßt, worauf die Worte stehn, die sein Gesicht und seine Stellung zu gleicher Zeit in die Seele des gerührten Zuschauers rufen: Non, mon pere n'étoit pas coupable — nein, mein Vater war nicht strafbar! Was für eine Wirkung dies ausdrucksvolle Bild auf den Zuschauer macht, der diesen trefflichen Mann *) einige Tage vorher in der Nationalversammlung bewunderte, kann ich Ihnen nicht beschreiben.

*) Treflich wegen seiner großen Gaben, und wegen der muthigen und, wie es schien, ganz patriotischen Anwendung, die er in den ersten Tagen der Revolution davon machte. In der Folge machte er sich bei Einigen einer geheimen Partheilichkeit für die Aristokratie verdächtig; und sowol seine nachher erfolgte Trennung von der Nationalversammlung, als auch die bittere, durch Uebertreibung verunstaltete Schrift, die er gegen dieselbe herausgegeben hat, werden für eine Bestätigung dieses Verdachts gehalten. Ich selbst bin unfähig darüber zu urtheilen.

Digitized by Google

Das zweite Stück, welches aus ähnlichen Ursachen an sich zog, war ein Portrait des Ihnen bekannten Hrn. la Tüde, der, wie Sie aus seiner von ihm selbst beschriebenen Geschichte sich erinnern werden, um der Ehrendame Pompadour willen acht und dreißig Jahre lang in den gräulichsten Kerkern der französischen Staatsgefängnisse gesteckt und sich endlich durch Hülfe einer von ihm selbst aus Hemden, u. s. w. verfertigten, 120 Fuß langen Strickleiter, die er in achtzehn Monaten zu Stande brachte, von einem der Bastillenthürme herabgelassen und sich so in Freiheit gesetzt hatte. Man war damals geneigt, diese ganze Geschichte, weil sie gar zu wunderbar klang, für eine Fabel zu halten; jetzt ist ihre Wahrheit erwiesen. Herr la Tüde wird auf dem besagten Gemählde vorgestellt, wie er die Zerstöhrung der Bastille ansieht, und seine Freude darüber äußert. Die Strickleiter, der er seine Befreiung verdankte, liegt zu seinen Füßen. Ich hätte die wirkliche Leiter selbst sehen können; denn sie hing heute, wie ich diesen Abend zu spät erfuhr, zu Jedermanns Ansicht, am Fuß der Treppe, auf der wir, ohne darauf zu merken, zum Gemählde saal hinauf gestiegen waren.

Indem das Publicum diese interessanten Portraits mit großer Theilnehmung betrachtete, äus-

ser-

ferte es zu gleicher Zeit seinen Unwillen über so viel andere, die weder wegen der Urbilder, die sie darstellten, noch durch die Kunst, die sie verriethen, des Platzes, den sie einnahmen, würdig waren. Auch hatte man schon diesen Morgen, bei Eröfnung des Saals, an einigen derselben sehr beissende Einfälle angeheftet gefunden, die zwar sogleich abgenommen wurden, sich aber nichts destoweniger von Mund zu Mund durch ganz Paris verbreiteten. Einer derselben befand sich unter dem Bilde eines höchstunbedeutenden Officiers, der noch nie einen Feldzug mitgemacht hat. Dieser lautete so:

Nos ennemis! j'irois les battre,
J'irois tirer sur eux jusqu'à brûle-pourpoint;
Et j'irois moi seul contre quatre - - -
Si j'étois assuré qu'ils ne tirassent point. *)

Es zeigte sich, dünkt mich, auch hier sehr deutlich, wie sehr die Franzosen sich seit einigen Jahren von ihren ehemaligen Lieblingsfächern —

*) Ihr Feinde — ha! nehmt euch in Acht:
Ich machte traun! auf euer hundert Jagd,
Und schöß' euch Knall und Fall wie Füchs' und Hasen nieder,
Wüßt' ich nur ganz gewiß — ihr schöffet niemals wieder.

den Künsten und schönen Wissenschaften — zu den ernsteren Beschäftigungen des Geistes, welche Philosophie und die Staatswissenschaften darbieten, gewandt haben müssen. Denn theils war die Sammlung der ausgestellten Kunstwerke in Vergleich mit andern Jahren und in Betracht, daß sie den Ertrag zweier Jahre zugleich enthielt, sehr geringe; theils verriethen, nach dem Urtheil der Kenner, nur sehr wenige darunter das Gepräge der Meisterhand, und diese wenigen rührten noch dazu größtentheils von einem Weiberpinsel her. Jetzt scheint vollends alles, was zeichnen kann, sich nur mit Zerrbildern (Carricaturen), die dermaligen Zeitumstände betreffend, zu beschäftigen. Ihre Zahl nimmt täglich zu; wohin man kömmt und blickt, da sieht man welche. Heute zeigte man mir eine dergleichen Zeichnung, die erst noch gestochen werden sollte, und die, ohne boshaft zu seyn, doch närrisch genug ersonnen war. Sie stellte Ludewig XVI. in dreierlei Umständen dar. Zuerst als Einen, der sich nicht wohl befindet; ihm reicht la France einen Becher, worin ein Tränkchen ist, la constitution françoise genannt, und er nimmt ihn mit Entschlossenheit. Das Tränkchen wirkt; der König giebt etwas von sich, und siehe! es ist le despotisme. Kaum haben Sr. Majestät sich dieses Unraths entladen, so befinden sie sich ausnehmend wohl; ihre Augen glänzen

gen und auf ihrem Gesichte liegt der Ausdruck einer vollkommenen Zufriedenheit.

Verzeihung, daß ich Sie mit einer Kleinigkeit unterhielt! Um Sie auf der Stelle schadlos dafür zu halten, führe ich Sie — zu den Unsterblichen.

Aber in das Heiligthum dieser Herrn einzudringen, ist nicht so leicht.*) Piron hatte Recht, als er sagte: il est plus difficile d'y entrer que d'en être. Das erstere wenigstens, daß nämlich der Eintritt in die Akademie ihre großen Schwierigkeiten habe, weiß ich nun aus eigener Erfahrung. Herr Marmontel war zwar so gütig gewesen, mir Eintrittsbillets für uns zu geben: allein diese halfen uns nur bis in das Heilige, d. i. bis in die Vorzimmer des Versammlungsaals. Das Allerheiligste, oder der Saal selbst, war — ohngeachtet wir anderthalb Stunden früher, als

*) Sie versammeln sich bekanntlich gleichfalls auf dem alten Louvre. Ihr Saal ist mit Bildnissen in Lebensgröße von einigen französischen Königen und Königinnen, auch von andern gekrönten Musenfreunden, wie z. B. von dem jetztregierenden König von Dännemark, geziert. Ein Bild von Friederich den Einzigen war nicht darunter.

die Herrn Vierziger kamen — mit Menschen beiderlei Geschlechts schon dergestalt vollgepfropft, daß wir es erst vor mehr als Einer Thür versuchen mußten, bis es uns endlich mit ein wenig Unverschämtheit glückte, uns ein paar Schritte weit in den Saal hineinzuarbeiten und festen Fuß darin zu fassen. Ich verspreche mich; einen festen Standpunkt zu gewinnen war unmöglich. Die gepreßte Menschenmasse, die zum Theil auf den Zehen stand, weil Viele nicht so viel Fläche unter sich hatten, als ihre Füße erforderten, war in steter schwankender Bewegung, die durch das unaufhörliche Eindringen neuer Ankömmlinge beiderlei Geschlechts unterhalten wurde. Einer trug den Andern und wurde von Andern wieder getragen; kleine und leichte Personen schwebten in der Luft. Hätte eine von den Wänden des Saals nachgegeben: so würde die ganze, mehr schwebende als stehende Versammlung mit einemmal auf der Nase gelegen haben. Denken Sie sich einen sehr heißen Nachmittag und den Umstand hinzu, daß die Sonne in gerader Richtung auf die hohen Fenster schien, und urtheilen Sie dann, wie wir hier schon vorher schmoren mußten, noch ehe der akademische Glanz der Vierziger den Saal erfüllte!

Hier habe ich denn auch gesehn, wie weit die Liebe der französischen Damen, wo nicht zu den

Wis-

Wissenschaften, doch zu schönen und witzigen Reden geht; aber ich habe mich auch zugleich überzeugt, daß die Nerven und Muskeln dieser Damen — bei allen ihren Ansprüchen auf bel-ésprit, Literatur und Künste — noch viel straffer und ausdauernder seyn müssen, als die der deutschen, welche auf den zweideutigen Ruhm einer gelehrten Ausbildung, wie jene, Anspruch machen. Nicht eine einzige von ihnen bekam — so viel ich wenigstens bemerken konnte — Ohnmachten oder Dämpfe (vapeurs), obgeachtet viele sich in einem Gedränge befanden, dem Männerkräfte kaum gewachsen waren. Mit einer Art von Erstaunen bemerkte ich nachher, da die Vorlesungen angingen, daß diese Märterinnen des Witzes und der Gelehrsamkeit, bei jedem witzigen oder sinnreichen Worte, womit die Herrn Akademiker ihre Reden von Zeit zu Zeit aufzustutzen Sorge trugen, uneingedenk des martervollen Zustandes, worin sie sich befanden, vor Freuden laut aufschrieen und vor unmäßiger Bewunderung fast in convulsivische Bewegung geriethen. Ihre Gesichtsmuskeln waren dabei, theils von Drang und Hitze, theils von lebhafter Theilnehmung, hoch aufgelaufen; ihre Wangen glühten, und ihre Augen schienen in Entzücken zu schwimmen, indeß ihr Leib sich auf der Folter befand. Ihre Hände waren fast unaufhörlich mit Klatschen beschäftiget,

tiget, und aus ihrem schönen Munde ertönte ein Bravo! ein ah! que celà est bien dit! ah! charmant! u. s. w. nach dem andern.

Herr Abbé Barthelemi, welcher an dem heutigen Tage zum Mitgliede aufgenommen ward, machte den Anfang der Feierlichkeit durch Ablesung seiner Antrittsrede; die im Nahmen der Akademie von dem Chevalier Herrn Boufflers beantwortet ward. Beides geschahe, nach akademischem Hofzwang (étiquette) im Sitzen und mit bedecktem Haupte. Sowol die eine als auch die andere Rede war voll von feinen verbindlichen Anspielungen und von zugespitzten sinnreichen Gedanken, welche jedesmal nicht bloß beklatscht, sondern auch durch allgemeine laute Zurufungen belohnt wurden. Die Redner mußten daher fast bei jeder Periode einhalten, um erst den stürmischen Beifall der Versammlung ausbrausen zu lassen. Bei folgender Wendung, in der Herr Barthelemi auf den Beifall anspielte, womit man seinen jungen Anacharsis aufgenommen hat, gerieth die Versammlung fast außer sich: ich erinnere mich hierbei des alten Griechenlands — und wie könnte ich seiner je vergessen, ohne im höchsten Grade undankbar zu seyn? Das Klatschen und Beifallrufen wurden in diesem Augenblicke so heftig und durch-

drin-

dringend, daß ich glaubte die Fenster würden davon zerspringen.

Dieses Aufbrausen ist den Franzosen so natürlich, daß es sich bei allen ihren Versammlungen, und überall mit gleicher Lebhaftigkeit äußert. In Deutschland können wir uns kaum einen Begriff davon machen.

Ich war unvermögend, den Drang und die Hitze länger auszuhalten. Mit vieler Mühe gelang es mir, mich aus der Thür hinaus und dann durch den dichten Haufen der Herrn und Damen, welche das Vorzimmer anfüllten durchzuschieben. Als ich endlich einen freien Platz erreichte, geschahe mir, wie dem Fische, der durch einen glücklichen Sprung vom Trocknen, wo er schmachtete, sich wieder in sein Element versetzt sieht. Ich büßte darüber, was mir leid that, die Gesellschaft des Hrn. Mercier für diesen Abend ein, und zum Ersatz dafür habe ich mich nun hingesetzt, um dies alles für Sie zu Papier zu bringen.

Nach geendigten Reden hat man die für dieses Jahr ausgesetzten Preise zuerkannt. Den Preis der Dichtkunst erhielt Msr. de Fontanes. Der Gegenstand seines Gedichts war das im

Nov.

Nov. 1787 gegebene Edict zum Vortheil der Nicht-Katholiken. Seine Verse, welche vorgelesen wurden, werden sehr gerühmt. Bei einer Stelle, worin er von Neckern sagt:

Ce ministre
Que les complots des cours ont trois fois exilé,
Et que le voeu publique a trois fois rappellé.

ist des Freudengeschreies und des Beifallgebens kein Ende gewesen.

Den Preis der Tugend hat eine — alte Jungfer von siebenzig Jahren erhalten; aber nicht deswegen, weil sie ihre jungfräuliche Ehre bis dahin unbefleckt erhalten, sondern deswegen, weil sie in den ersten Tagen der Revolution sich durch eine heroische That ausgezeichnet hat. Seit vierzig Jahren diente sie als Magd in dem Hause des Hrn. Revillon, eines wohlhabenden Fabrikanten, welcher gefärbte Papiere machen läßt. Dieser Mann hatte das Unglück gehabt, beim Volke gewisser Reden wegen, die er geführt haben sollte, als einer seiner Feinde und Unterdrücker angeschwärzt zu werden, und der aufgebrachte Pöbel beginnt das Haus desselben zu stürmen. Er selbst und alle seine Hausgenossen fliehen. Die ehrsame alte Jungfrau allein weicht nicht von der Stelle; sie stellt sich vielmehr mit ausgebreiteten Armen in die Thür, und betheuert,

daß

daß man, wenn man hinein wollte, damit anfangen müsse, sie zu tödten, weil sie, so lange noch ein Athemzug in ihr wäre, nimmermehr zugeben würde, daß man in dem Hause ihres guten Herrn Gewaltthätigkeiten ausübte. Das übrige Detail dieses Auftritts ist mir nicht bekannt geworden. Man sieht aber, daß der stürmende Pöbel der Ehrlichkeit und dem Muth dieser braven alten Person müsse Achtung erwiesen haben, weil man sie sonst heute nicht hätte in die Akademie führen können, um ihr daselbst den Kranz der Tugend aufzusetzen.

Wie die Zeiten sich ändern, lieber St.**! Und wir, die Menschen, sogar die akademischen Menschen, auf dem Strome der Zeiten dahin schwimmen, und mit ihm zugleich sich ändern! Unter Ludewig XIV. setzte die französische Akademie zur Preisfrage aus: welche unter allen Tugenden dieses Königs die größte und bewundernswürdigste wäre? — dieses Königs, der das Edict von Nantes umgestoßen hatte! Heute krönte sie ein Gedicht, worin Ludewig XVI. gepriesen wird, daß er das Edict von Nantes, wo nicht ganz, doch zum Theil wenigstens wieder hergestellt hat! Vor zwanzig, vielleicht vor zwölf Jahren noch, zählte Rousseau diese Akademie, wenigstens viele ihrer Mitglieder, zu den eifrig-

eifrigsten unter denen, die ihn verkannten, die ihn haßten, die ihn von der sie demüthigenden Höhe, zu welcher er sich emporgeschwungen hatte, wo möglich, gern herunter gezerrt hätten; heute setzte eben diese Akademie für's künftige Jahr einen Preis für die beste Lobschrift auf J. J. Rousseau aus. Wäre er heute von den Todten erstanden, sie hätten ihm, glaube ich, wol gar einen ihrer sammtnen Lehnstühle angeboten. Ob er ihn aber würde angenommen haben?

A propos von Rousseau! Ich habe schon in einem meiner vorigen Briefe gesagt, daß wir eine Wallfahrt zu seinem Grabe nach Ermenonville vorgenommen haben. Nächst den wundervollen Auftritten, welche von der jetzigen Revolution veranlaßt werden, war in ganz Frankreich nichts, was mich stärker, als dieses Grab und jede Nachricht, die ich von dem darin schlummernden großen Todten auftreiben konnte, an sich zog; und da ich Ihres gleichgestimmten Mitgefühls dabei versichert bin: so unterhalte ich Sie, für diesen Abend wenigstens und bis mein Licht zu Ende gebrannt seyn wird, nur noch von — Ihm. Da er zu der jetzigen Wiedergeburt von Frankreich so sehr mitgewirkt hat: so glaube ich, indem ich von ihm rede, von dem eigentlichen Gegenstand dieser Briefe keinesweges abzuweichen.

Das

Das schöne romantische Ermenonville, welches die Natur und der Hr. von Gerardin recht eigentlich dazu geschaffen und eingerichtet zu haben scheinen, das Grab eines solchen Mannes zu seyn, beschreibe ich Ihnen, bei meiner Zurückkunft, mündlich oder, wenn Sie wollen, in meiner eigentlichen Reisebeschreibung. Jetzt sage ich Ihnen nur, daß diese ganze Gegend mit allen darin befindlichen Anlagen ein Sinnbild von Rousseau's Geist und Character zu seyn scheint. Sie ist, wie er und seine Schriften, tief und erhaben, melancholisch und reizend, romantisch und schlicht, kühn und bescheiden, mannigfaltig und simpel, kunstvoll und natürlich, wild und freundlich. Sie scheint ein Stück von einer andern Welt zu seyn, das, man weiß nicht wie, hierher geschleudert ward; eine Idee, der man sich kaum erwehren kann, wenn man an die öden Sandsteppen zurückdenkt, durch die man, von Chantilly kommend, in dieses Elisium geführt wird. Nie habe ich an einem andern Orte empfunden, was ich hier empfand; so wie ich nie bei den Werken irgend eines andern Schriftstellers diejenigen Wirkungen in mir verspürte, welche Rousseau's Schriften immer in mir hervorbrachten, und noch jetzt hervorbringen, so oft ich sie wieder zur Hand nehme. Ich war bis zum tiefsten Seelenschmerz gerührt, und fühlte mich gleichwol

niemals glücklicher. Thränen quollen mir in die Augen, indeß ein unwillkührliches Lächeln auf meinen Lippen schwebte. Bei jedem Tritte, den ich auf dem mir heiligen Boden that, schoß es mir wie Feuer, in die Seele: hier ging auch Er! Jetzt steht dein Fuß vielleicht auf der nämlichen Stelle, worauf vor einigen Jahren noch der seinige stand! Ich hätte die Schuh ausziehen mögen. Wohin ich mich setzte — es sind an jeder vorzüglich romantischen, zum Nachdenken oder zu Träumereien einladenden Stelle Fels- oder Grasbänke angebracht — da glaubte ich noch die Lebenswärme zu spüren, die Rousseau, auf eben diesem Platze sitzend, demselben mitgetheilt hatte.

Ich eilte nach dem Hause, welches der unsterbliche Mann während seines Aufenthalts zu Ermenonville bewohnte, und worin er starb. Es ist ein kleines bescheidenes Häuschen, zwar in der Nähe des Schlosses, aber ganz unter Bäumen versteckt. Man führte mich die Treppe hinauf. Hier traten wir in das kleine Zimmer, welches er einst bewohnte, und worin er auch zu schlafen pflegte. Sein Bett stand noch da; gegen demselben über der alte Lehnstuhl, worin sein Körper sitzen blieb, als der große Geist, der bis dahin ihn belebt hatte, sich zum Vater der Geister erhob.

hob. An diesem Zimmer ist ein kleines Kabinetchen, kaum drei Ellen lang und tief; das nämliche, worin jener Lehnstuhl damals stand, und worin R. verschied. Seine letzten Worte — an seine unwürdige Frau gerichtet — waren folgende: „Erzeige mir, liebes Weib, den Gefallen, das Fenster zu öffnen, damit ich noch einmal so glücklich sey, jenes Grün zu sehen. — Wie schön es ist! — Wie klar und heiter der Tag! — O wie ist die Natur doch so groß! — Sieh jene Sonne; scheint ihr lachendes Antlitz mich nicht abzurufen? — Welch unermeßliches Licht! — Sieh da Gott selbst; ja, Gott selbst, der mir seine Arme öffnet, und zum Genuß jenes ewigen unwandelbaren Friedens einladet, nach dem ich so lange mich gesehnt habe! — " Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so sank ihm das Haupt auf die Brust, und — er war nicht mehr!

Was ich, auf dieser heiligen Stelle stehend, nach jenen grünen Aesten und nach dem schmalen Streif vom Himmel blickend, wohin seine Augen in dem Moment, da sie brachen, noch gerichtet waren, empfand — Ihnen das zu beschreiben, werden Sie mir wol nicht zumuthen wollen.

Jetzt wallten wir nach seinem Grabe. Der Weg dahin führt durch eine Menge romantischer Anlagen, wovon die eine immer noch anmuthiger

als die andere ist. Der Tag war heiter und schön. Die Luft schien Kleists Zuruf vernommen zu haben:

Ihr Winde, wehet sanft; die heilge Asche ruht!

Kaum daß ein leichtes Lüftchen es wagte, durch das Rohr des Teichs zu flüstern, worin die Pappelninsel schwimmt — ach! nicht mehr schwimmt! Ein Wolkenbruch hat vor einigen Jahren den Damm des Teichs zerrissen; seitdem ist das Wasser abgelaufen, und ein mit Schilf bewachsener Sumpf umgiebt die Insel. Je näher wir dieser kamen, desto heftiger klopfte mein Herz. Jetzt standen wir daneben, das ehrwürdige Monument im Angesicht, aber unvermögend zu ihm hinzugehn. Ein zehn Schritt breiter unergründlicher Sumpf hielt uns davon zurück. Ich schäme mich nicht, es zu sagen: ich war so bewegt, daß ich die Arme darnach ausstreckte. Wäre es nur um eine Benetzung bis an die Knie zu thun gewesen, ich hätte mich hineingestürzt und wäre durchgewatet. — Die feierliche Stille der Natur; die Dunkelheit des buschreichen Waldes, worin wir standen; die dagegen abstechende Bläue des Himmels über der Pappelninsel; das weiße Grabmal auf derselben, von hohen, sanftschwankenden Pappeln beschattet; und vor allem der Ge-

Gedanke: da liegt der Mann, dem du, dem die Menschheit so viel, dem Frankreich, das ihn höhnte, seine Freiheit *) verdankt! Da ruht er nun, von einer dankbaren Nachwelt beweint, der, so lange er lebte und aus der unerschöpflichen Fundgrube seines tiefen Geistes Gedanken auswarf, welche die Menschen, ihrer Größe und Neuheit wegen, noch nicht fassen konnten, von seinen engbrüstigen und neidischen Zeitgenossen verkannt, gehaßt, gekränkt und verfolgt wurde! — dies alles und die klagenden Inschriften, welche gefühlvolle Wanderer hier rings umher an den Bäumen und auf den Steinen zurückgelassen hatten, versetzten mich, ich wiederhole es, in einen Empfindungszustand, den ich in Betracht seiner Innigkeit und der wunderbaren Mischung von Schmerz und Freude, von Liebe und Erbitterung, von Erhebung und Niedergeschlagenheit, von Schwermuth und Hochgefühlen, noch nie erfahren hatte.

*) Denn ohne seinen Contrat social — dem nunmehrigen Volksbuch der freien Gallier — stünde die Bastille vielleicht noch heute; weil, ohne ihn, die Menschen vielleicht noch heute nicht recht wissen würden, was Volk und König sind, und in welchem Verhältniß beide mit einander stehen.

Die kleinen, winzigen, verschrobenen und verschrumpften Stockfischseelen, die, so lange er lebte, sich wunder was zu seyn dünkten, wenn sie, wie Schmeißfliegen den großen Mann umsumseten, um, jedes andern Genusses unfähig, irgend ein Excrement seines Geistes zu erhaschen und ihn dann mit ihrem schändlichen Stachel zu nekken, haben unter andern auch darüber oft gespöttelt: daß Rousseau sich Feinde und Verfolger erträumt habe, die er nie gehabt hätte. Daß er die Zahl derselben sich zu groß dachte, mag seyn: aber daß seine Klagen über die fanatische Wuth, womit viele derselben ihn zu kränken und zu verfolgen suchten, nicht übertrieben gewesen sey, davon ist, zur Schande der Menschheit, der empörende Beweis hier an seinem Grabmal zu sehen. Als die Pappelninsel noch im Wasser stand, und also Jeder hinschiffen konnte, um der Asche des unsterblichen Mannes sein Thränenopfer zu bringen, fand man, so oft Priestergesellschaften ohne Aufsicht da gewesen waren, die Inschrift des Monuments *) von vandalischen Händen zerkratzt und

*) Sie lautet: Ici repose l'homme de la nature et de la verité — hier ruhet der Mann der Natur und der Wahrheit; und sie hat Bezug auf seinen bekannten Wahlspruch, den er nicht bloß durch seine

und ſchändliche Witzeleien aufgekritzelt, die nur die verworfenſten, von fanatiſchen Ingrim beſeelten Buben zu Urhebern haben konnten. Ja — werden Sie es glauben? — dieſe elenden Menſchen waren in ihrer orthodoxen Wuth gegen den großen Todten gar ſo weit gegangen, daß ſie die heilige Stelle, die ſeine Aſche birgt, auf eine Weiſe beſudelten, welche ſonſt nur der niedrigſte Gaſſenpöbel ſich erlaubt. Ganz Ermenonville weiß, daß dieſe unglaubliche Flegelei keine Erdichtung ſey. Erdichtung! Welche Einbildungskraft müßte das ſeyn, die ſo etwas erdichten könnte? — Und nun trete noch einmal Einer hin und ſage: Rouſſeau hatte Unrecht, ſich für verfolgt zu halten!

Mein Herz kochte über; der bitterſte Unwille, von dem es voll war, ergoß ſich in folgenden Reimen — facit indignatio verſum:

Dein einziger, dein großer Fehler war,
Du kamſt, mein Rouſſeau, hundert Jahr,
Den Menſchen deiner Zeit zuvor.
Sie blinzten durch den ſchwarzen Flor
Des Vorurtheils den großen Mann,
Wie Zwergelein den Hünen, an.

ne Schriften, ſondern auch durch ſein ganzes Leben ausdrückte: vitam impendere vero. Dieſer ſteht auf der andern Seite des Grabmals.

Was Wunder, daß sie dich verkannten?
Dich Sonderling, dich Unhold nannten,
Und in effigie verbrannten?
Daß dies Emilen nur geschah,
Nicht dir, da liegt das Wunder, da!

Daß ich diese Reime nicht im Angesicht des Grabmals machte, brauche ich wol nicht erst zu sagen. Wer hat je an Silbenmaaß und Reime gedacht, so lange er wirklich noch bewegt war? Wer in Versen jammert, der ist schon getröstet.

Eine Dame, die Gräfin von B.*** hat ihre Empfindungen über die nämliche Unwürdigkeit auf folgende Weise geäußert:

Qui donc fur ce tombeau vient mêler à nos pleurs
Les poisons de la haine et le fiel de l'envie?
Ah! qui que vous soyez, respectez nos douleurs:
Rousseau fut malheureux pendant toute sa vie;
Mais il crut que la mort finiroit ses malheurs.
Se seroit-il trompé? Ne troublez point sa cendre;
Il est tems qu'il repose; épargnez notre ami.
Las! à peine il est endormi:
Parlez du moins plus bas; il pourroit vous entendre.

Ich sagte Ihnen, daß man rings umher eine Menge Inschriften lese; hier sind ein paar davon.

Auf einer steinernen Bank an einem schattigten Orte, dem Monumente gegen über, — le banc

banc des mères de famille genannt — lieſet man unter andern folgendes:

De la mère à l'enfant il rendit les tendreſſes,
De l'enfant à la mère il rendit les careſſes;
De l'homme, à ſa naiſſance, il fut le bien faiteur,
Et le rendit plus libre, afin qu'il fût meilleur.

Auf einem, an einen Baum gelehnten großen Steine folgendes:

Là, ſous ces peupliers, dans ce ſimple tombeau
Qu'entourent ces ondes paiſibles,
Sont les reſtes mortels de Jean-Jaques-Rouſſeau.
Mais c'eſt dans tous les coeurs ſenſibles
Que cet homme ſi bon, qui fût tout ſentiment,
De ſon ame a fondé l'éternel monument.

Auf der Anhöhe, der Pappelninſel gegenüber, ſteht der Tempel der Philoſophie, welcher abſichtlich unvollendet gelaſſen iſt; eine Rotunde, die von ſechs Säulen getragen wird. Jede dieſer Säulen iſt einem großen Manne gewidmet, deſſen Name und vorzüglichſtes Verdienſt, durch ein einziges Wort ausgedrückt, auf einem daran befindlichen Medaillon zu leſen iſt. Sie heißen:

Newton	—	Lucem.
Des Cartes	—	Nil in rebus inane.
Voltaire	—	Ridiculum.
W. Penn	—	Humanitatem.
Montesquieu	—	Juſtitiam.
J. J. Rouſſeau	—	Naturam.

Das Ganze ist dem Mich. Montaigne geweihet. Beim Eingange in den Tempel sieht man eine zerbrochne Säule, an ihr Fußgestell gelehnt. Auf letzterem stehen die Worte: Falsum stare non potest, das Unwahre kann nicht bestehn; auf ersterer: Quis hoc perficiet? wer wird ihn vollenden? Einige Tage vor unserer Ankunft waren vier Mitglieder der Nationalversammlung hier gewesen; diese hatten bei die Frage: wer den Tempel vollenden würde? die Antwort geschrieben: l' Assemblée nationale! — Aber ich vergesse, daß ich Ihnen jetzt keine Beschreibung von Ermenonville machen, sondern nur von Rousseau reden wollte. Also wieder zurück zu ihm!

Es ist rührend, aus dem Munde der hiesigen Landleute zu hören, wie allgemein geliebt er unter ihnen war. Die Beschreibung die mir Einer derselben von ihm machte, war folgende:

Er ging sehr simpel, aber doch immer anständig und reinlich gekleidet einher. Sein Anzug bestand in einem schlichten grauen Kleide, einer runden Stutzperrüke und einem kleinen Armhute. Mit diesem und einem Kräuterbuche unter dem Arm ging er die meiste Zeit des Tages umher und botanisierte. Er grüßte Jeden, und war

war überhaupt sehr freundlich und artig gegen Jedermann; nur gegen die neugierigen Besucher nicht, dieser leidigen Plage geschäftiger Leute, die gern etwas besseres thun mögten, als sich begaffen zu lassen, nichtssagende Complimente anzuhören, und über des Esels Schatten zu schwatzen. Diesen wich er aus, so sehr er konnte; und wenn er es nicht konnte: so war er kurzsilbig und zurückstoßend. Desto freundlicher aber und theilnehmender unterhielt er sich mit Landleuten und Kindern. Er ging oft in ihre Häuser; schwatzte mit den Alten, und herzte ihre Kleinen. Einen der jungen Söhne seines Gastfreundes, welcher Lust zur Kräuterkunde zeigte, nahm er auf seinen Kräuterjagden gewöhnlich mit und unterrichtete ihn. Er nannte ihn seinen kleinen Hofmeister — son petit Gouverneur — und er wurde mismüthig, so oft das Kind ihm ein wenig zu lange ausblieb. Einer Tochter des Hrn. von Gerardin gab er auch musikalischen Unterricht. Diese Beschäftigungen machten seine Glückseligkeit aus. Aufs Schloß ging er selten, und nie, wenn Fremde da waren.

Er war kaum einige Tage zu Ermenonville gewesen, als er den Hrn. Marki von Gerardin zu einer wohlthätigen Einrichtung für sein Landvolk bewog, die noch jetzt fortdauert. „Sie lassen

sen es sich so viel kosten, sagte er zu ihm, diese Gegend zu einem Paradiese zu machen. Ohne Zweifel wünschen Sie, daß Jeder, der hierher kommt, Freude haben soll. Aber warum fangen Sie nicht damit an, diejenigen vergnügt und glücklich zu machen, die das nächste Recht auf Ihre Wohlthätigkeit haben — Ihre Landleute meine ich?" Hr. von Gerardin, ein lenksamer, gutmüthiger und edler Mann, war sogleich bereit, diesen Rath zu befolgen. Auf Rousseau's Vorschlag milderte er nicht nur die Dienste und Abgaben der Landleute, sondern ordnete auch ein Fest für sie an, welches alle Sonntage auf einem im Walde dazu eingerichteten Platze auf seine Kosten begangen wird, und wobei Jung und Alt ihre herzliche Freude haben. In der Mitte des Platzes steht eine große, schönbelaubte, majestätische Buche, welche die Königin des Waldes zu seyn scheint. Um den ehrwürdigen Stamm derselben her hat man, ohngefähr sechs Fuß hoch über der Erde, eine Galerie gebaut, welche zum Orchester dient. Hier stehen einige ländliche Virtuosen und spielen dem jungen Volke vor, welches auf dem wohlgeebneten grünen Teppich unter dem weiten Laubdache der Buche sich dem Tanzvergnügen überläßt.

Auf den Fall, daß Regenwetter einfällt, hat man, beim Eingange zu diesem der Freude gewidmeten

meten Platze, ein groſses Gebäude errichtet, welches aus einer bloſsen Verdachung, die auf Pfeilern ruhet, beſteht. Hier können die jungen Leute ihre unterbrochenen Tänze ungehindert fortſetzen. Für Andere, welche am Tanzen kein Vergnügen finden, hat man durch andere Anſtalten zu allerlei, mit nützlicher Leibesbewegung verbundenen Spielen geſorgt. Einige ſpielen Ballon; indeſs Andere ſich im Bogenſchieſsen üben, um an demjenigen Tage des Jahrs, da ein ſilberner Becher zum Preiſe ausgeſetzt wird, den Sieg davon zu tragen. Die Alten, welche an dieſen und ähnlichen Leibesübungen nicht mehr Theil nehmen können, haben ihre Freude am Zuſehn und an den zum Vergnügen ſtimmenden Genüſſen, welche die Freigebigkeit des Hrn. von Gerardin für ſie veranſtaltet hat.

Rouſſeau pflegte bei dieſen ländlichen Feſten — welche noch jetzt ihren ununterbrochenen Fortgang haben — niemals zu fehlen, und die theilnehmendſte Freude lag ihm dabei jedesmal unverkennbar auf dem Geſichte. Es waren Scenen für ſein Herz, das bei allem Anſchein von Miſantropie, doch von wahrer Menſchenliebe glühte. Er lieſs an eben dieſem Platze einen glattgehobelten Maſtbaum errichten; und übte die jungen Söhne ſeines Freundes ſich von der Spitze deſſelben ihr Frühſtück ſelbſt zu holen.

Warum

Warum muß ich, nachdem ich Ihnen einen so schönen Zug von der guten Denkungsart des Hrn. von Gerardin erzählt habe, einer Verirrung desselben erwähnen, die man von einem Manne, der Rousseau's Werth zu schätzen wußte, wol nie erwartet hätte! Man bemerkt, indem man sich zu Ermenonville besieht, gar bald, daß die schönen und sinnreichen Anlagen dieser paradisischen Lustgegend anfangen in Verfall zu gerathen; und wenn man nach der Ursache davon fragt, so erhält man die Antwort, die mit merklicher Verlegenheit gegeben wird: es komme dieses daher, weil der Herr Marki schon seit einigen Jahren abwesend wäre. Frägt man weiter: wo er sich denn so lange aufhalte? so erfolgt die Antwort: im Auslande. Die Neugierde wächst, man wünscht zu wissen, was den Mann, der ein solches Paradies und eine liebenswürdige Familie obenein besitzt, doch wol immer bewegen könne, beides mit dem Rücken anzusehn, und sich in der Fremde aufzuhalten? aber lange will man mit der Sprache nicht heraus. Endlich, nachdem man seinen Mann etwas treuherziger gemacht hat, erfährt man folgende, gar sehr befremdende Geschichte. Ich theile sie Ihnen so mit, wie ich sie aus dem Munde eines dasigen Landmanns empfing, und wie sie mir, nach weiterer Erkündigung zu Paris bestätiget wurde.

Nicht

Nicht lange nach Rousseau's Tode fand eine Gesellschaft sogenannter Martinisten — Sie wissen, daß man unter diesem Nahmen die neuern Schwedenborgischen Schwärmer und Geisterseher begreift — Gelegenheit, sich bei dem guten Herrn von Gerardin, ich weiß nicht unter welchen Vorspiegelungen, die vermuthlich mit der reinsten Sittlichkeit und Frömmigkeit colorirt waren, einzunisten. Das Haupt dieses Complots — ein gewisser Chevalier d'indûstrie — nannte sich anfangs du Plein; in der Folge ward er in den geheimnißvollen Versammlungen der Gesellschaft und endlich in ganz Ermenonville le bon Dieu — unser lieber Herr Gott — genannt. Auch Cagliostro kam einigemal von Paris hierher, um den Versammlungen dieser saubern Gesellschaft beizuwohnen. Das Geringste, was der bon Dieu seinen Gläubigen verhieß, war Unsterblichkeit — eine übermenschliche Reinigung und Erhöhung des innern Menschen und eine dadurch zu erwerbende Würdigkeit mit Geistern umzugehn, versteht sich am Rande. Er wußte sich dabei vermuthlich so klug zu nehmen, daß er die Gutgesinnten unter seinen Bethörten erst nach und nach, und durch unendlich viele Zwischenstufen, endlich — vielleicht ohne daß sie es merkten — dahin führte, wo er sie zu haben wünschte. Was für ein garstiger

Fleck

Fleck dies gewesen sey, das werden Sie gleich hören.

Lange hatte man schon dies geheime Wesen oder vielmehr Unwesen auf dem Schlosse zu Ermenonville getrieben, als der bon Dieu eines Tages in die Schwachheit verfiel, sich von einer menschlichen Leidenschaft übereilen zu lassen, die nur der ehemalige Jude an dem lieben Herr Gotte nicht unanständig fand. Es war der Zorn. Er hatte, ich weiß nicht welche Zänkerei mit seinem valet de chambre, schlug ihn und jagte ihn fort. Dieser, um sich zu rächen, ging ans Ministerium, und klagte seinen Herrn, den bon Dieu, als einen — falschen Münzer an. Die Gesellschaft, welche frühzeitig genug Wind davon erhalten mogte, zerstob, und ward seitdem nicht mehr gesehn. Die Sache wurde, sagt man, unterdrückt, weil ein gutes Dutzend Große, bis zu königlichen Prinzen hinauf, darein verwickelt waren.

Es war mir natürlicher Weise unmöglich, einer so geheimnißvollen Sache auf den Grund zu kommen. Ich erzähle Ihnen, was ich zu Ermenonville und hier zu Paris durch Leute davon erfuhr, die schlechterdings nicht die Absicht haben konnten, den Herrn von Gerardin und seiner gesprengten geheimen Gesellschaft einen bösen Leumund zu machen. Aber sowol die Uebereinstim-

stimmung in den Aussagen derselben, als auch der Umstand, daß nicht nur der Herr von Gerardin sondern auch seine Freunde seitdem außer Landes leben und nicht zurückzukommen sich getrauen, *) scheinen für die Wahrheit dieser lehrreichen Geschichte sehr stark zu zeugen.

Dieser lehrreichen Geschichte! — oder kann es in unsern Tagen, in denen das Unwesen der geheimen Gesellschaften und der in vielen derselben herrschenden Schwärmerei, Geisterseherei, u. s. w. so fürchterlich um sich gegriffen hat, etwas Lehrreicheres geben, als die sich immer mehr und mehr vervielfältigenden Aufschlüsse, welche zeigen, worauf die geheimen Machinationen der listigen und menschenfeindlichen Häupter solcher Gesellschaften am Ende abzuzwecken pflegen? Und sollten diejenigen unter unsern gutmüthigen, aber leichtgläubigen Großen, die von solchen, bald unter dieser, bald unter jener Gestalt und Benennung erscheinenden bons Dieux ein schimpf-

*) Herr von Gerardin soll, wie ich zu Ermenonville hörte, einmal zur Nachtzeit nach seinem Schlosse, auf dem seine Gemahlin noch jetzt lebt, zurückgekehrt, aber auch zur Nachtzeit wieder abgereiset seyn. Uebrigens hält man den Herrn von G. für einen zu gutgesinnten Mann, um ihn nicht, als einen durch tausend listige Blendwerke Betrogenen aufrichtig zu bedauern.

schimpfliches Blindekuh mit sich spielen lassen, nicht endlich einmal, nach so manchem, ihnen zur Lehre und Warnung aufgestellten Beispiele von Betrügereien, die darunter verborgen liegen, die schmähliche Augenbinde abreissen wollen, um zu sehen, von was für Leuten sie sich mitspielen ließen? Sollte die Erfahrung, die jetzt auf allen Dächern so laut hierüber prediget, noch ferner taube Ohren bei ihnen finden? Dann hätte der Spötter doch wirklich Recht, welcher sagte: que les oreilles des Grands sont quelquefois de grandes oreilles. —

Hier in Paris scheint man jetzt von Thorheiten dieser Art eben so sehr, als von den Gaukeleien der Magnetiseurs völlig zurückgekommen zu seyn. Ces misères, sagt man, sont bonnes pour amuser les enfants; man spricht nicht mehr davon; man würdiget dergleichen Armseligkeiten nicht einmal mehr darüber zu lachen. Auch giebt es, wie man mich versichert, in ganz Paris keinen einzigen Magnetiseur mehr. *) Stünde jetzt hier ei-

*) Sollte dies nicht allein schon ein hinlänglicher, obgleich indirecter Beweis wider die Richtigkeit der angeblichen Erfahrungen seyn, worauf die magnetisirenden Charletans sich berufen? Oder hat man je gesehn, daß eine nützliche und dabei wunderbare Erfindung, die sich wirklich bewähr-

einer wieder auf, so würden die Poliſſons ihn auspfeifen und die Dames de la Halle ihn in die Kur nehmen, um ſeine Vernunft wieder zurechte zu bringen. Paris verdankt ſeine Aufklärung über dieſen Punkt eben dem braven Bailly, der vorher als Mitglied der Nationalverſammlung, und nunmehr als Maire der Stadt, beim Anfang und Fortgang der Revolution eine ſo ausgezeichnete und ehrenvolle Rolle ſpielte, und noch jetzt ſpielt. Dieſer war einer der Commiſſarien, welche den Mesmerſchen Magnetismus unterſuchten; und

währte, an dem nämlichen Orte wieder verworfen und verbannt wurde, wo ſie zuerſt die Augen des Publicums auf ſich zog? Der Electriſirmaſchine und der Luftpumpe iſt es wenigſtens nicht ſo gegangen. Dieſe blieben, wo man ſie einmal kannte, in Ehren; wurden immer mehr vervollkommnet. Wie läßt es ſich denken, daß dies nicht auch mit dem ſogenannten thieriſchen Magnetismus der Fall geweſen ſeyn würde, wenn unter den zehntauſend Menſchen, die in Paris manipulirt ſeyn mögen, nur hundert, nur zwanzig unverwerfliche Zeugen der wunderähnlichen Wirkungen deſſelben hätten auftreten können? „Die Pariſer ſind ein leichtſinniges Volk, welches heute verlacht, was es geſtern anſtaunte!“ Mag ſeyn; aber die Electriſirmaſchine und die Luftpumpe ſind doch niemals hier verlacht worden. Warum denn der Magnetismus?

von ihm rührt der gründliche Bericht darüber her, der allen denkenden Menschen auf einmal die Augen öfnete und dem ganzen Unwesen nach und nach ein Ende machte.

Aber wieder zu Rousseau! — Wie die Menge der Dinge, die sich einem hier aufdringen, mich wider Willen von meinem Gegenstande immer wieder von neuem abführen!

Sie können denken, wie begierig ich zu erforschen suchte, ob nicht noch irgend eine Reliquie meines Heiligen vorhanden wäre, die ich für Geld und gute Worte zu meinem Eigenthume machen könnte. Lange wollte es mir damit nicht glücken. Andere Reisende waren mir zuvorgekommen, und hatten schon alles weggekauft. Noch kürzlich war eine Dame von Paris nach Ermenonville gekommen, und hatte gleichfalls Jagd darauf gemacht. Man sagt ihr: ein Bauer habe die Stutzperüke des Philosophen geerbt, und bis dahin sie getragen. Sie läßt sich zu demselben hinfahren, erhandelt die Reliquie, stülpt sie mit Enthusiasmus auf ihren eigenen Kopf, und fährt frohlockend von dannen. Was mich betrift, so trieb ich endlich noch eine alte Tabaksdose von ihm auf, die der Besitzer derselben, — Rousseaus gewesener Balbier, der sie von ihm

selbst

selbst einige Tage vor dessen Tode geschenkt bekommen hatte, — mir zu verkaufen, nach mancher Weigerung, sich endlich doch bereitwillig finden ließ. Halberstadt und Braunschweig können also künftig sich rühmen, Reliquien der beiden größten Männer dieses Jahrhunderts zu besitzen; jenes den Hut von Friedrich dem Einzigen bei Vater Gleim, dieses die Dose von Rousseau dem Unvergleichbaren bei mir. An hohen Fest- und Freudentagen sollen meine Freunde die Ehre haben, eine Prise daraus zu nehmen. *)

Das unwürdige Weib des edlen Mannes fand ich nicht mehr hier; auch hätte ich, nach allem, was ich hier von ihr erfuhr, sie nicht sehen mögen. Denken sie sich ohne Unwillen, wenn Sie können, daß die Elende schon in der dritten Woche nach dem Tode des großen Mannes, dessen Nahmen zu führen sie so unwürdig war, bei einem öffentlichen Gelage mit jungen Bauerkerlen herumsprang; und nicht lange nachher sich an einen Bedienten des Marki, einen Kerl ohne alle Erziehung und von schlechten Sitten, hing, der, um ihre beträchtlichen Pensionen in Faulheit ver-

*) Mercier erwähnt dieser Dose in seiner Reise nach Ermenonville, die er in Gesellschaft zweier Engländer that. Damals hatte der Besitzer sie für keinen Preis verkaufen wollen.

zehren zu helfen, sich zuletzt gefallen ließ, diesen weiblichen Dämon zu sich zu nehmen und auf ein Dorf, nicht weit von hier, mit ihr zu ziehen, wo sie noch wohnen. Es scheint völlig ausgemacht zu seyn, daß der größte Theil von Rousseau's Leiden, sein Unwille über die Menschen, sein Mistrauen gegen sie, seine Furcht vor ihnen, und die tief eingewurzelte Schwermuth seiner Seele, die eine Folge davon war, das Werk dieses Unholds gewesen sind. Sie hatte ihn bei jeder Gelegenheit durch Erdichtungen und Uebertreibungen zu erschrecken und zu erbittern, sie hatte ihn von allem, was ihm noch Freude machen konnte, gewaltsam loszureissen, sie hatte ihm überall eine Verschwörung aller Menschen gegen ihn vorzuspiegeln und dadurch ihn so zu isoliren gesucht, daß auf der ganzen Welt, außer ihr, kein lebendiges Wesen mehr wäre, dem er sich anzuvertrauen wagte, von dem er nicht über kurz oder lang gekränkt und hintergangen zu werden besorgte. Und ihr Bewegungsgrund dazu? — war der: damit sie, sie allein ihm unentbehrlich bliebe, und damit sie ihn beherrschen könnte, wie sie wollte. So beschreibt hier uns dies Weib ein Jeder, der sie kannte; und so werden auch Sie aus einigen Anecdoten, die ich nachher niederschreiben will, sie selbst kennen lernen.

Noch

Noch ein Umstand, den man mir hier erzählte, und welcher beweisen kann, wie viel Ursache R. hatte, sich für verfolgt zu halten, verdient hier gleichfalls einen Platz. Ich habe ihn ebenfalls aus dem Munde eines ehrlichen Landmannes zu Ermenonville.

Es fügte sich, daß um eben die Zeit, da R. starb, zugleich ein Bauer dieses Dorfs verschied, welcher gleichfalls Rousseau hieß. Der Pfarrer des Orts hielt für diesen den Sonntag darauf das gewöhnliche Danksagungsgebet. Nicht lange, so wurde dem Bischof zu Senlis (einem Duc de Roquelaure), in dessen Sprengel Ermenonville liegt, hinterbracht: der Pfarrer des Orts habe die Gottlosigkeit begangen, für die Seelenruhe des Philosophen und Ketzers Rousseau öffentlich zu beten. Der Bischof ergrimmte; der Geistliche wurde belangt; zweimal mußte er, um sich zu rechtfertigen, nach Paris wandern, und wer weiß, was ihm würde geschehen seyn, wenn er von der schweren Sünde, für R. gebetet zu haben, sich nicht hätte reinigen können. Sollte man glauben, daß so was im 18ten Jahrhundert und in einem Lande geschehen konnte, wo man unter der hohen Geistlichkeit selten noch Einen findet, der an Gott glaubt? Aber diese Herrn glaubten bisher desto stärker an Hierarchie und fette Pfrün-

den, und mit diesem Glauben schien ein Gebet für die Seelenruhe eines Rousseau nicht bestehen zu können.

Es ist hier so eben eine seynsollende Lebensbeschreibung von Rousseau unter folgendem Titel erschienen: Vie de J. J. Rousseau, précedé de quelques Lettres relatives au même sujet, par *M. le Comte de Barruel-Beauvert.* A Londres, et se trouve à Paris chez tous les marchands de Nouveautés; eine an sich höchstunbedeutende Compilation, die in einigen declamatorischen Briefen, die der Verfasser mit einigen seiner Freunde über Rousseau und andere Dinge wechselte, dann in Auszügen aus Rousseau's Bekenntnissen, und in einigen Lappen aus der Frau von Stael kürzlich bekanntgewordenen Briefen über Rousseau besteht. Das einzige Verdienst dieses Machwerks sind einzelne, zwar hier in Paris bekannte, für Deutschland aber, so viel ich weiß, noch neue Anecdoten von R., von denen ich Ihnen diejenigen, die mir die interessantesten zu seyn scheinen, ausschreiben will. Dann mögen Sie das Werk selbst immerhin ungelesen lassen.

Aber mein Licht ist zu Ende gebrannt. Also für heute — Punctum! Morgen ein mehreres.

Paris

Paris den 25ten Aug. 1789.

Hier also die versprochenen Anecdoten von Rousseau! Eine und die andere davon wird Ihnen vielleicht nicht mehr neu seyn. Bei einigen bin ich mir dies selbst bewußt; aber ich setze sie dennoch her, weil sie entweder irgend einen neuen Zusatz, oder eine neue Bestätigung ihrer Wahrheit erhalten haben. Bei andern bin ich zweifelhaft geblieben; und da ich hier ohne Bücher bin, woraus mein Gedächtniß sich Raths erholen könnte: so habe ich lieber Gefahr laufen wollen, etwas schon Bekanntes zu wiederholen, als etwas noch nicht Bekanntes, was bekannt zu seyn verdiente, auszulassen.

Zuerst ein paar Worte aus einem noch ungedruckten Briefe, des Chevalier de Cubieres, welcher viel Umgang mit ihm hatte:

„Rousseau war gut und gefühlvoll; aber auch in hohem Grade mistrauisch. Es ist schwer dies nicht zu seyn, wenn man sich verfolgt sieht. Vor nichts auf der Welt fürchtete er sich mehr als — vor Priestern und Gelehrten. Dem allen ungeachtet hatten heuchlerische und falsche Menschen oft leichtes Spiel mit ihm. Von wie vielen hat man ihn nicht hintergangen und betro-

gen gesehn, ohne daß er es merkte! Aber unter allen diesen niederträchtigen und treulosen Freunden, gab es kein ihm gefährlicheres Ungeheuer, als die Elende, mit der er sich verbunden hatte. Es giebt Gräuel, vor denen man den Vorhang niederlassen muß. — — —"

„Als gewinnsüchtige Nachdrucker in Paris sich nicht bloß damit begnügten, ihm sein Eigenthum zu stehlen, sondern es auch noch obenein durch Aenderungen, Ausmerzungen und Zusätze verunstalteten: wollte er sich öffentlich darüber beschweren. Aber alle Journalisten und Zeitungsschreiber in Paris, die er ersuchte, seine Beschwerde einzurücken, waren von seinen Verfolgern gestempelt und verweigerten ihm diesen Dienst. Er machte hierauf eine kurze Anzeige darüber; schrieb dieselbe eigenhändig unzähligemal ab; ging, die Taschen damit angefüllt, in die Tuilerien und auf die Boulevards, und theilte sie daselbst unter diejenigen aus, die ihm zuerst aufstießen. Der Schluß dieser Anzeige lautete so:

„Da man mich unvermögend gemacht hat, meine Klagen vor das Publicum zu bringen: so versuche ich das letzte mir noch übrige Mittel, indem ich Abschriften dieser meiner Erklärung, von meiner eigenen Hand geschrieben und unterzeichnet,

net, an verschiedene Personen austheile. Findet sich unter diesen auch nur eine einzige redliche und großmüthige, von meinen unbilligen Widersachern nicht bestochene Seele: so darf ich gewiß seyn, daß diese meine nothgedrungene und gerechte Protestation nicht unterdrückt werden wird, und daß die Nachwelt die Gesinnungen eines unglücklichen Mannes nicht nach Büchern wird beurtheilen wollen, welche seine Verfolger verunstaltet haben. Paris den 23 Jan. 1774.

J. J. Rousseau."

„Als das Rousseauische Lustspiel Narciß zum erstenmal aufgeführt wurde, fand es wenig Beifall. Die schönen Geister der Zeit versammleten sich, nach geendigter Vorstellung, wie gewöhnlich, in dem berühmten Kaffeehause Procope, dem Komödienhause gegen über. Rousseau war auch da. Man tadelte sein Stück; und als Einer fragte: wer doch wol der Verfasser dieser elenden Komödie seyn mögte? trat er hinzu und sagte: meine Herrn, das bin ich; und man nennt mich Johann Jacob Rousseau!"

„Er hatte einen treuen, ihm sehr ergebenen Hund, Sultan genannt; ein sehr gelehriges Thier, das nach dem Tacte tanzen konnte. Er selbst hatte es ihn in Stunden der Erholung gelehrt.

lehrt. Es war sein bester und treuester Freund. Auch dieser ward ihm auf eine barbarische Weise von eben der Creatur geraubt, die um sich seiner ganz zu bemeistern, ihm täglich in die Ohren schrie, daß er von dem ganzen Menschengeschlecht verabscheuet würde."

„Es ist keine Art von Unthaten, welche dieses Weib sich nicht gegen ihn erlaubte. Sie war es, welche ihn dazu brachte, ihre Kinder (der Verfasser glaubt Ursache zu haben, zu bezweifeln, daß es die seinigen waren) ins Findelhaus zu thun. Sie stahl ihm Handschriften, um sie zu versetzen oder zu verkaufen. Sie machte ihm, da er zu Montmorency wohnte, weiß, daß das Pfund Rindfleisch nur zwei Sous koste, daß man ihn aber zehn Sous dafür bezahlen ließe."

„Als man dem Grafen von Büffon ein Compliment über das Verdienst machte, den Müttern die Pflicht, ihre Kinder selbst zu stillen, bewiesen zu haben, antwortete er: ich habe ihnen das freilich wol gesagt; aber Rousseau befiehlts, und man gehorcht ihm."

„Eine Dame, welche gehört hatte, daß R. seine Bekenntnisse schriebe, fragte ihn, was denn dieses Buch enthalten würde? „Madam, antwor-

wortete er, alles Böse, was ich von mir, und alles Gute, was ich von Andern weiß.“ Dann, erwiederte die Dame, wird das Buch gewiß nicht stark werden.“

„Einst besuchten ihn zwei Jesuiten. Um ihm ein Compliment zu machen, sagte der Eine von ihnen: sie kämen, von ihm zu hören, wie man es machen müsse, um so bezaubernd schön, wie er, zu schreiben. Seine Antwort war: mein Geheimniß paßt nicht für ihre Gesellschaft, meine Herren; es besteht darin, daß ich nie anders schreibe, als ich denke.“

„Die le Vasseur — so hieß der Plagegeist, mit dem R. sich verbunden hatte, bevor er sein Weib geworden war — hatte unter dem Character einer Gouvernante, wie die Landgeistlichen in Frankreich dergleichen zu haben pflegen, schon 25 Jahr in dem Hause des Philosophen eine unumschränkte Herrschaft ausgeübt. Oft hatte sie ihm zugesetzt, daß er sie heirathen sollte; allein er hatte nie darein willigen wollen. Endlich konnte er ihren Zudringlichkeiten nicht länger widerstehen; er gab also nach, und zwar auf folgende Weise. Sein Aufenthalt war damals zu Bourgoin, einer kleinen Stadt in der Dauphiné, wo er mit Niemanden als dem Hrn. von Montci-

zet

zet Umgang hatte. Diesen lud er eines Tages zu einem Spaziergang ein; die le Vasseur begleitete sie. Als sie sich eine gute Strecke von der Stadt entfernt hatten, und zu einem Gehölz gekommen waren: stand R. plötzlich still, schien einen Augenblick sich zu sammeln, und redete hierauf die Gouvernante mit folgenden Worten an: Mamsell, sie haben oft verlangt, daß ich ihr Gatte werden sollte. Nun wohl; ich schwöre ihnen jetzt hier unter den Augen des Himmels, daß ich sie für meine Frau erkenne. Dieser Schwur soll mich eben so binden, als wenn unsere eheliche Verbindung in der Kirche wäre vollzogen worden; und ich rufe den Hrn. v. Montcizet darüber zum Zeugen auf. — Dieser, der über den unerwarteten Vorgang befremdet war, äußerte seinem Freunde, nachdem sie wieder zur Stadt zurückgekehrt waren, seine Verwunderung darüber, und wünschte zu wissen, was ihn doch immer habe bewegen können, sich auf eine so feierliche Weise mit einer Person zu verbinden, die seiner so wenig würdig wäre. Rousseau's Antwort war folgende: in sittlicher Rücksicht ist sie mir freilich gar nicht nothwendig; aber sie macht mir vollkommen gut gekochte Brühen, wenn ich krank bin."

„Rousseau hatte den edlen Stolz nie ein Geschenk, am wenigsten sogenannte Gnadenbezeugun-

gungen von irgend einem Großen annehmen zu wollen. Der junge Chevalier de C** hatte Mittel gefunden, ihm eine Pension vom Könige von England auszuwirken, und kündigte ihm dieselbe an. Junger Mann, schrieb R. ihm zurück, Sie sind sehr kühn, mir Gnadenbezeugungen auszuwirken, ohne erst meine Einwilligung dazu erhalten zu haben. Er verbat sich die Pension. Ein Gleiches that er gegen verschiedene andere Große. Einige ließen sich Noten von ihm abschreiben, um einen Vorwand zu haben, ihn zu beschenken; in solchen Fällen nahm er von der ihm zugeschickten Summe das, was er verdient zu haben glaubte, und schickte das Uebrige zurück. *) Schlechtgesinnte Menschen bedienten sich eben dieses Mittels, um ihn auf eine schändliche Weise anzuführen. Sie ließen ihm Musicalien abschreiben; kamen aber niemals wieder, um sie abzuholen und zu bezahlen."

„Einige von R. Freunden hatten ihn oft umsonst ersucht, ihnen den zweiten Theil seiner Bekenntnisse vorzulesen. Endlich willigte er ein. Es

*) Der Brief, womit er einst der Pompadour ein Geldgeschenk zurückschickte, steht im 7ten Stück des Braunschweigischen Journals vom vorigen Jahr.

Es ward festgesetzt, daß die Herrn Dorat, Barbier-de-Neuville, du Saulx und Mierre, wovon die beiden letztern noch am Leben sind, sich mit ihm bei dem Marki von Pozay und zwar frühmorgens um sieben Uhr einfinden sollten. Er selbst, der in allen Stücken pünktlich war, stellte sich schon um halb sieben ein. Er fing hierauf an vorzulesen, und las — nur die Zeit des Mittags- und Abendessens abgerechnet — bis Mitternacht ununterbrochen fort. Seine Handschrift war ursprünglich mit sehr blasser Tinte geschrieben; er hatte aber nachher — und auch diese Kleinigkeit kann uns einen Beweis von der Stärke seines Characters geben — die außerordentliche Geduld gehabt, jeden verbleichten Buchstaben mit schwärzerer Tinte zu übermahlen. Die Gesellschaft war erstaunt, daß der Mann, der eine so schwache und zarte Leibesbeschaffenheit hatte, es aushalten konnte, vom Morgen an bis tief in die Nacht hinein, mit fester, wohlklingender und sich immer gleichbleibender Stimme vorzulesen. Als er an den Umstand kam, daß er seine Kinder dem Findelhause übergeben habe, begann in der Gesellschaft eine tiefe Stille; die Gesichter verlängerten sich, und auf jeglichem lag ein Ausdruck von Misbilligung. R. blickte umher; ich verstehe ihr Schweigen, sagte er, und indem er die Handschrift

auf

auf den Tisch legte, riß er zwei Blätter daraus in Stücken. Diese enthielten seine Rechtfertigung über diesen Punkt. — Folgende Aeußerung darüber findet sich, vermuthlich statt der ausgerissenen Blätter, in dem zweiten Theile der Bekenntnisse. Nein, in keinem Momente seines Lebens konnte Rousseau ein Mann ohne menschliches Gefühl, ohne Sitten, oder gar ein unnatürlicher Vater seyn. Ich habe irren, aber niemals mich verhärten können. Wollte ich meine Gründe sagen, so würde ich zu viel sagen. Da diese Gründe mich haben verleiten können, so könnten sie Andere vielleicht auch verleiten. Ich will junge Leute, die mich lesen, nicht der Gefahr aussetzen, sich von dem nämlichen Irthum blenden zu lassen. Alles wohl erwogen, habe ich dasjenige gewählt, was für meine Kinder das Beste war, oder was ich wenigstens dafür hielt. Ich wünschte eben so erzogen zu seyn, wie sie.“ *)

„Je

*) Einst durchbohrte ein angesehener Mann ihm das Herz durch folgende Frage: nur eins, Hr. R., wünschte ich von Ihnen zu wissen; Ihre Kinder? — R. bedeckte sich bei diesen Worten das Gesicht mit beiden Händen und brach in einen Strom von Thränen aus. Das war seine Antwort. Mercier.

„Je mehr R. sich in sich selbst zurückzog, und die Menschen, die ihn so oft und so bitter gekränkt hatten, zu fliehen suchte: desto mehr ward er der Gegenstand ihres Spotts, ihres Hasses und ihrer heimlichen Verfolgungen. Was er nur that, oder nicht that, das wurde ihm immer übel ausgelegt, dazu schob man ihm immer gerade die schlechtesten Bewegungsgründe unter. Gab er Allmosen, so hieß es: seht da den Pharisäer! Gab er keine: seht da den Menschenfreund! Ward er warm, wenn er von der Tugend redete: da höre Einer den Tartüffe! Pries er die Liebe: so war er ein Satyr! Las er die Zeitungen: so sann er auf eine Empörung! — Man misgönnte ihm das Wohlwollen irgend eines menschlichen Wesens, und suchte es ihm zu rauben. Folgendes ist eine Thatsache. Er liebte in den letzten Zeiten seines Aufenthalts zu Paris vorzüglich die Gegend der Ecole militaire, welche das sogenannte Märzfeld (Champ de Mars) beherrscht. Seine Spaziergänge dahin führten ihn bei dem Invalidenhause vorbei. Der Anblick der alten Krieger, welche auf dem ungeheuern Platze vor diesem Hause, im Schatten der Bäume zu sitzen oder herumzuwandeln pflegen, und die freundliche Art, mit der diese seinen Gruß oder seine Anreden erwiederten, machten ihm jedesmal großes Vergnügen,

gen, und waren der vornehmste Grund, warum er seine Spaziergänge am liebsten nach dieser Gegend richtete. Er hatte dies kaum einmal gegen einige Leute geäußert: so war auch diese Glückseligkeit für ihn dahin. Einige Schriftsteller und Priester hatten ihm in der genannten Gegend aufgelauert, und hatten, sobald er vorüber war, den Invaliden zugeraunt, daß der Mann, den sie da sähen, ein Betrüger, ein Schurke, ein Kerl ohne Sitten, ohne Glauben und Rechtschaffenheit wäre, welcher viel brave Leute zum Unglauben verführt hätte, und welcher deshalb keines guten Todes zu sterben verdiente. Als R. zurückkam, — welche Veränderung! Ueberall Blicke und Mienen, welche ihm Unwillen und Verachtung verkündigten; überall Leute, welche ihm den Rücken zukehrten. Sein Schmerz hierüber war um so viel größer, je herzlicher die Zuneigung und die Achtung waren, die er seiner Seits gegen diese alten Krieger immer empfunden hatte. — Hierauf bezieht sich folgende, in seinen Spaziergängen von ihm selbst erzählte Anecdote: Als ich vergangenen Jahrs nach der Schwaneninsel spaziren ging, traf ich einen armen Invaliden an, welcher in einem Kahn auf Gesellschaft wartete, um hinüber zu fahren. Ich stieg zu ihm hinein und ließ den Bootsmann abstoßen. Das Wasser war

hoch; die Ueberfahrt dauerte daher lange. Kaum wagte ich es, den Invaliden anzureden, aus Besorgniß, auch von ihm, wie gewöhnlich, zurückgestoßen zu werden. Seine Miene flößte mir indeß Zutrauen ein; wir fingen an zu plaudern. Sein offenes und gesprächiges Wesen befremdete, rührte mich: allein ich erfuhr auch, daß er so eben erst aus der Provinz angekommen war. Beim Aussteigen ersuchte ich ihn, sein kleines Geldstück, welches er hervorlangte, nur wieder beizustecken; und bezahlte die Ueberfahrt: aber ich zitterte dabei vor Besorgniß ihn zu beleidigen. Dies war indeß nicht der Fall. Er schien über meine Aufmerksamkeit und besonders darüber, daß ich ihm, da er älter als ich war, beim Aussteigen aus dem Kahne half, gerührt zu seyn. Wer glaubt mirs? Ich war Kind genug, vor Freuden darüber zu weinen.“

„Als er Voltair's Tod vernahm — dieses Mannes, der aus Eifersucht und Schadenfreude ihn, unter der Larve der Freundschaft, geneckt und gekränkt hatte — fühlte er den Verlust, den die Welt an ihm litt, gleichwol so tief, daß er, indem ihm eine Thräne aus den Augen quoll, in die Worte ausbrach; wie bedaure ich meine Zeitgenossen! Nun haben sie nur noch Büffon.“ *)

So

*) Es traten in eben diesem 1778sten Jahre sechs große

So weit die Anecdoten des Herrn Grafen von Barruel. Wenn der Mann, von dem sie handeln, mich nicht so sehr interessirte: so würde ich schwerlich die Geduld gehabt haben, das Buch, woraus ich sie ausschrieb, durchzulesen. — Eben da ich damit zu Ende bin, bemerke ich, daß sogar nicht einmal die Aufbewahrung dieser Anecdoten, ein Verdienst dieses Verfassers ist, weil er sie größtentheils aus der Einleitung zu der neuen Ausgabe der Werke Rousseau's, womit Herr Mercier uns jetzt beschenkt, und aus der dabei befindlichen Reise nach Ermenonville nahm. In dieser finde ich auch folgende Stellen, die ich Ihnen, da diese Ausgabe wol so bald noch nicht in Deutschland zu haben seyn dürfte, unmöglich vorenthalten kann.

„R. hatte gesagt, die Franzosen hätten keine Musik, könnten keine haben, und sie würden, falls sie jemals welche bekämen, noch schlimmer daran seyn, weil die Natur ihrer Sprache ihnen dabei entgegen seyn würde. Eines Tages, da er der Vorstellung des Orpheus zum vierzigsten

große Männer — Rousseau, Voltaire, Lord Chatam, Haller, Garrik und Le Kain — von der Schaubühne der Erde zugleich ab. R. war 1712 gebohren.

mal beigewohnt hatte, sahen ihn einige Liebhaber mit gesenktem Haupte unbeweglich stehen, und wandten sich an ihn mit folgenden Worten: Nun, Herr Rousseau, was sagen Sie — Nationalvorurtheile bei Seite gesetzt — von dieser Oper? Keine Antwort. Endlich richtete er den Kopf in die Höhe; ließ diejenigen, die ihn gefragt hatten, die hellen Thränen sehen, die ihm über die Wangen flossen, und sang mit leiser halberstickter Stimme die Worte der Oper: J'ai perdu mon Euridice; rien n'égale mon malheur! — Welch ein rührender Widerruf!"

In dem zweiten noch ungedruckten Theile der Bekenntnisse sagt R. von sich selbst:

„In meinem Zimmer bete ich seltener und ohne Gefühl: aber beim Anblick einer schönen Landschaft fühle ich mich bewegt. Eine alte Frau konnte, statt aller Gebetsformeln, weiter nichts als O! — hervorbringen. Ihr Bischof sagte zu ihr: gute Frau, fahrt nur fort, so zu beten; euer Gebet ist besser als das unsrige. —— Dieses bessere Gebet ist auch das meinige."

„R. hatte den Montaigne in seiner Jugend gelesen; so oft er in einem spätern Alter ihn zur Hand nahm, fühlte er sich jedesmal gedrungen, ihn wieder wegzulegen. Und warum dieses? Er fühlte,

fühlte, sagte er, dann jedesmal gewisse Schmerzgefühle in seinem Innersten wieder rege werden, die er gerade damals gehabt, als er dieses Buch zum erstenmal gelesen hätte. Auf die nämliche Weise beherrschte ihn seine Einbildungskraft beim Studio der Kräuterkunde. Der Anblick dieser oder jener Pflanze versetzte ihn jedesmal wieder in eben denselben Empfindungszustand, worin er sie zum erstenmal gesehn oder bei einer besondern Gelegenheit bemerkt hatte. Daher machten einige ihm immer neues Vergnügen, indeß er vor andern floh. Zu ersteren gehörte das Wintergrün. Dieses war einst Zeuge einiger seiner glücklichen Augenblicke gewesen; es war daher seine Lieblingspflanze, die er jedesmal mit erneuertem Entzücken betrachtete. So hing die Art seines jedesmaligen Daseyns an Pflanzen und andern Naturgegenständen! Das Vergangene modificirte unaufhörlich sein Gegenwärtiges; und dieser Mann, der ganz Einbildungskraft, ganz Gefühl war, hatte einen Genuß- und Leidenskreis, der sich viel weiter, als bei gewöhnlichen Menschen erstreckte."

„In den letzten Augenblicken des Lebens pflegen die Gesinnungen des menschlichen Herzens sich am meisten ohne Verstellung zu äußern; sie geben daher auch den sichersten Probierstein für die Tu-

genden eines Menschen ab. Hier ist eine Nachricht von Rousseau's Tode, die ein redlicher und wahrheitliebender Augenzeuge mit der größten Genauigkeit aufgesetzt hat."

„Am Mittwoch Nachmittag den 1sten Jul. 1778 machte R. seinen gewöhnlichen Spaziergang mit seinem kleinen Hofmeister. Die Hitze war sehr stark; er hielt, was er sonst selten zu thun pflegte, oft mit Gehen ein, und bat seinen kleinen Gefährten, gleichfalls auszuruhen. Er klagte dabei zuweilen, wie das Kind nachher erzählte, über Kolikschmerzen. Bei seiner Zuhausekunft aber mußten diese gänzlich vergangen seyn, weil seine Frau weder damals, noch beim Abendessen bemerkte, daß er sich nicht wohl befände."

„Am folgenden Morgen stand er zu der ihm gewöhnlichen Stunde auf, und ging aus, um die Sonne aufgehn zu sehn; ein Naturschauspiel, welches ihn immer entzückte, und welches er in seinem Emil so schön beschrieben hat. Er kehrte wieder heim, um zu frühstücken. Seiner Gewohnheit gemäß nahm er eine Tasse Kaffee mit Milch. Seine Frau hatte denselben bereitet, und sowol diese, als auch die Magd, tranken beide mit davon.

„An-

„Unmittelbar darauf bat er seine Frau, ihm zu helfen, sich anzukleiden, weil er gestern Abend versprochen hätte, diesen Morgen auf das Schloß zu kommen. Seine Frau wollte hierauf in wirthschaftlichen Geschäften ausgehen; und er bat sie, einem Schlösser, der etwas für ihn gemacht hatte, seine Bezahlung zu geben, ihm aber ja nichts abzuziehen; denn, fügte er hinzu, er scheint mir ein ehrlicher Mann zu seyn. Und so äußerte er bis auf den letzten Augenblick seines Lebens, diejenigen Gesinnungen der Gerechtigkeit und Redlichkeit, die er Andern mit gleicher Kraft, durch sein Beispiel wie durch seine Schriften empfahl."

„Seine Frau blieb nur einige Minuten weg. Als sie zurückkam, fand sie ihn auf einem Strohstuhl sitzend, den Ellbogen auf eine Kommode gestützt. Sie fragte ihn, was ihm fehle; ob er sich nicht wohl befände? Ich fühle, war seine Antwort, ein Uebelseyn von besonderer Art, eine starke Beängstigung, eine Schwäche, ein allgemeines Schlimmbefinden. Er klagte hierauf bald über ein unleidliches Prickeln in den Fußsohlen, bald über ein Gefühl von Kälte den Rückgrad entlang, wobei ihm wäre, als wenn eine eiskalte Flüssigkeit darin hinunterliefe, bald über einige Brustschmerzen und, besonders in der letzten Stunde seines Lebens, über die allerheftigsten Kopfschmer-

zen, die ihm ruckweise zusetzten. Er drückte dies Gefühl aus, indem er beide Hände an den Kopf legte, und dabei sagte, es wäre ihm, als wenn man ihm die Hirnschale zerrisse. Seine Frau schickte hierauf, um ihm Hülfe zu verschaffen, ohne ihn zu beunruhigen, die Pförtnerfrau nach dem Schlosse, um daselbst anzusagen, daß ihr Mann krank geworden sey. Frau von Gerardin, welche diese Nachricht zuerst empfing, lief sogleich nach Rousseau's Hause; und um die Absicht ihres Besuchs zu einer so ungewöhnlichen Stunde zu verbergen, bediente sie sich des Vorwandes: sie käme, sich bei ihm und seiner Frau zu erkundigen, ob auch der Lärm, den man die Nacht über im Dorfe gemacht hätte, sie nicht im Schlaf gestört habe? „Ah, Madam, antwortete Rousseau, mit einem Ton der Stimme, welcher zu erkennen gab, wie sehr ihre Aufmerksamkeit ihn rührte, ich bin für ihre Güte sehr erkenntlich; aber Sie sehen, daß ich mich nicht wohl befinde, und es ist ein Leiden mehr für mich, sie zum Zeugen meiner Schmerzgefühle zu haben. Ihre eigene Gesundheit ist zu empfindlich, um Andere leiden zu sehn. Sie werden mir daher ein Vergnügen erweisen und zugleich eine Pflicht gegen sich selbst erfüllen, wenn Sie sich entfernen und mich mit meiner Frau allein lassen.“ Frau von Gerardin glaubte seinen Willen erfüllen zu müs-

müssen; sie kehrte nach dem Schlosse zurück, um durch ihre Gegenwart ihm nicht hinderlich zu seyn, sich denjenigen Beistand leisten zu lassen, den sein Uebel zunächst zu erfordern schien.

„Sobald er mit seiner Frau sich allein sah, bat er sie, sich neben ihn zu setzen. — Hier bin ich, mein Lieber; wie befindest du dich jetzt? — Ich leide entsetzlich; aber ich bitte dich, öffne mir das Fenster, damit ich noch einmal jenes Grün sehe. Wie schön es ist! — Was willst du damit sagen, lieber Mann? — Es war immer, antwortete er, mit der allervollkommensten Ruhe, eine meiner Bitten zu Gott, daß ich ohne Arzt und ohne Krankheit sterben mögte, und daß du mir die Augen zudrücktest. Mein Gebet ist seiner Erhörung nahe. Habe ich dir jemals Mißvergnügen gemacht; hast du, seit unserer Verbindung irgend ein Misgeschick erfahren, welches ohne mich dich nicht betroffen haben würde: so bitte ich dich, verzeihe mir's! — Ach, rief sie weinend aus, mir, nicht dir, geziemt es, dich zu bitten, daß du mir den Verdruß und die Sorgen, die ich dir gemacht habe, verzeihen mögest! Aber noch einmal, was willst du damit sagen? — Höre, liebe Frau, ich fühle, daß ich sterbe. Aber ich sterbe in vollkommener Geistesruhe. Ich habe Niemanden jemals Leid zu-

fü-

fügen wollen; ich darf daher auf Gottes Barmherzigkeit hoffen. — — Meine Freunde haben mir versprochen, daß sie über die Papiere, die ich ihren Händen anvertraute, nie ohne deine Einwilligung verfügen wollten; und Herr von Gerardin wird die Güte haben, auf die Erfüllung dieses Versprechens zu halten. Danke ihm und seiner Frau in meinem Nahmen; ich lasse dich in ihren Händen, und ich rechne hinlänglich auf ihre Freundschaft, um die süße Ueberzeugung mit mir zu nehmen, daß sie Vater- und Mutterstelle bei dir vertreten werden. Sage ihnen, daß ich sie um die Erlaubniß bitte, in ihrem Park begraben zu werden; der Platz ist mir gleichgültig. Mein Souvenir gieb meinem kleinen Hofmeister, mein Kräuterwerk dem Fräulein von Gerardin. Gieb auch den Armen des Dorfs etwas, damit sie für mich beten; und daß doch ja das gute Ehepaar, dem ich zu seiner Einrichtung behülflich war, das Geschenk erhalte, welches ich ihm bestimmt hatte. Noch bitte ich dich angelegentlichst, nach meinem Tode meinen Leib von sachverständigen Personen öffnen und über das, was sie bemerken werden, ein genaues Protokoll aufsetzen zu lassen." *)

„Un-

*) Sein Bewegungsgrund hiezu war — seine Sitten zu rechtfertigen und seinen Verläumdern zu be-

„Unterdeß nahmen die Schmerzen zu. Er klagte über heftige Stiche in der Brust und im Kopfe. Da seine Frau unvermögend wurde, sich länger Zwang anzuthun, um ihre Betrübniß zu verbergen: so vergaß er seine eigenen Leiden und suchte sie zu trösten. Siehe, sagte er indem er mit einer Art von Entzücken, wobei er die ganze Kraft seines Herzens zusammenzuraffen schien, nach dem Firmament zeigte, wie rein der Himmel ist! Kein einziges Wölkchen trübt ihn. Ich sehe in ihm den Gott der Erbarmung, der mich in seinen Schooß aufnehmen will!*) — — Bei die-

beweisen, daß seine Schwächlichkeiten nicht von Ausschweifungen herrührten. Die Untersuchung seines Körpers hat ihn von diesem Verdachte völlig freigesprochen. Es ist höchsttraurig, einen Rousseau, von einer solchen Vorstellung noch in den letzten Augenblicken seines Lebens beunruhiget zu sehn. — Man fand bei der Oefnung des Körpers eine Menge wässerichter Feuchtigkeiten, die sich zwischen der Substanz des Gehirns und den Membranen angehäuft hatten, und die vermuthlich die Ursache seines Todes waren, weil man keine andere finden konnte.

*) Da diese Worte auf der mündlichen Aussage seiner Frau beruhen: so können die kleinen Verschiedenheiten in den Nacherzählungen derer, die sie von ihr hörten, nicht befremdlich scheinen.

diesen Worten sank er vorwärts auf den Boden nieder, und riß seine Frau mit sich hin. Sie that ihr möglichstes, ihn wieder aufzurichten; da sie ihn aber sprachlos und ohne Bewegung fand; so brach sie in ein lautes Geschrei aus, worauf die Nachbaren ihr zur Hülfe eilten. Man hob den Körper auf, und legte ihn aufs Bette. — In diesem Augenblicke trat ich hinein; ich ergriff seine Hand, fühlte noch einige Lebenswärme darin, und bildete mir daher ein, daß der Puls noch nicht still stünde. Ich hielt diesen Stral von Hofnung fest, ließ sogleich einen benachbarten Wundarzt holen, und schickte einen Boten nach Paris, um einen Arzt, Rousseau's Freund, so schnell als möglich herbeizurufen. Ich selbst wandte flüchtiges Alkali an; hielt ihm dasselbe unter die Nase, und schüttete ihm zu wiederholtenmalen einige Tropfen davon ein. Umsonst! Die für ihn so angenehme, für uns so traurige Vollendung war geschehen. Lehrte er mich gleich sterben, so hat er mich doch nicht lehren können, seinen Verlust zu ertragen."

„Es ist gewiß, daß R. seine letzte Stunde mit kaltem Blute, ja sogar mit Vergnügen herannahen sahe. Bei seiner Unterwerfung unter die Hand der Vorsehung, und bei seiner Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele, war

es

es schon längst einer seiner Grundsätze geworden, daß er das Ende seines Lebens nicht beschleunigen dürfe, ohngeachtet dieses Leben, der beständigen Leibes- und Seelenleiden wegen, die ihm das Daseyn verbitterten, ihm zur Last war. Der Selbstmord war den Grundsätzen, die er unwiderruflich angenommen hatte, zuwider: allein gewohnt seit einer langen Reihe von Jahren, das Ende des Lebens als den einzigen Zeitpunkt zu betrachten, da es ihm vergönnt seyn würde, die ihn betroffenen Verräthereien und Verfolgungen ganz zu vergessen und zugleich von der Furcht, sie erneuert zu sehen, befreit zu werden, hatte er es niemals hehl, daß der Tod ihm allerdings etwas wünschenswürdiges zu seyn schiene."

„Kurz, alle Umstände, welche vor seinem Tode hergegangen sind, welche ihn begleitet haben und darauf folgten, beweisen, daß er eines natürlichen und keinesweges erzwungenen Todes starb. Hätte er geglaubt, ohne ein Verbrechen zu begehen, sich Gewalt anthun zu dürfen: so würde er es nicht verhehlt haben; er würde wenigstens gegen seine Freunde etwas davon geäussert haben, er, der in seinen Bekenntnissen keinen einzigen seiner Gedanken, keine einzige seiner löblichen oder tadelnswürdigen Handlungen zu verbergen suchte."

Die

Digitized by Google

Die Frau von Stael, Neckers Tochter, hat jetzt eben gleichfalls ein Werkchen über R. geschrieben, welches in jeder Betrachtung besser ausgefallen ist, als das des Hrn. Grafen von Barruel. Es heißt: Lettres sur les ouvrages et le caractère de J. J. Rousseau. Sie hat nur 40 = 50 Exemplare davon drucken lassen, und diese unter ihre Freunde vertheilt; allein wie lange wird es währen, daß man es in allen Buchläden wird kaufen können? Die Verfasserin dringt in Rousseau's Geist, wie in den Character und Sinn seiner Schriften, oft tief genug ein; hin und wieder aber läßt sie sich von der Begierde schön und sinnreich zu schreiben, zu einem Galimatias verleiten, den man auf bestimmte Begriffe zurückzuführen sich umsonst bemüht. Rousseau's Geist characterisirt sie unter andern durch folgende Züge, worin die an sich richtige Beobachtung, daß seine Einbildungskraft das Uebergewicht über seine übrigen Seelenkräfte hatte, und daß er mehr in der Ideenwelt als in der menschlichen Gesellschaft zu Hause war, durch sinnreichklingende Antithesen wo nicht in Unsinn verwandelt, doch bis an die Grenzen des Unsinns hingekünstelt wird: Il n'étoit pas fou, mais son imagination étoit en démence. A force d'être superieur, il étoit prêt d'être (sollte heißen de paroitre) fou. Il avoit une grande puissance de

de raiſon et une extravagance abſolue ſur les objets dont la meſure eſt priſe au dehors de nous. In ihren Metaphern iſt die Verfaſſerin auch nicht immer glücklich. Das alles mögte indeß hingehn. Was ich ihr aber nicht ſo leicht vergeben kann, iſt dieſes: daß ſie, um ihr Schriftchen mit etwas recht Pikanten aufzuſtutzen, auf einige ſchlechtgegründete Scheinbeweiſe hin, das von Rouſſeau's hämiſchen Feinden verbreitete Gerücht beſtätiget, und ihn — des Selbſtmordes beſchuldiget. Ich für mein Theil würde eine ſolche Beſchuldigung gegen einen ſolchen Mann, auch wenn ich die Beläge dazu in Händen hätte, zur Ehre der Menſchheit, ſo ſehr ich könnte, unterdrücken zu müſſen glauben: weil es niemals frommen, wol aber in mancher Betrachtung ſchaden kann, die Schwachheiten und Verirrungen großer Menſchen, die einen beträchtlichen Einfluß auf die Denkungsart und Sittlichkeit ihrer Zeitgenoſſen und der Nachwelt haben, ans Licht hervorzuziehn. Urtheilen Sie daher, wie ſehr ich befremdet ſeyn mußte, die Frau von Stael eine ſolche Beſchuldigung ohne ſtatthafte Beweiſe vorbringen zu hören; und wie angenehm es mir ſeyn müſſe, mich im Stande zu ſehn, Ihnen mit der Nachricht von dieſer Beſchuldigung zugleich die Beweiſe geben zu können, daß ſie ungegründet ſey. Hier haben Sie zuvörderſt die Anklage der

Frau v. St. mit ihren eigenen von mir übersetzten Worten:

„Man wird sich vielleicht wundern, daß ich als etwas Ausgemachtes annehme, Rousseau habe sich selbst das Leben genommen. Aber der nämliche Genfer, von dem ich oben redete (Hr. Mouton) erhielt einige Zeit vor Rousseau's Tode einen Brief von ihm, welcher dies Vorhaben anzukündigen schien. Als er nachher über die letzten Momente desselben die sorgfältigste Nachforschung anstellte, erfuhr er, daß R. an dem Tage, da er starb, zwar bei vollkommener Gesundheit aufstand, aber dennoch äußerte (gegen wen? und wann? Als er aufstand, oder als er sterbend im Lehnstuhl saß?) daß er die Sonne heute zum letztenmal sehen würde; und daß er sich den Kaffee, den er vor dem Ausgehen trank, selbst gekocht habe. Nach einigen Stunden kam er zurück, und da er zu eben der Zeit anfing heftig zu leiden: so wollte er durchaus nicht zugeben, daß man Hülfe für ihn suchte oder Jemanden benachrichtigte. Einige Tage vorher hatte er die niederträchtige Liebe seines Weibes zu einem ganz gemeinen Kerl gemerkt. Diese Entdeckung schien ihn niederzubeugen; er saß acht Stunden lang in tiefen Gedanken am Ufer eines Wassers. Wenn man diese einzelnen Umstände mit

mit dem ihm eigenen Hange zur Traurigkeit und mit dem außerordentlichen neuen Zuwachs an Mistrauen und schreckhaften Empfindungen vergleicht: so kann man, dünkt mich, wol unmöglich länger zweifeln, daß dieser große und unglückliche Mann sein Leben selbst geendiget habe."

Und mich dünkt, man darf diese Umstände, so wie die Fr. v. St. sie hier angegeben hat, nur etwas genauer ansehn und mit einander vergleichen, um sich dadurch schon allein zu überzeugen, daß sie — nichts beweisen. Denn

1. soll R. Brief an den Hrn. Mouton doch nur anzukündigen scheinen, daß er mit dem Vorhaben, sich zu entleiben umgegangen sey. Warum führte man denn nicht lieber Rousseau's Worte selbst an? Dies zu thun würde man, wenn sie mehr als einen bloßen ungewissen Schein enthielten, gewiß nicht ermangelt haben. Wenigstens hätte man dies thun sollen.

2. Zweitens erhielt Hr. Mouton in der Schweitz diesen Brief einige Zeit vor R. Tode; und doch soll das, was R. zum Selbstmorde verleitete, sich erst einige Tage vor seinem Tode ereignet haben. Er kündigte also sein Vorhaben an, noch ehe es sein Vorhaben war; oder — welches auf eins hinausläuft — er meldete seinen

Entschluß, noch ehe das, was ihn zu diesem Entschlusse bewog, vorgefallen war! Das dürfte doch wol ein handgreiflicher Widerspruch seyn.

3. Wenn das angeblich genommene Gift stark genug war, ihn nach Verlauf einiger Stunden zu tödten: so konnte es unmöglich erst zu wirken anfangen, da er, nachdem er es genommen, schon einige Stunden herumgegangen und nun wieder zu Hause gekommen war. Ein gewöhnliches Abführungsmittel äußert seine Wirkung früher.

4. Wer ist der Gewährsmann der Nachrichten, daß R. einige Tage vor seinem Tode die Niederträchtigkeit seines Weibes entdeckt, und daß er deswegen acht Stunden lang in tiefer Schwermuth am Wasser gesessen habe? Ich habe mich zu Ermenonville vergebens darnach erkundiget; niemand wußte etwas davon. Zwei so wichtige Umstände, worauf man eine so wichtige Anklage gründet, hätten entweder gar nicht, oder mit namentlicher Aufrufung unverwerflicher Zeugen angeführt werden sollen. Sie haben aber oben gesehn, daß die Zeugen etwas ganz anders aussagen.

5. Daß R. seinen Kaffee an diesem Tage selbst machte, ist, wie aus obigem Bericht erhellet,

let, eine Unwahrheit. Auch konnte dieser Kaffee nicht vergiftet seyn, weil R. Frau und Magd gleichfalls davon tranken, ohne sich übel darnach zu befinden.

6. Die Liebeshändel der unwürdigen Frau unsers R. fingen, wie zu Ermenonville Jedermann versichert, erst eine Zeitlang nach seinem Tode an; konnten auch wol nicht eher anfangen: weil der Kerl, der sich bewegen ließ, sich mit dem alten Weibe zu beladen, es lediglich um ihrer Pensionen, nicht um ihres alten Gesichts willen that.

7. Daß R., wenigstens noch sechs Tage vor seinem Tode zu Ermenonville vollkommen zufrieden lebte und an nichts weniger dachte, als sich selbst das Leben zu nehmen, erhellet, unter andern, aus folgendem, von einem braven Mann, Hrn. le Begue de Presle, bezeugten Umstande, den ich mit den Worten eines andern braven Mannes, *) der ihn aus dem Munde des ersteren hat, hierherseßen will.

„Sein Freund, Hr. le Begue des Presle (der ihn nach Ermenonville geführt hatte) besuchte

*) Des Hrn. Mercier.

ſuchte ihn daſelbſt den 5ten und den 21ſten Jun. und blieb bei ihm bis zum 26ſten (alſo bis zum ſechsten Tage vor ſeinem Tode; denn er ſtarb den 2ten Jul.) *) Er fand ihn jedesmal vergnügt, jedesmal voll Dankbarkeit gegen ſeine Gaſtfreunde und gegen ihn, ſeinen Freund, der ihn mit jenen in Verbindung gebracht hatte — indem er entweder damit beſchäftiget war, ſeine Compoſitionen von der Familie aufführen zu laſſen, oder ſich mit einem der Kinder abgab, welches er liebgewonnen, dem er Neigung zur Kräuterkunde eingeflößt hatte, und woran er ſchon ſo ſtark hing, daß es ihn ſchmerzte, wenn daſſelbe einmal ausblieb und ihn nicht, wie gewöhnlich, auf ſeinen Spaziergängen begleitete. Er bat ſeinen Freund beim Abſchiednehmen, er mögte ihm Papier zur Fortſetzung ſeines Kräuterbuchs und Farben zu den Einfaſſungen ſchicken, und bei ſeiner Zurückkunft im September ihm Romane und Reiſebeſchreibungen, die er ſeiner Frau und ſeiner Magd vorläſe, auch verſchiedene botaniſche Werke über den

*) Er war auch, wie aus dem nachfolgenden Briefe der Gräfin von Vaſſy erhellet, entweder am Abend vor dem Sterbetage, oder an dem Sterbetage ſelbſt dahin zurückgekehrt, weil er auch an dieſem Tage daſelbſt zugegen war.

Digitized by Google

den Hundszahn (Schoßwurz), über die Mooſe und Schwämme mitbringen, die er den Winter über zu ſtudiren dächte. Er fügte ſogar hinzu, daß er nicht abgeneigt wäre, auch einige noch unvollendete Werke fertig zu machen, wie z. B. die Oper Daphnis, und die Folge des Emils.“

Dieſe Plane, Projecte und Aufträge können doch unmöglich von einem Manne herrühren, der mit dem Gedanken, ſich in einigen Tagen zu entleiben, umging.

8. Was aber die Sache außer allen Zweifel ſetzt, iſt dieſes: daß Hr. v. Gerardin den Körper ſeines entſchlafenen Freundes, dem ausdrücklichen Verlangen deſſelben gemäß,*) in ſeiner und des Hrn. le Begue de Presle Gegenwart von Wundärzten zergliedern und über die gefundene natürliche Urſache ſeines Todes ein Protokoll aufnehmen ließ, welches um ſo weniger Mistrauen erwecken kann, da die Vermuthung, Rouſſeau habe ſeinen Tod durch Gift beſchleuniget, damals noch Niemanden in den Sinn gekommen war.

*) Und würde R. dies verlangt haben, wenn er ſich bewußt geweſen wäre, Gift genommen zu haben, und wenn er dieſe That hätte verheimlichen wollen?

Digitized by Google

Man sagt, daß die Gräfin von Vassy, Tochter des Herrn von Gerardin, der Frau von Stael einen sehr interessanten Brief geschrieben habe, um sie zu überzeugen, daß sie durch ihre übereilte Beschuldigung sich an Rousseaus Schatten versündiget habe. Ich habe mich bemüht, eine Abschrift dieses Briefes zu bekommen; sie war mir auch versprochen: aber bis jetzt ist meine Hofnung unerfüllt geblieben.

Man erlaube mir hier, einen Zusatz einzuzuschieben, den ich erst jetzt, da dieser Brief der Presse übergeben werden soll, beifügen konnte. Jetzt ist nämlich das eben erwähnte Schreiben der Gräfin von Vassy nicht bloß im Original, sondern auch bereits in einer deutschen Uebersetzung zugleich mit der Antwort der Frau von Stael erschienen. Ich theile daher beide, da sie zur Vollständigkeit der obigen Erörterung gehören, meinen Lesern in derjenigen Uebersetzung mit, die sich in der deutschen Ausgabe der Briefe der Frau von Stael (Leipzig bei Kummer 1789) davon findet. Hier sind sie.

Schrei-

Schreiben der Gräfin Alexandrine von Vassy an die Frau von Stael.

Madame,

Rousseau hinterließ bei seinem Tode denjenigen, die um ihn waren, das Andenken seiner Tugenden und die Sorge für seinen guten Nahmen. Mit diesen Ansprüchen wage ich der Briefe zu erwähnen, die Sie über ihn geschrieben haben. Dieses in mehr als Einer Rücksicht vorzügliche Werk wird die Neugierde des Publicums reizen und zugleich befriedigen; und Bedauern über den, der nach Lesung dieser Briefe nicht das nämliche für Rousseau fühlt, was Sie dabei fühlten! Indessen hat man Sie hintergangen, als man Ihnen sagte, daß Rousseau sein Leben selbst geendiget hätte, und dieser durch Sie bekräftigte Irthum, kann von so schlimmen Folgen in Rücksicht der Wirkung, und dem Andenken Rousseau's so nachtheilig werden, daß ich es mir zu einer heiligen Pflicht mache, diese Sage zu widerlegen. Ein Mann, wie er, gehört der ganzen Welt; er überzeugt durch seine Vorschriften, und reißt hin durch sein Beispiel. —

Rousseau's Tod war so rührend, so schön und erhaben, es ist eine so hohe Lehre einen großen Mann zu sehen, der mit Schmerz und

Tod kämpft, die ihm geleistete Hülfe mit Erkenntlichkeit annimmt, und ohne Zittern dem Augenblick seiner Zerstörung entgegen sieht; dies Beispiel war mir selbst, die ich beinah Augenzeugin davon war, so auffallend, daß ich es nicht gleichgültig mit ansehen kann, wenn man Rousseau einer Handlung beschuldiget, an die sein Herz nie dachte, und die allen seinen Grundsätzen widersprochen hätte.

Nein, Madame, Rousseau hat sein Leben nicht freiwillig geendiget, und die Erzählung der Umstände, die seine letzten Augenblicke begleiteten, ist so, wie Sie dieselben vortragen, nicht ganz richtig. Rousseau konnte damals von der Untreue seiner Frau, oder vielmehr der Person, der er die Gunst erwiesen, sie seinen Nahmen führen zu lassen, noch nicht unterrichtet seyn, weil erst ein Jahr nach Rousseau's Tode ihr Betragen eine solche Wendung nahm,*) daß sie nicht länger zu Ermenonville bleiben durfte.

Die Beweise, die ich Ihnen von meiner Behauptung geben kann, sind die Abschrift des Pro-

to-

*) d. i. zum öffentlichen Scandal ward. Denn der Anfang ihrer schändlichen Vertraulichkeit mit dem Bedienten erfolgte, wie man mich zu Ermenonville versicherte, schon früher.

Digitized by Google

kokolls der Wundärzte, das Zeugniß meines Vaters, das des Herrn le Begue de Presle, eines vertrauten Freundes des Verstorbenen, der zur Zeit gerade zu Ermenonville war, endlich ein Aufsatz, welcher die kleinsten Umstände dieses traurigen Vorfalls enthält.

Ihre Theilnehmung an R. Andenken macht Sie würdig die Wahrheit zu hören; die meinige legt mir die Pflicht auf, sie zu sagen, und so bedarf ich keiner Entschuldigung wegen eines Briefes, den sein Bewegungsgrund rechtfertiget. Ich habe die Ehre ꝛc.

de Gerardin, Gräfin
Alexandrine von Vassy."

So sehr man dem Verstande und Herzen der edlen Verfasserin dieses Briefes Gerechtigkeit widerfahren läßt: so wenig begreift man, wie Neckers geistreiche Tochter ihn so beantworten konnte, wie sie gethan hat. Für eine gerade und verständige Freundin der Wahrheit, der es nicht sowol darum zu thun war, die Augen des Publicums durch eine befremdende angebliche Entdeckung auf sich zu ziehen, als vielmehr einen, die Menschheit interessirenden Umstand der öffentlichen Prüfung zu unterwerfen, standen, scheint es,

es, nur zwei Wege offen, die sie bei der Beantwortung jenes Briefes auf eine ehrenhafte und ihrer würdige Weise betreten konnte; der eine, zu sagen: ich hatte mich geirrt, und Ihre Gründe haben mich eines Bessern belehrt; der andere: ich kann meine Beschuldigung noch nicht zurücknehmen, und hier sind meine Gründe! Was thut aber die Frau von Stael? Beides; indem sie mit der einen Hand ein Geständniß ihres Irthums giebt, nimmt sie es mit der andern wieder zurück. Man höre!

Antwort der Frau von Stael auf vorstehendes Schreiben.

Ein Sekretair meines Vaters, aus Genf gebürtig, der den größten Theil seines Lebens mit Rousseau zugebracht hat, ein Anderer, Nahmens Mouton, ein Mann von vielem Geist und ein Vertrauter von Rousseau, haben beide mir dasjenige bezeugt,*) was ich geschrieben habe. Auch habe ich Briefe von Rousseau's Hand gesehen, die er kurz vor seinem Tode **) geschrie-

*) Was konnten diese denn bezeugen, da sie nicht zugegen gewesen waren?

**) Jetzt soll R. diese Briefe kurz vor seinem Tode geschrieben haben; in ihrer ersten Anklage hatte die

ſchrieben, worin der Entſchluß ſein Leben zu endigen nicht undeutlich enthalten iſt. *) Dieſe Umſtände werden meinen Irthum entſchuldigen; denn ſo nenne ich eine Meinung, die Sie beſtreiten. **) Ich wollte Anfangs Ihr Schreiben meinen eigenen Briefen über Rouſſeau beifügen; allein einige darin enthaltene, mich betreffende Schmeicheleien, erregten in mir die Furcht, man mögte vermuthen, es wäre mir mehr an der Bekanntmachung Ihres Beifalls als an R. Rechtfertigung gelegen. ***) Bedarf es denn wol einer

die Verfaſſerin nur behauptet, daß der Schweizer ſie einige Zeit vor R. Tode erhalten habe! Warum giebt man denn, ſtatt dieſer ſchwankenden, ſich widerſprechenden Verſicherungen nicht lieber das Datum der Briefe an?

*) Nun heißt es: iſt; anfangs begnügte man ſich nur mit einem ſcheint. Warum legt man uns denn nicht lieber R. Worte ſelbſt vor?

**) Aus Höflichkeit oder aus Ueberzeugung? In beiden Fällen mußte die Verfaſſerin dabei bleiben; ſonſt war ihre Höflichkeit unhöflich, ihre Ueberzeugung Verſtellung.

***) Für dieſe Beſorgniß wäre Rath geweſen; die beifallgebenden Ausdrücke hätten ja nur dürfen weggeſtrichen werden. Frau v. St. hätte ja nur die beweiſenden Beilagen ihrer Correſpondentin dürfen abdrucken laſſen! Eine Dame, deren Beſchei-

ner Rechtfertigung? Und werden Sie ein Vergehen strenge beurtheilen, welches eine so mächtige Entschuldigung, wie den Druck des Unglücks, mit sich führt?*) Ihnen, Madame, die Sie mit Menschen umgeben sind, die Sie lieben, Ihnen sind dergleichen tiefe Seelenschmerzen unbekannt; aber Ihr Herz ist fähig, sie mitzufühlen und zu verzeihen.**) Gesetzt also auch, ich hätte mich geirrt, so glaube ich Rousseau's Andenken dadurch nicht zu nahe zu treten;***) und da dies

scheidenheit sie nicht gehindert hat, als Schriftstellerin aufzutreten, muß, dünkt mich, aus übertriebener Bescheidenheit nicht etwas unterdrücken wollen, was zur Berichtigung ihrer schriftstellerischen Aeußerungen dienen konnte.

*) Ein Vergehen ist doch immer ein Vergehen, auch wenn es eine noch so mächtige Entschuldigung für sich hat. Warum soll man einen Beschuldigten lieber entschuldigen als rechtfertigen wollen, wenn man letzteres in seiner Macht hat?

**) Warum verzeihen, wo man freisprechen kann?

***) Wirklich nicht? Es wäre für R. Andenken gleichgültig, ob die Nachwelt von ihm glaubte, daß er sich selbst entleibet habe, oder daß er eines natürlichen Todes gestorben sey? Man vermißt hier ein wenig das feine moralische Zartgefühl, wel-

Digitized by Google

dies Werkchen ohnehin nur für meine Freunde bestimmt ist, so verlohnt es sich nicht der Mühe den Fehler zu verbessern;*) es würde dadurch nur den Anstrich einer Wichtigkeit erhalten, die es nicht besitzt und nie besitzen kann. **) Empfangen Sie indessen meinen Dank, und verzeihen Sie, wenn ich nicht so, wie ich es wünschte, den großen Mann, den Sie liebten, seiner würdig geschildert habe. Hätte er je gewußt, wie sehr er von Ihnen geliebt würde, so bin ich überzeugt, daß er nie den Gedanken ge-

welches Neckers Tochter nie verläugnen — selbst gegen die Versuchungen der schriftstellerischen Eitelkeit behaupten sollte.

*) Nicht? Verdient ein Irthum, den man funfzig Freunden beigebracht hat, keine Verbesserung? Und war die Frau v. St., die in unserer großen und schriftstellerischen Welt so gut bewandert ist, nun auf einmal so fremd auf diesem Erdenrunde geworden, um nicht zu wissen, daß das, was man für funfzig Freunde drucken läßt und unter sie vertheilt, im kurzen der ganzen Welt gehört?

**) Was uns wichtig genug schien, gedruckt zu werden, das muß uns auch wichtig genug scheinen berichtiget zu werden, besonders wenn es einen so wichtigen Mann und eine so wichtige Beschuldigung betrift. Die Bescheidenheit ist eine schöne Tugend, besonders an einem Frauenzimmer: aber sie muß auch folgerecht seyn.

Digitized by Google

gefaßt hätte, sein Leben zu endigen.*) Ich habe die Ehre, u. s. w.

Necker, Baroneſſin von Stael.

Genug zur Entkräftung einer Beſchuldigung, die ſchon an ſich ſelbſt ſo unwahrſcheinlich war, daß ſie, rührte ſie nicht von einer achtungswürdigen Perſon her, ganz und gar keine Aufmerkſamkeit verdient hätte!

Die neue Ausgabe von Rouſſeau's Werken, welche Herr Mercier beſorgt, und wovon be=

*) Dies Compliment macht der Artigkeit der Frau Baroneſſin ohnſtreitig Ehre; aber auch ihrer Wahrheitsliebe? Durfte ſie beim Schluß eines Briefes, worin ſie ihre Beſchuldigung einen Irthum genannt hatte, die nämliche Beſchuldigung, als wenn ſie erwieſen wäre, noch einmal wiederholen? Und das ohne die Gegengründe ihrer Correſpondentin widerlegt zu haben? Und das ohne an die Stelle der von jener widerlegten Gründe neue Gründe anzuführen? Wenn das vornehm gedacht iſt, mögte man hier mit Leſſings Paul Werner ſagen, ſo iſt es, bei meiner armen Seele, auch ſehr abgeſchmackt gedacht!

Digitized by Google

bereits einige Lieferungen erschienen sind, wird, wie an Schönheit, so auch an Vollständigkeit, alle andere, die wir bisher davon hatten, weit übertreffen. Sie wird mit Didotschen Schriften gedruckt und mit neunzig saubern Kupferstichen, größtentheils von Marillier gezeichnet und von Ponce gestochen, geziert werden. Wie groß die Nachlese an neuen Handschriften sey, welche Herr Mercier noch aufzutreiben das Glück gehabt hat, kann man daraus schließen, daß diese Ausgabe 34 bis 36 Bände, jeder zu 4 — 500 Seiten in groß Octav gerechnet, stark werden, also wenigstens ein gutes Drittel mehr enthalten wird, als die vollständigste der vorhergehenden Ausgaben enthielt. Auch der zweite Theil der Bekenntnisse wird — wenigstens hat man Hrn. Mercier mehr als wahrscheinliche Hofnung dazu gemacht*) — hinzu kommen. Dies ist aber nicht das einzige Verdienst, welches der Herausgeber sich dabei erwerben wird. Er wird auch die

*) Jetzt, da dieser Brief der Presse übergeben wird, verbreitet sich eine schon gedruckte Copie dieses zweiten Theils der Bekenntnisse. Wenn diese ächt ist, so muß sie von einem Andern hergegeben seyn, als von demjenigen, der sie Hrn. Mercier versprach. Man weiß, daß drei Personen an verschiedenen Orten Abschriften davon besaßen.

die einzelnen Schriften, woraus dieſe Werke beſtehen, in eine beſſere Ordnung bringen, und alles, was dem Inhalte nach zuſammen gehört, neben einander ſtellen. Aus Liebe zu dem großen Mann, dem er dieſes ſeiner würdige Denkmal errichtet, hat er ſich der mühſeligen Arbeit unterzogen, die unzählbare Menge von literariſchen Ausfällen, welche auf R. geſchahen, durchzuleſen und kurze Auszüge daraus zu machen, die er, jeden an ſeinem Orte anbringen, und zugleich nachweiſen wird, wo R. entweder abſichtlich oder zufällig darauf geantwortet oder Rückſicht darauf genommen hat. Mancherlei intereſſante Anecdoten, welche über R. Character und Schriften ein neues Licht verbreiten können, werden überall eingewebt werden. Dies alles, und die außerordentliche Genauigkeit des Drucks, werden dieſe Ausgabe zu einer der ſchönſten, vollſtändigſten, und verdienſtlichſten machen, die wir von irgend einem neuern Schriftſteller bisher erhalten haben. —

Dies von Rouſſeau, dem von ſeinen Zeitgenoſſen verkannten, geſchmähten und gekränkten Dulder! Und ſo viel denn auch für heute! Morgen, wenn ich wieder eine nächtliche Stunde für Sie ſtehlen kann, ſchreibe ich Ihnen noch einmal — ach! zum letztenmal von hier. Sie können

Digitized by Google

nen nicht glauben, wie nahe es mir geht, Paris schon jetzt wieder verlassen zu müssen, zu einer Zeit, da man an diesem Orte innerhalb einer Woche länger lebt, als anderwärts in einem Jahre — vorausgesetzt, daß nicht die Tage, die wir zählen, sondern die größere oder geringere Menge, Mannigfaltigkeit und Neuheit der Empfindungen und Vorstellungen, die unsere Seele beschäftigen, die Länge des Lebens bestimmen. Nach diesem Maaßstabe gemessen, habe ich hier vier volle Jahre gelebt, ohngeachtet ich nur um vier Wochen älter geworden bin. — Gute Nacht, lieber St**!

2.

Achter Brief.

Paris den 26ten Aug. 1789.

Ich halte Ihnen Wort, guter St**! Diese letzte nächtliche Stunde, die ich in Paris — wo ich das Schlafen beinahe verlernt hätte — durchwache, soll für Sie seyn.

Je länger ich hier bin, je aufmerksamer ich die Knospen, die Blüthe und die Früchte der

jungen französischen Freiheit betrachte, und je länger ich das hier angefangene Kreißen des von practischer Philosophie geschwängerten menschlichen Geistes beobachte, welcher gerechte und weise Staatsverfassungen, allgemeine Aufklärung und Völkerglück gebähren zu wollen verheißt: desto inniger und fester wird meine Ueberzeugung, daß diese französische Staatsumwälzung die größte und allgemeinste Wohlthat ist, welche die Vorsehung, seit Luthers Glaubensverbesserung, der Menschheit zugewandt hat, und daß daher das ganze weiße, schwarze, braune und gelbe Menschengeschlecht, rund um den Erdball herum, ein allgemeines feierliches Herr Gott dich loben wir dafür anstimmen sollte. Alle ehemaligen Revolutionen entstanden in Zeiten und in Ländern, wo der menschliche Verstand noch nicht zu hinlänglicher Reife gekommen war, um eine Constitution zu schaffen, welche auf die lautersten Grundsätze der Vernunft, des Rechts und der Billigkeit gegründet wäre; alle andere Völker, welche das Sclavenjoch abschüttelten, sahen sich von dem Augenblicke an, da sie diesen kühnen Schritt gethan hatten, in langwierige und blutige Kriege verwickelt, unter denen ihre ersten provisorischen Einrichtungen, mit den in solchen Fällen unvermeidlichen Uebereilungsfehlern, schon eine gewisse Consistenz erhielten, die sich nachher, auch

auch bei bessern Einsichten, nicht füglich wieder umstoßen ließ. Hier ist nun zum erstenmal eine Revolution, die in jeder Betrachtung unter glücklicheren Vorbedeutungen angefangen ward, die also auch natürlicher Weise eine Constitution verspricht, wie bisher noch keine war; eine Constitution, die alle Vollkommenheiten der englischen in sich fassen und alle Mängel und Unvollkommenheiten derselben ausschließen wird. Hier ist ein Volk, so aufgeklärt, so edel und mild, als es je eins gegeben hat; ein König, so sanft, so lenksam und ehrgeitzlos, als je einer gewesen ist; eine aus zwölfhundert Köpfen bestehende Versammlung von Stellvertretern der Nation, deren größere Hälfte wenigstens aus sehr helldenkenden, geistvollen, kraftbegabten und muthigen Patrioten besteht; und, was das beste ist, diese drei Hauptfiguren in dem großen interessanten Gemählde — Volk, König und Nationalversammlung — umschlingen sich in schönster Harmonie und gehen Hand in Hand gelegt, dem erhabenen Ziele zu. Noch mehr: hier sind — wer weiß wie viel tausend denkende und wohlunterrichtete Bürger, welche durch ihre Debatten am Palais royal, hier sind unzählige wachsame Schriftsteller, welche durch fliegende Blätter, kleine Abhandlungen und Werke, den Berathschlagungen der Volksvertreter zu Hülfe kommen, das Nachdenken derselben leiten,

sie vor möglichen Fehlern warnen, und ihnen eben so viel Enthusiasmus für's Gute, als Vorsicht und Behutsamkeit zur Vermeidung des Bösen einflößen. Hier ist zum erstenmal eine Volksversammlung, die obgleich die Hälfte ihrer Mitglieder aus Edeln und Priestern besteht, doch in ihrer Mehrheit die Gräuel der Hierarchie und des aristokratischen Despotismus — von denen die Menschheit von jeher noch vielmehr, als von der monarchischen Alleingewalt gelitten hat — verabscheuet, verwünscht und mit Stumpf und Stiel auszurotten entschlossen zu seyn scheint. Hier wird alles öffentlich — welch eine Schutzmauer wider Uebereilungen und eigennützige Absichten! — verhandelt, bestritten, festgesetzt. Hier treffen endlich so ungemein glückliche Conjuncturen in ganz Europa zusammen, daß man mit der Vollendung und Begründung der neuen Constitution hoffentlich früher zu Stande kommen wird, als irgend eine bedeutende Macht den Einfall oder das Vermögen haben dürfte, ihnen dabei Hindernisse in den Weg zu legen. Welch ein glücklicher Zusammenfluß von Umständen, die, so lange die Welt steht, in gleichem Maaße noch nie zusammen trafen! Und was läßt sich davon nicht alles hoffen, erwarten, als unausbleiblich vorhersagen! Mein Herz erwärmt und erweitert sich beim Anschauen dieser herrlichen Perspective.

Wir

Wir werden zum erstenmal ein großes Reich sehen, worin das Eigenthum eines Jeden heilig, die Person eines Jeden unverletzlich, die Gedanken zollfrei, das Glauben ungestempelt, die Aeußerung desselben durch Worte, Schriften und Handlungen völlig frei und keinem menschlichen Richterspruch mehr unterworfen seyn wird; ein Reich, worin keine privilegirte, keine gebohrne Volksbedrücker, keine Aristokratie, als die der Talente und der Tugenden, keine Hierarchie und kein Despotismus mehr Statt finden, wo vielmehr Alle gleich, Alle zu allen Aemtern, wozu ihre Verdienste sie fähig machen, fähig seyn und nur Kenntnisse, Geschicklichkeiten und Tugenden einen Vorzug geben werden; ein Reich, wo Recht und Gerechtigkeit für Alle auf gleiche Weise und ohne alles Ansehn der Person werden verwaltet, und zwar unentgeldlich verwaltet werden, und wo Jeder, auch der armseligste Landmann, nicht etwa nur dem Scheine nach, wie in andern Ländern, sondern wirklich in der gesetzgebenden Versammlung repräsentirt werden, also Jeder, auch der armseligste Landmann, Mitregent und Mitgesetzgeber seines Vaterlandes seyn wird. Wer kann bei dieser entzückenden Aussicht, die jetzt doch wahrlich schon mehr als bloße Hofnung ist, verweilen, ohne daß ihm das Herz für alle die süßen menschlichen

Gefühle, die sich seiner dabei bemächtigen, zu enge wird und ihm aus dem Busen springen mögte! Und nun die Folgen, die das alles für Europa, für die Welt haben wird! Ich mögte, indem ich sie überdenke, aufschreien vor Freuden und wie Asmus ein Knospenreis der Freiheit brechen, und mit diesem, wie mit einem Tyrsus, in der Hand, dem herannahenden Frühlinge des allgemeinen Völkerwohls entgegen taumeln:

Denn er kommt mit seiner Freuden Schaar
Heute aus der Morgenröthe Hallen,
Einen Blumenkranz um Brust und Haar,
Und auf seinen Schultern Nachtigallen;

Und sein Antlitz ist ihm roth und weiß,
Und er träuft von Thau und Duft und Seegen —
Ha! mein Thyrsus sey ein Knospenreis,
Und so tauml' ich meinem Freund entgegen.

Zuvörderst werden nun alle Völker der Erde ein Muster von einer Staatsverfassung bekommen, wie es bisher noch keine gab, und wornach jedes die seinige nach und nach abändern oder bei gegebener Gelegenheit umbilden kann. Dann — welch ein electrischer Lichtstrom von Begriffen und Einsichten wird sich nunmehr von hieraus, wo der exaltirte menschliche Geist, frei und kühn, wie ein Adler, sich über die niedrige und dunkle

Sphä-

Sphäre der Vorurtheile hinauf zum Sonnenmeer der Wahrheit schwingt, über alle Nationen der Erde ergießen! Nein, es ist keine Verblendung, es ist unwidersprechliche Thatsache — oder ich erkläre mich selbst für unfähig zu jeder Beobachtung, die über das Sinnliche hinausgeht wenn ich behaupte, daß der menschliche Verstand sich hier jetzt in einem Zustande von Erhebung, Vollkraft, Thätigkeit und Fruchtbarkeit zeigt, worin ich ihn, in solcher Allgemeinheit wenigstens, noch nie beobachtet habe. Ich darf vielleicht sagen, daß ich einigermaßen weiß, was Thätigkeit ist, und was ein arbeitsamer Mann bei einer regelmäßigen Anwendung seiner Zeit, vermag: aber was ich jetzt hier von einzelnen Männern leisten sehe, das, ich gestehe es, ging bisher über alle meine Begriffe. Oder können Sie es vielleicht besser, als ich, begreifen, wie Mirabeau z. B. es macht, wenn er, wie ich Augenzeuge davon war, Tag vor Tag, vom Morgen bis tief in die Nacht hinein, in der Nationalversammlung oder in einem ihrer Büreau's arbeitet, bei jeder nur einigermaßen erheblichen Gelegenheit lange, mit höchster rhetorischer Kunst ausgearbeitete und sogleich druckfähige Reden hält, dabei in jeder freien Zwischenstunde entweder Besucher bei sich aufnimmt oder selbst Besuche giebt, späten Nachtschmäusen beiwohnt u. s. w., und bei dem allen noch oben-

ein wöchentlich drei Hefte seines Courier de Provence schreibt und drucken läßt? Mein Verstand wenigstens steht still dabei. Man gießt hier jetzt, mitten im Geräusch der täglichen öffentlichen Auftritte, die sich einander drängen, Abhandlungen und ganze Werke geschwinder aufs Papier, als ein gewöhnlicher Leser sie lesen oder ein gewöhnlicher Copist, der kein Schnellschreiber ist, sie abschreiben kann. Und — was das befremdendste für mich ist — unter der zahllosen Menge von fliegenden Blättern, Zeitschriften und andern Werken, die ich in diesen vier Wochen hier ans Licht treten sahe, ist mir kaum eins vorgekommen, was, wenn es im Ganzen genommen auch noch so unbedeutend war, nicht irgend einen und den andern frappanten Gedanken, irgend eine und die andere neue und kühne Vorstellungsart darbot, die einen für die Zeit und Mühe des Durchlesens schadlos hielt. Wie wird dieser reissende und überfließende Gedankenstrom, der sich aus der reinen Quelle der Freiheit ergießt, in kurzem ganz Europa überschwemmen! Wie geschwind und wunderbar wird die ganze Ideenmasse der Völker dadurch, nicht bloß anschwellen, sondern auch, vermöge der neuen Mischungen, welche dabei entstehn, in eine für die Ausdehnung des menschlichen Verstandes wohlthätige Gährung gerathen! Und die Folge dieser Folge? — wird, wenn

wenn mich nicht alles täuscht, diese seyn: die großen und kleinen Menschendrücker aller Orten, wo es dergleichen gab, werden, von dem überhandnehmenden Lichte der Vernunft, wie einst Saulus bei dem ihn umleuchtenden Himmelsglanz, erschüttert, von ihren unnatürlichen Ansprüchen freiwillig oder durch Umstände genöthiget, sichtbar nachlassen, und die heiligen Rechte der Menschheit, die hier jetzt ans hellste Sonnenlicht hervorgezogen werden, endlich anerkennen und respectiren lernen! Der Mensch wird wieder Mensch und die Regenten nebst ihren Räthen werden, wo sie es zu seyn aufgehört hatten, wieder Väter der Völker mit genau bestimmten Rechten und Pflichten, wieder die ersten Bürger in ihren Staaten werden! Bürger ist nämlich Jeder, der dem Gesetze unterworfen ist; und das sollte oder wird vielmehr in Zukunft Jeder seyn. — —

O du der Schöpfung Sabbathtag,
Wohl mir, daß ich dich sah!
War's nur im Geist, war's in der That,
Warst fern noch, oder nah;

Genug, daß ich dich sah! — Nun ging'
Ich gern und freudig ein,
Bis mich dein Anbruch wieder weckt,
Ins Todes Kämmerlein!

Ich

Ich finde es unmöglich, Ihnen das Kreißen des menschlichen Geistes, wie ich es oben nannte und wie man es hier jetzt bei jeder Gelegenheit in allen Köpfen bemerkt, so treu und anschaulich darzustellen, als man es hier überall zu beobachten Gelegenheit hat. Es gehörte dazu eine unendliche Menge kleiner Züge, deren Zusammenstellung und schickliche Verbindung mehr Zeit und Studium erfordern würden, als ein armer eilfertiger Reisender, der schon mit einem Fuße in dem zu seiner Abfahrt bestimmten Wagen steht, darauf verwenden kann. Hier ist indeß von hunderten noch Eine Scene, der ich vor ein paar Abenden in der französischen Komödie beiwohnte, und die, in Verbindung mit denen, die schon in meinen vorigen Briefen enthalten sind, doch einigermaßen dazu dienen kann, Ihnen — einen ungefähren Schattenriß davon zu geben.

Man gab Ericie ou la Vestale, ein schon seit zwanzig Jahren existirendes, auch von Hrn. Wittenberg ins Deutsche übersetztes, aber zu Paris erst jetzt zum erstenmal aufgeführtes Trauerspiel von Hrn. Fontanelle. Von dem Spiel der Schauspieler und Schauspielerinnen sage ich Ihnen nichts. Sie wissen — denn Sie haben ja zu Brüssel und an andern Orten französische Schauspieler selbst gesehn — daß diese Nation im tra-

tragiſchen Fache und in Anſehung ſolcher Rollen, die eine natürliche Darſtellung unerkünſtelter Empfindungen erfordern, nie einen Schröder, Brockmann, Iffland, Großmann u. ſ. w. haben konnte, ſo wie wir in Anſehung des feinern Komiſchen und der conventionellen Galanterie der Liebhaberrollen wol nie einen Fleuri haben werden. Je vortreflicher die beiden Hauptperſonen des Stücks, Herr St. Prix, ſonſt auch Gramont genannt, und Mad. Veſtris, nach dem Urtheil der franzöſiſchen Kenner, einige Scenen machten, deſto mehr empörte ſich das deutſche Gefühl gegen das Uebertriebene und Unnatürliche ihres Spiels. Erſterer wüthete und brüllte ſchon im erſten Act mit ſolcher Heftigkeit, daß es nicht wohl möglich war, das Uebertriebene in den folgenden noch weiter zu treiben.

Das Verdienſt des Stücks iſt eine gute Verſification. Um dieſerwillen, vornehmlich aber wegen verſchiedener ſpruchreichen Stellen, die eine Beziehung auf die jetzt herrſchenden Gefühle und Geſinnungen der Nation haben, und welche die franzöſiſchen Schauſpieler muſterhaft zu declamiren verſtehn, ward es ſehr beklatſcht oder vielmehr, ſo oft eine ſolche anſpielende Stelle vorkam, durch überlaute ſchmetternde Zurufungen gebilliget. Bei dem Verſe z. B.

Est-ce un crime en ce lieu d'aimer la liberté?

schrie das ganze Haus, wie aus einem Munde: non! non! non! à Dieu ne plaise! u. s. w. und der Schauspieler mußte einige Minuten einhalten, um das allgemeine Geklatsche und Geschrei erst austoben zu lassen. Kaum war die Ruhe einigermaßen wiederhergestellt, so folgte bald darauf eine andere Stelle, welche ein neues Aufbrausen erregte, wobei von neuem eingehalten werden mußte. Und so ging es das ganze Stück durch, so daß die brausenden Zwischenscenen des Parterres beinahe eben so viel Zeit, als das Stück selbst wegnahmen. Der Schluß des Trauerspiels brachte eine der Absicht des Verfassers ganz entgegengesetzte Wirkung hervor. Die Verwickelung und Auflösung der Handlung war so weit gediehen, daß die Vestalin lebendig begraben werden sollte. Dies konnte nun der Verfasser vor den Augen eines gefühlvollen Publicums unmöglich geschehen lassen. Gleichwol mußte das Stück, wenn's ein Trauerspiel seyn sollte, auf eine tragische Weise endigen; gleichwol war das Grab nun einmal schon aufgeworfen; und die Vestalin war schon an den Rand desselben hingeführt, hob schon den Fuß auf, um hineinzusteigen. In dieser Verlegenheit half er sich durch einen Deus ex machina. Er ließ den verzweiflungsvollen Liebhaber der Dame erscheinen; dieser

ser hatte einen Dolch an der Seite; die Vestalin ergriff denselben, stieß ihn sich in die Brust und — der Liebhaber that an sich das nämliche. So waren die beiden Hauptpersonen aus der Welt, und der Vorhang konnte fallen. Allein das Publicum fand diese heroische Auflösung so armselig, daß es in ein allgemeines lautes Gelächter darüber ausbrach; und unter mehreren misbilligenden Stimmen rief eine überlaut: Ah! le pauvre homme! Comme il fait naufrage au port!

Das Getöse des allgemeinen Geschwätzes, Gelächters und Geschreis war nun in der Zwischenzeit und bis der Vorhang wieder aufgezogen wurde, so allgemein und stark, daß ich von der Musik des Orchestres, ohngeachtet ich nur sechs oder acht Schritt davon saß, oft in Wahrheit nicht einen einzigen Ton unterscheiden konnte. Man sahe, es war etwas in Werk; aber was es eigentlich seyn mogte, was man vor hatte, konnte ich nicht errathen.

Jetzt wurde die Bühne wieder geöffnet. Es sollte noch die Ecole des pères von Moliere gegeben werden. Zwei Schauspieler, welche die beiden Alten des Stücks zu machen hatten, traten auf; sie wollten beginnen: aber umsonst! Das Getöse war noch so laut, daß sie nicht zu

Wor-

Worten kommen konnten. In diesem Augenblicke erhoben sich einige hundert Stimmen zugleich; einige, aber nur sehr wenige, riefen: l'auteur! l'auteur! Die übrigen alle wie aus einem Munde: Charles neuf! Charles neuf! Dies Geschrei dauerte ununterbrochen fort; und die beiden Schauspieler standen unterdeß mit gesenktem Haupte, und harrten des Augenblicks, da der Sturm sich legen und es ihnen vergönnt seyn würde, anzufangen. Allein der Sturm legte sich nicht; er wurde vielmehr immer allgemeiner und stärker, und das Geschrei: Charles IX! Charles IX! ertönte jetzt von dem Parterre an bis zu der Galerie hinauf in tausend und mehr Stimmen zugleich, so daß mir in der That die Ohren davon gellten. Die Schauspieler kehrten endlich um und gingen hinter die Kulissen zurück.

Ich benutzte diese Zwischenzeit, mich von meinem Nachbar belehren zu lassen, was das alles bedeute und was man besonders mit dem Geschrei um Charles IX beabsichtige. Seine Antwort war folgende: es existire schon seit einigen Jahren ein Trauerspiel unter diesem Titel von Hrn. Chenier, welches die Bartholomäus-Nacht zum Gegenstande habe. Der Character der Königin Katharine von Medicis sey darin auf eine Art geschildert, daß das davon entworfene Ge-

Gemählde Zug vor Zug auf eine gewisse andere noch lebende hohe Dame zu passen scheine. Deswegen, und weil ein Erzbischof im priesterlichen Ornat dabei aufs Theater gebracht werden müsse, habe die Censur in die Aufführung dieses Stücks bisher nicht willigen wollen. Jetzt verlange nun aber das Publicum dieses Trauerspiel, und zwar gerade um der beiden Ursachen willen, um derentwillen es ihm bisher wäre vorenthalten worden.

Als mein Nachbar mir diese Nachricht mitgetheilt hatte, trat einer der Lieblingsschauspieler des hiesigen Publicums, Herr Fleuri, auf; und in dem Augenblicke wechselte das brausende Geräusch der Versammlung, welches bis dahin ununterbrochen fortgedauert hatte, mit der tiefsten Stille ab. Der Mann trat hierauf mit einem Anstande, mit einer Miene und mit einem Gange hervor, welche zusammengenommen der vollkommenste Ausdruck von Würde auf der einen, und von Bescheidenheit und Ehrfurcht gegen das Publicum auf der andern Seite waren, die ich je gesehen habe. Die gewöhnlichen drei Reverenze, welche die nämlichen Empfindungen ausdrückten, gelangen ihm, selbst nach dem Urtheile der Pariser, diesmal so meisterhaft, daß Einer im Parterre, unter dem allgemeinen Geklatsche der Uebrigen, laut ausrief: voilà une reverence com-

comme il faut! Fleuri blieb hierauf, bis das Geräusch sich gelegt hatte, in einer halbgebeugten Stellung stehen, und redete sodann das Parterre mit der sanftesten, ehrfurchtvollsten und doch zugleich deutlichsten Stimme folgendermaßen an: Messieurs, est-ce l'auteur que vous demandez? — ist's der Verfasser (des geendigten Stücks nämlich), den Sie zu sehn verlangen? Non! non! non! antwortete das ganze Haus wie aus einem Munde; nous demandons Charles IX! Charles IX! Der Schauspieler senkte hierbei sein Haupt noch etwas tiefer, heftete seine Blicke mit einer Art von Traurigkeit auf den Boden; und erwiederte dann, sobald es wieder still geworden war, Folgendes: Ich habe die Ehre, meine Herrn, Sie zu versichern, daß wir bereit sind, ihren Befehl zu erfüllen, sobald wir die Erlaubniß dazu von der Censur werden erhalten haben. Bei dem Worte Censur sprangen Alle, die bisher noch gesessen hatten, als wenn ein Wetterstral bei ihnen vorbei gefahren wäre, auf die Füße, und im höchsten Affect des Unwillens und unter den lebhaftesten Körperbewegungen riefen einige hundert Personen zugleich dem Schauspieler ihre Protestation gegen alles, was Censur heißt, zu. Da man aber merkte, daß mit diesem unordentlichen und betäubenden Geschrei nichts ausgerichtet werden könnte, so

ward

ward von allen Seiten her: Silence! Asseyez vous, Messieurs! Silence pour l'orateur! gerufen. Das ganze Haus gehorchte diesem Zuruf augenblicklich, und Einer im Parterre, welcher allein stehen blieb, war ipso facto zum Wortführer bestellt. Dieser faßte hierauf die Meinung des Publicums kurz zusammen und sagte, indem er den Schauspieler anredete: mein Herr, in einem freien Staate, wie der unsrige nunmehr ist, giebt es keine Censur, kann es keine geben, darf es und soll es keine geben! Das Publicum ist von nun an der einzige Censor; einen andern giebt's nicht mehr. Ein heftiges Klatschen und Bravorufen gaben dem Schauspieler, der dabei nicht aus seiner ehrerbietigen, aber auch zugleich ruhigen und festen Stellung kam, Zeit auf seine Antwort zu sinnen. Diese gab er endlich, nachdem es wieder still geworden war, in folgenden Worten: meine Herrn, ich bin überzeugt, daß Sie die französische Komödie nicht werden zwingen wollen, eigenmächtig und ohne dazu gehörig autorisirt zu seyn, Gesetze zu übertreten, die ihr seit dem Tage, da sie entstand, immer heilig gewesen sind. Auch diese Antwort, welche Allen vernünftig schien, ward erst beklatscht, und dann erwiederte der Redner: mein Herr, die Gesetze, von de-

nen Sie reden, existiren nicht mehr; die Nation hat sie widerrufen. Abermaliges Geklatsche, abermaliges Beifallrufen! Der Schauspieler antworte: meine Herrn, wenn Sie belieben wollen, uns den Willen der Nation über diesen Punkt auf eine authentische Weise kund zu thun: so wird Niemand bereitwilliger seyn ihn zu ehren, und ihm nachzuleben, als wir. O., versetzte der Redner, es bedarf hierzu von Seiten der Nation keiner neuen Willenserklärung mehr; sie hat sich schon hinlänglich darüber erklärt, indem sie durch ihre Stellvertreter festsetzte: daß die Denkfreiheit zu den unveräußerlichen Menschenrechten gehöre. Dürfen wir aber denken wie wir wollen, so muß es uns auch erlaubt seyn, uns zu vergnügen wie wir wollen, und so müssen wir auch die Stücke, bei denen wir uns am besten vergnügen zu können meinen, selbst bestimmen dürfen. Dieser Schluß war, wie Sie sehen, nicht ganz frei von Sophisterei; auch schien dem gebildeten hiesigen Publico dies nicht zu entgehn: es ward diesmal nur wenig geklatscht. Nach dem noch eins und das andere, was ich übergehen muß, um nicht gar zu weitläuftig zu werden, von beiden Seiten mit Würde und Verstand hin und her ge-

geredet war, that Hr. Fleuri endlich den Vorschlag: ob die Herrn genehmigen wollten, daß man das Stück in der Frage morgen an den Bürgerausschuß auf das Stadthaus schicke, und sich allda erkundigen lasse, ob es der französischen Komödie erlaubt seyn sollte, es ohne weitere Censurformalitäten aufzuführen oder nicht? Dieser Vorschlag ward sowol von dem Redner, als auch von der ganzen Versammlung durch ein allgemeines Ja! angenommen; doch, fügte Ersterer hinzu, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß morgen, spätestens übermorgen Abend an diesem Ort die Antwort erfolgen muß. *) Und so trat der Schauspieler unter Bezeugung seiner ehrfurchtsvollen Dankbarkeit ab, und wurde noch überlaut beklatscht und gepriesen, nachdem er schon lange wieder hinter den Kulissen war.

Ich weiß nicht, ob Sie finden werden, daß ich Recht hatte, indem ich auch diesen Vorgang

*) Nach meiner Zurückkunft habe ich aus öffentlichen französischen Blättern ersehn, daß der Bürgerausschuß zwar eine Zeitlang Bedenken trug, in das Verlangen des Publicums zu willigen, daß aber die Stimme des letztern doch endlich durchdrang, und daß man das Stück, und zwar unter entsetzlichem Zulauf, wirklich aufgeführt hat.

Digitized by Google

zu den tausend kleinen Zügen rechnete, aus denen, wie ich sagte, sich das frappante Gemählde von der hier jetzt herrschenden Empfindungs- und Ideengährung zusammensetzen ließe. Aber das weiß ich ganz gewiß, daß Sie, wenn Sie selbst dabei zugegen gewesen wären, ihn recht sehr passend dazu finden würden. Denn da hätten Sie auch das unbändige Aufbrausen der Versammlung, welches ich Ihnen zwar wol anzeigen, aber nicht mahlen konnte, da hätten Sie zugleich die funkelnden Augen um sich her, die tausend gesticulirenden Hände in der Luft, das kraftvolle Stampfen der Füße und die athletenmäßigen Stellungen des Körpers gesehn, worein das ganze Parterre sich in dem Augenblick warf, da das verhaßte Wort: Censur es auf die Füße brachte. Da hätten sie auch unter den unzählichen Stimmen, welche sich zur Vertheidigung der Freiheit zu denken und sich zu vergnügen erhoben, so manches Wort von großer Bedeutung und Kraft unterschieden, daß Sie keinen Augenblick würden angestanden haben zu gestehen: nur ein exaltirtes, in einem außerordentlichen Empfindungszustande schwebendes Publicum, könne so sich äussern, wie das französische sich hierbei äußerte.

Es ist wol gar keinem Zweifel mehr unterworfen, daß Frankreich künftig der vollkommensten Denk- Preß- und Glaubensfreiheit genießen wird,

wird, wovon man, so lange die Welt steht, jemals ein Beispiel erlebt hat. Zwar ist es der Hierarchie — Gott weiß, durch welche geheime Triebfedern, die man spielen ließ — vor einigen Tagen in der Nationalversammlung dasmal noch geglückt, eine entscheidende Erklärung darüber in dem Entwurf der Rechte des Menschen zurückzuhalten; zwar haben die Feinde der Freiheit des Geistes und des Gewissens dasmal noch Mittel gefunden, diese Erklärung so abfassen zu lassen, daß sie eigentlich gar keine Erklärung ist,*) eigentlich gar nichts entscheidet, sondern die nähere Bestimmung, wie weit die Denk- Preß- und Glaubensfreiheit in Frankreich künftig gehen soll, den erst künftig zu verfertigenden und festzusetzenden Gesetzen zuschiebt. Allein der Unwille der Nation äußert sich hierüber so laut und so allgemein, und die Ideen, welche bei dieser Gelegenheit ins Publicum gekommen sind, führen so viel Licht und Ueberzeugungskraft mit sich, daß man

*) Hier ist sie:

Nul ne peut être inquiété pour ses opinions, même religieuses, *pourvuque leur manifestation ne trouble pas l'ordre public établi par la loi.*

La libre communication des pensées et des opinions est un des droits les plus précieux de l'homme; tout citoyen peut donc parler, écrire, imprimer librement, *sauf à repondre de l'abus de cette liberté dans les cas, déterminés par la loi.*

Digitized by Google

keinen Augenblick zweifeln kann, es werde nach vollendeter Constitution und wenn man zur Gesetzgebung schreiten wird, dahin wirklich kommen, wohin die ganze Nation es gebracht sehen will, zu einer uneingeschränkten Denk- Glaubens- und Preßfreiheit. Dann wird man die in ihrem Gewissen beunruhigten und bedrückten Menschen in andern Ländern eben so haufenweise nach Frankreich hinziehen sehen, als man sie ehemals aus Frankreich in diejenigen Länder auswandern sahe, wo man ihnen, zwar noch lange keine vollkommene, aber doch eine größere Religionsfreiheit bewilligte, als ihr damals noch unduldsames Vaterland ihnen gestatten wollte. Dann wird Frankreich von dem unersetzlichen Schaden, den jene Auswanderungen ihm verursachten, sich nach und nach erholen, und die Reihe, ihren Unverstand zu beklagen, wird an diejenigen Länder kommen, welche sich weigerten, das wohlthätige, dem wahren Geiste des Christenthums so ganz angemessene System einer allgemeinen Religionsfreiheit anzunehmen, und darüber entvölkert wurden.

Ich sagte, daß bei dieser Gelegenheit eine Menge lichtvoller und überzeugender Ideen über diesen Gegenstand sich ins Publicum verbreitet hätten. Zur Probe lege ich Ihnen die Rede des Hrn. Rabaut de Saint-Etienne bei, dieses würdigen reformirten Geistlichen, der unter den auf-

aufgeklärtesten und verdienstvollsten Stellvertretern der Nation an Kopf und Character einer der edelsten und würdigsten ist. Wer mögte dem Manne nicht das Glück beneiden, über einen solchen Gegenstand, an einem solchen Orte, und bei einer solchen Gelegenheit mit Freimüthigkeit geredet zu haben? Auch der einsilbigste Mensch müßte, sollte ich glauben, bei so viel Ursachen zur Begeisterung, zum Demosthenes werden. — Diese Rede machte auch wirklich einen so starken Eindruck, daß selbst derjenige, welcher den Zusatz: pourvuque leur manifestation ne trouble pas l'ordre public, vorgeschlagen hatte — der Curé Hr. du Vieux-Poussauge — mit Enthusiasmus aufsprang und sagte: je retire mon amandement, ich nehme meinen Zusatz zurück! Dennoch fand die Geistlichkeit, wie ich schon oben gesagt habe, diesmal noch Mittel, diesen Zusatz durch eine kleine Stimmenmehrheit durchzusetzen. Allein sie befand sich auch bis jetzt noch im Besitz ihrer Schätze und des damit verbundenen überwiegenden Einflusses; ein Besitz, dessen sie wahrscheinlich sich nicht lange mehr zu erfreuen haben wird. *)

*) Es ist bekannt, daß diese Wahrscheinlichkeit im Octobermonat, wo die Nation die Güter der Geistlichen für die ihrigen erklärte, in Erfüllung gegangen ist.

Ich sollte Ihnen nun billig auch wol noch etwas von denjenigen Gelehrten sagen, die ich hier etwas näher kennen zu lernen das Vergnügen hatte: aber es ist schon über Mitternacht hinaus, und in vier Stunden reisen wir ab. Ich kann daher nur noch mit einigen Federzügen der Güte und Artigkeit Gerechtigkeit wiederfahren lassen, mit der dieselben, und unter ihnen ganz besonders die Herrn Mercier, von Meister und Berquin mich aufgenommen haben, und mir zur Erreichung der Zwecke meines Hierseyns behülflich gewesen sind. Hr. Berquin hat außer den ihnen bekannten Jugendschriften, worin er unsere deutschen Kleinigkeiten dieser Art benutzte, neulich Romanzen herausgegeben, die mit typographischer Ueppigkeit gedruckt sind. Jede Romanze hat ihr eigenes, sehr sauber und schön gestochenes Kupfer, und die Music zu jeder, gleichfalls in Kupfer gestochen, ist hinten angehängt. Hr. v. Meister, dieser an Kopf und Kenntnissen vortrefliche Mann, den die Intoleranz und der Fanatismus seiner Vaterstadt Zürich, wo er ehemals Prediger war, sich zu entvaterlanden bewogen, genießt hier der vollen Achtung einer Nation, die er nunmehr zu der seinigen gemacht hat, und der er zwar durch seltene, aber desto ausgesuchtere literarische Producte seines hellen und tiefen Geistes, die Ehre und den Nutzen zuwendet,

die

die in tolerantern Zeiten die Schweitz und mit ihr Deutschland von ihm gehabt haben würden. Sein letztes, sehr schätzbares Werkchen de la morale naturelle, von Hrn. Didot vortreflich gedruckt, bringe ich mit. Es ist, wie ich höre, von unserm Wieland ganz kürzlich ins Deutsche übersetzt; ein Umstand, der zum Lobe desselben mehr sagt, als alles, was ich darüber sagen könnte. — In dem lieben, guten und braven Mercier habe ich in mehr als Einer Betrachtung einen französischen Leßing gefunden; die nämliche Statur, die nämliche Stellung, den nämlichen Gang, fast die nämliche Stimme, fast das nämliche schiere, ruhige, offene, prätensionsleere runde Gesicht, bis auf die Augen nach, die Leßing schöner, reiner und glanzvoller hatte und die bei Mercier, wie bei einem, der oft Extasen gehabt hat, mehr aufwärts gerichtet und dabei von unten auf ein wenig zugedrückt sind, vornehmlich aber den nämlichen geraden, biedern, anspruchlosen und edeln gesellschaftlichen und sittlichen Character, den wir in unserm Leßing liebten. Dies und die unceremonidse Herzlichkeit, die ich von dem ersten Augenblicke an, da ich seine Bekanntschaft machte, bei ihm fand, zogen mich stark zu ihm hin, und seine Güte kam mir auf halbem Wege entgegen. Er ist ein practischer Philosoph, wie ich deren wenige kenne; schlicht und simpel in seinem

nem Aeußerlichen, wie unser Claudius; genügsam und fast ohne alle andere, als natürliche Bedürfnisse, wie er; wahr und ohne alle Verstellung uud Heuchelei in seinen Gesprächen, in seinem Wandel und in seinen Schriften. Dabei gutmüthig und duldsam im höchsten Grade; aber auch zugleich kühn und beherzt, wie Einer, so bald es darauf ankömmt, Ungehörigkeiten zu rügen und Wahrheiten aufzudecken, welche diejenigen, deren Interesse die Verheimlichung derselben verlangt, allemal zu erbittern pflegen. Er ist endlich — um dies kleine Gemählde von ihm durch den schönsten und wahrsten Zug zu vollenden — einer von den wenigen französischen Schriftstellern, denen die Verbesserung der Sitten ihrer Zeitgenossen durch Verbreitung moralischer und religiöser Grundsätze wichtiger als der Anbau des Reichs der Gelehrsamkeit und des Witzes ist. — Warum dieser Mann, der zur Aufklärung seines Volks und zu der dadurch bewirkten Revolution so vorzüglich mitgewirkt hat, nicht in der Nationalversammlung sitze? — ist eine Frage, welche die Franzosen sich jetzt einander selbst vorlegen. Die wahre Antwort darauf ist: weil Mercier, als ein bescheidener ehrgeitzloser Mann, sich niemals vordrängt, sondern mit dem Platze, worauf die Vorsehung ohne sein Zuthun ihn hinstellt, vollkommen zufrieden ist.

Die

Die übrigen Gelehrten, welche ich etwas näher kennen zu lernen die Ehre hatte, sind: die Herrn de la Lande, d'Anße de Villoison und Marmontel. In ersterem, dessen große astronomische Einsichten ganz Europa kennt und ehrt, fand ich einen sehr liebenswürdigen Mann, voll Simplicität, Offenheit und Gefälligkeit. Er erwies unserer Sprache und unserer Mathematik die Ehre, zu erklären, daß, wenn er sich den Besitz der deutschen Sprache, nur insofern derselbe zum Bücherlesen erfordert wird, für Geld erkaufen könnte, er, seines beschränkten Vermögens ungeachtet, mit Vergnügen 1000 Rthlr. dafür geben mögte. Der zweite, dessen Verdienste um den Homer Sie kennen, vereiniget zweierlei Arten von Kenntnissen, welche in demjenigen Grade, worin er sie besitzt, selten zusammengefunden werden — die des Alterthums, und die des Orts, wo er lebt und desjenigen, was darin vorgeht. So wie er, außer dem Hrn. Barthelemi, in ganz Paris wol ohnstreitig derjenige ist, der das alte Griechenland und Italien am besten kennt: so giebt es auch, sagt man, in ganz Paris keinen Andern, der in Paris selbst mehr zu Hause wäre, als er. Seine Gespräche haben daher sehr viel Unterhaltendes und Lehrreiches, man mag als Gelehrter oder als neugieriger Reisender mit ihm reden. Hr. Marmontel ist ein großer,

statt-

Digitized by Google

ſtattlicher Mann von vieler Würde. Andere beſchuldigen ihn eines übertriebenen akademiſchen Stolzes; ich würde unrecht handeln, wenn ich in dieſen Vorwurf einſtimmen wollte: denn mich nahm er mit vieler Artigkeit und Güte auf. Aber ich war ihm auch als ein Braunſchweiger verkündiget; und dieſer Character war für ihn, der unſer edles Fürſtenpaar perſönlich kennt, mithin verehrt, meine beſte Empfehlung. Er ſchreibt jetzt die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution. Auf meine Frage: wann wir der Erſcheinung derſelben entgegen ſehen dürften? erwiederte er: nicht eher, als nach meinem Tode. Ich ſchreibe, fügte er hinzu, wie ein Todter, der hienieden weiter nichts mehr zu hoffen oder zu fürchten hat.

Und ich, mein lieber St**, ſchreibe Ihnen, wie Sie vermuthlich wol ſchon von ſelbſt werden gemerkt haben, als Einer, der in Paris nur noch einige Stunden übrig hat, die er zu ſeiner Stärkung für die bevorſtehende Reiſe durch einen kurzen Schlummer anwenden muß. Alſo zum letztenmal von hieraus: gute Nacht, ihr Lieben! Acht Tage, nach der Ankunft dieſes Briefes, bin ich ſelbſt, wills Gott! ſchon wieder in euren Armen.

C.

Rede

Rede

des Herrn Rabaut de Saint-Etienne zur Unterstützung der Motion, daß man, bei der Erklärung der Rechte des Menschen, auch das Recht auf eine uneingeschränkte Religionsfreiheit anerkennen mögte.

Meine Herrn,

Da die Versammlung entschieden hat, daß der Satz desjenigen Mitgliedes, welches seine Meinung vor mir sagte, untersucht werden soll: so ist es mir erlaubt, ihn zu widerlegen und die gefährlichen Grundsätze, worauf er baute, ans Licht zu ziehen.

Er hatte die Güte zu bekennen, daß man freilich kein Recht habe, in die geheimen Gedanken der Menschen einzudringen: aber damit hat er wahrlich weder eine sehr merkwürdige, noch eine tiefsinnige Wahrheit gesagt. Denn nie ist es ja wol in irgend eines Tirannen Sinn gekommen, in das Geheimniß der Gedanken eingehen zu wollen; und selbst der armseligste Sklav behauptet ohne allen Zweifel eine Freiheit, die mein Vorgänger freien Menschen verwilligen zu wollen die Güte hat.

Er

Er fügte hinzu: die Bekanntmachung der Gedanken könne sehr gefährliche Folgen haben; über diese müsse daher nothwendig gewacht werden, und das Gesetz müsse zu verhindern suchen, daß man seine Gedanken gar zu frei äußerte: denn dadurch wären eben die neuen Religionen entstanden. Es fehlte hier weiter nichts, als daß man nun auch auf der Stelle ein Gericht ernannte, welches die Aufsicht darüber führen sollte.

Nun behaupte aber ich von meiner Seite, daß jenes Gutachten, so ausgedrückt, ungemein geschickt seyn würde, uns wider dem Despotismus der Inquisition zu unterwerfen; wofern nicht schon die Stimme des Publicums, an welches der Gutachtende appellirt hat, die seinige laut verworfen hätte.

Das ist gerade die Sprache, welche die Unduldsamen von jeher geführt haben; die Inquisition selbst war auf keine andere Maximen gegründet. Auch sie sagte in ihrer süßlichen und gemäßigten Sprache immer: daß man die Gedanken freilich nicht antasten dürfe; daß in Ansehung der Meinungen Jedermann frei sey, wofern er sie nur nicht äußern wollte; daß aber die Aeußerung derselben die öffentliche Ordnung stören könnte, und daß daher das Gesetz gar sorgfältig darüber wachen müßte. Durch solche Grund-

Grundsätze brachten die Unduldsamen es dahin, daß man ihnen jenes Aufseheramt übertrug, welches die Denkkraft, so viele Jahrhunderte hindurch, unterjocht und gefesselt hat.

Wäre diese Maxime immer gültig gewesen: so gäbe es keine Christen, meine Herrn. Es gäbe kein Christenthum, wenn die Heiden, denen diese Grundsätze nicht unbekannt waren, ihnen immer getreu geblieben wären; wenn sie über die Bekanntmachung neuer Meinungen sorgfältig genug gewacht und immer fortgefahren hätten zu behaupten, daß die öffentliche Ordnung darunter litte.

Die Ehre, die ich mit Ihnen, meine Herrn, theile, ein Stellvertreter der Nation und ein Mitglied dieser ehrwürdigen Versammlung zu seyn, giebt mir das Recht, auch meine Meinung über die Frage zu sagen, die Sie jetzt beschäftiget.

Ich begehre es nicht zu läugnen, daß ich bei der Sache, die ich vertheidige, selbst interessirt bin. Dies könnte meiner Vertheidigung ein ungünstiges Vorurtheil zuziehn; aber die Schutzrede eines Mannes, der für seine Rechte streitet, sollte doch, meine ich, deswegen, weil es seine eigenen Rechte sind, Niemanden verdächtig

scheinen. Wenn der unglückliche Sklav vom Jura-Gebirge vor dieser ehrwürdigen Versammlung erschiene: so würde er Ihnen, meine Herrn, die größte Theilnehmung, aber keinesweges ein ungünstiges Vorurtheil einflößen. Hierzu kommt, daß ich mich eines heiligen Auftrages entledige, daß ich meiner Vorschrift nachkomme, daß ich den Willen meiner Absender erfülle. Es ist eine Landvogtei von 360,000 Einwohnern, worunter über 120,000 Protestanten sind, die ihren Stellvertretern aufgetragen hat, sich bei Ihnen um die Ergänzung des Edicts vom November 1787 zu bewerben. Eine zweite Landvogtei in Languedoc und verschiedene Amtmannsschaften des Königreichs, haben den nämlichen Wunsch dargelegt, und ersuchen Sie für die Nichtkatholiken um Freiheit der öffentlichen Uebungen ihrer Religion. *)

Ich gründe mich, meine Herrn, auf Ihre eigenen Grundsätze, indem ich Sie bitte, in einem besondern Artikel zu erklären: das jeder Bürger in Ansehung seiner Meinungen frei sey, daß er das Recht habe, seinen Glauben

*) Hier stand eine Menge von Deputirten auf, und riefen: daß ihre Hefte den nämlichen Wunsch enthielten. Alle, alle! riefen andere dazwischen.

ben durch öffentliche Gottesverehrungen an den Tag zu legen, und daß er seiner Religion wegen von Niemanden beunruhiget werden müsse.

Ihre Grundsätze nämlich sind, daß die Freiheit ein gemeinschaftliches Gut sey, und daß alle Bürger ein gleiches Recht daran haben. Dem zufolge muß die Freiheit allen Franzosen ohne Ausnahme und auf einerlei Weise angehören. Alle haben ein Recht daran; oder dieses Recht hat keiner. Wer sie auf eine ungleiche Weise austheilen will, der kennt sie nicht. Wer, es sey in welcher Sache es wolle, die Freiheit Anderer angreift, der greift seine eigene an, der verdient die seinige zu verlieren, unwerth eines Geschenks, dessen ganzen Werth er nicht zu würdigen versteht.

Ihre Grundsätze sind, daß die Freiheit der Gedanken und Meinungen ein unveräußerliches und unverjährbares Menschenrecht sey. Diese Freiheit, meine Herrn, ist unter allen die heiligste; sie liegt außerhalb der Grenzen menschlicher Herrschaft; sie wohnt, wie in einem unverletzlichen Heiligthum, in der Tiefe unsers Gewissens, wohin kein Sterblicher zu dringen das Recht hat; sie ist die einzige, welche die Menschen den Ge-

setzen der gemeinschaftlichen Verbindung nicht unterworfen haben. Sie zu beschränken, ist eine Ungerechtigkeit; sie anzutasten ein Tempelraub.

Ich behalte mir vor, in der Folge darauf zu antworten, wenn man mir etwan einwerfen wollte: daß man dem Gewissen der Dissidenten keine Gewalt anthue, indem man ihnen den öffentlichen Gottesdienst untersage. Ich hoffe beweisen zu können, daß das allerdings eine Ungerechtigkeit erster Art sey; daß das allerdings das Gewissen selbst antasten und ihm Gewalt anthun heiße; daß es unduldsam, verfolgungssüchtig, ungerecht, mit einem Worte, so an Andern handeln heiße, wie wir nicht wünschen, daß man an uns handeln möge.

Aber da ich die Ehre habe, zu Ihnen, meine Herrn, zu reden, um Sie zu ersuchen, in die Erklärung der Rechte des Menschen einen festen und bestimmt ausgedrückten Grundsatz aufzunehmen, auf den Sie einst gerechte Gesetze, die Nicht-Katholiken betreffend, bauen können: so muß ich erst ein Wort über die Lage derselben in Frankreich reden.

Die Nicht-Katholiken — vielleicht giebt es einige unter Ihnen, meine Herrn, welche dies

noch

noch nicht wissen — haben durch das Edict vom November 1787 weiter nichts erhalten, als was man ihnen nicht verweigern konnte. Ja, weiter nichts, als was man ihnen nicht verweigern konnte — ich wiederhole es, nicht ohne ein wenig schamroth dabei zu werden. Es ist dies keine Beschuldigung ohne Grund; es ist der eigene Ausdruck des Edicts selbst. Dieses mehr berühmte als gerechte Gesetz, setzt die Form fest, unter welcher die Gebohrnen, die Verehelichten und die Gestorbenen unter ihnen einregistrirt werden sollen; es erlaubt ihnen also einiger bürgerlichen Rechte zu genießen und ihr Gewerbe zu treiben — das ist alles!

So, meine Herrn, hat man in Frankreich noch im achtzehnten Jahrhundert die Maxime barbarischer Zeiten befolgt, die Nation in eine begünstigte und unbegünstigte Caste zu theilen; so hat man es sogar für einen Fortschritt in der Gesetzgebung gehalten, daß Franzosen, die seit hundert Jahren verbannt waren, wieder erlaubt worden ist, ihr Gewerbe zu treiben, d. i. zu leben, und daß man ihre Kinder von der Schmach der unehelichen Geburt befreit hat! Noch sind die Formalitäten, denen das Gesetz sie unterworfen hat, mit Zwang und Fesseln verbunden; und die Vollziehung dieses Gnadengesetzes hat in die-

jenigen Provinzen, worin Protestanten leben, nichts als Betrübniß und Unordnung gebracht. Doch dies ist ein Gegenstand, gegen welchen ich meine Stimme erst dann erheben werde, wann Sie zur Entwerfung der Gesetze werden gekommen seyn. Unterdeß, meine Herrn, — so groß ist der Unterschied, den man zwischen Franzosen und Franzosen gemacht hat! — sind die Protestanten vieler Vortheile der Gesellschaft beraubt. Jener Ehrenlohn des Muths und der dem Vaterlande geleisteten Dienste, das Odenskreuz, ist ihnen versagt; denn versagt nenne ich für Männer von Ehre, für Franzosen, einen Ehrenlohn, der nur durch Heuchelei erworben werden kann. Endlich, meine Herrn, um das Maaß der Demüthigung und der Schmach voll zu machen, hat man sie, als Strafbare, als Geächtete ihrer Gedanken und Meinungen wegen, der Freiheit des öffentlichen Gottesdienstes beraubt. Die Strafgesetze (und welche Gesetze, die auf dem Grundsatze beruhen, daß der Irthum ein Verbrechen sey!) die Strafgesetze gegen ihren Gottesdienst, sage ich, sind nicht aufgehoben worden; in verschiedenen Provinzen sehen sie sich gezwungen, ihn bei jeder Witterung in der Wildniß zu halten; sich wie Verbrecher der Tirannei des Gesetzes zu entziehn, oder vielmehr dies Gesetz, seiner Ungerechtigkeit wegen lächerlich zu

ma-

machen, indem sie sich nicht daran kehren, es vielmehr täglich übertreten.

So, meine Herrn, geschieht es, daß die Protestanten für's Vaterland alles thun, und daß das Vaterland sie mit Undankbarkeit behandelt; daß sie ihm als Bürger dienen, und daß es mit ihnen, als mit Geächteten verfährt; daß sie ihm als Menschen dienen, die von Ihnen frei gemacht wurden, und daß es sie nichts desto weniger als Sklaven behandelt. Aber es giebt jetzt endlich einmal eine französische Nation, und an diese appellire ich im Nahmen zweier Millionen nützlicher Bürger, welche das ihnen, als Franzosen, zustehende Recht zurückfodern. Ich denke nicht so ungerecht von ihr, um es für möglich zu halten, daß sie das Wort Intoleranz über uns aussprechen könne; dies Wort ist aus unsrer Sprache verbannt, wird wenigstens nur als eins von jenen barbarischen und veralteten Wörtern aufbewahrt werden, deren man sich nicht mehr bedient, weil die ihnen entsprechende Idee vernichtet worden ist. Aber auch nicht die Toleranz, meine Herrn, nein, die Freiheit ist es, die ich zurückfodere. Toleranz — Nachsicht — Verzeihung — Gnade — welche höchst ungerechte Ideen, in Beziehung auf Dissidenten gedacht, so lange es wahr ist, daß eine

Abweichung in Meinungen und religiösen Begriffen kein Verbrechen seyn kann! Toleranz! Ich verlange, daß dies Wort nunmehr selbst geächtet werde; und das wird es, dieses ungerechte Wort, welches uns unter einem Gesichtspunkte zeigt, wo wir nur als mitleidswürdige Bürger und als Verbrecher erscheinen, denen verziehen wird, von solchen verziehen wird, die oft ein bloßes Ungefähr und die Erziehung zu einer Art zu denken gebracht haben, worin sie von der unsrigen abgehn. Der Irthum, meine Herrn, ist kein Verbrechen; wer ihn annimmt, nimmt ihn für Wahrheit an; ihm ist er Wahrheit; er fühlt sich gedrungen, sich dazu zu bekennen, und kein einzelner Mensch, keine menschliche Gesellschaft hat das Recht, es ihm zu erbieten.

O meine Herrn! wo ist bei der allgemeinen Vertheilung der Irthümer und Wahrheiten, welche die Menschen einander zuschreiben, einander übertragen oder einander streitig machen, wo ist der Mann, der zu behaupten wagt, daß er sich nie geirrt habe, daß die Wahrheit immer auf seiner Seite, daß der Irthum immer auf der Seite Anderer gewesen sey?

Ich begehre also, meine Herrn, für die französischen Protestanten, für alle Nicht-Katho-

tholiken des Königreichs das, was Jeder von Ihnen für sich begehrt: Freiheit und gleiche Rechte. Ich begehre sie auch für jenes aus Asien vertriebene, fast seit achtzehn Jahrhunderten immer herumirrende, immer verbannte, immer verfolgte Volk, das unsere Sitten und unsere Gebräuche annehmen würde, wenn unsere Gesetze es unserm Staate einkörpern wollten, und dem wir aus dem niedrigen Grade seiner Sittlichkeit keinen Vorwurf machen müssen, weil dieser die Frucht unserer Barbarei, die Folge der Erniedrigung ist, wozu wir ungerechter Weise es verdammt haben.

Ich begehre, meine Herrn, alles, was Sie für sich begehren: daß alle französische Nicht-Katholiken allen andern Bürgern in allem, und zwar ohne irgend eine Ausnahme, gleich gemacht werden, weil auch sie Bürger sind, und weil das Gesetz, und weil die Freiheit, die immer unpartheiisch seyn müssen, bei der strengen Ausübung ihrer Gerechtigkeit nicht ungleich verfahren können.

Und wer von Ihnen, meine Herrn, — verzeihen Sie mir die Frage — hätte das Herz, wer von Ihnen wünschte, wer von Ihnen verdiente, der Freiheit zu genießen, wenn er zwei

Millionen seiner Mitbürger durch ihre Knechtschaft mit dem falschen Prunk einer Freiheit im Abstich sähe, die, weil sie ungleich vertheilt wäre, aufhörte Freiheit zu seyn? Was könnten Sie ihnen antworten, wenn sie Ihnen vorwürfen, daß Sie ihre Seelen in Fesseln hielten, indessen Sie die Freiheit sich nur allein zueigneten? Und wozu, ich bitte Sie, diese Aristokratie der Meinungen, wozu dieses Lehnsystem der Gedanken, welches zwei Millionen Bürger zu einer schimpflichen Knechtschaft herabwürdigte, weil sie — Ihren Gott auf eine andere Weise, als Sie, anbeten?

Ich begehre für alle Nicht-Katholiken, was Sie für sich begehren: gleiche Rechte und Freiheit; die Freiheit ihrer Religion, die Freiheit ihres Gottesdienstes, die Freiheit ihn in Häusern zu halten, welche zu diesem Zwecke geheiliget sind, die Gewißheit, bei dieser ihrer Religion künftig eben so wenig, als Sie bei der Ihrigen, beunruhiget zu werden; die völlige Gewißheit von dem gemeinschaftlichen Gesetze, im gleichen Grade mit Ihnen und auf gleiche Weise mit Ihnen geschützt zu seyn.

Leiden Sie nicht, meine Herrn — edelmüthige und freie Nation, leide es nicht, daß man dir

Digitized by Google

dir das Beispiel der noch unduldsamen Völker vorhalte, welche deine Religion bei sich verbannen. Du bist nicht dazu gemacht, Beispiele anzunehmen, sondern sie zu geben; und es ist ein falscher Schluß, daß, weil es noch ungerechte Völker giebt, du gleichfalls ungerecht seyn müssest. Europa, welches nach Freiheit strebt, erwartet große Lehren von dir; und du bist es werth, sie ihm zu geben. *) Das Gesetzbuch, welches du machen wirst, müsse allen andern zum Muster dienen können und ohne Makel seyn. Sollen aber Beispiele dennoch angeführt werden, so ahmen Sie, meine Herrn, das jener edelmüthigen Amerikaner noch, welche an die Spitze ihres bürgerlichen Gesetzbuches den heiligen Grundsatz einer allgemeinen Religionsfreiheit gestellt haben; jener Pensilvanier, sage ich, die da erklärt haben, daß Alle und Jede, die einen Gott anbeten, nach was für einer Weise sie ihn auch immer anbeten mögen, sich aller Rechte eines Bürgers zu erfreuen haben sollen; jener sanften und weisen Be-

*) Und du giebst sie ihm, edles Volk, im vollen Maaße; und Europa wird dir danken, wenn gleich einige seiner Kinder, die den Staar haben und nicht sehen können, was du ihnen giebst, die wohlthätige Hand verhöhnen, durch welche der Himmel uns jetzt seinen besten Segen reichen läßt.

Digitized by Google

Bewohner von Philadelphia, die alle Arten von Gottesdienst bei sich aufgenommen haben, die zwanzig verschiedene Tempel verschiedener Religionsverwandten in ihren Mauern sehen, und die vielleicht eben dieser tiefen Kenntniß des Wesens der Freiheit diejenige Freiheit verdanken, die sie sich erworben haben.

Endlich, meine Herrn, komme ich noch einmal auf meine Grundsätze — auf Ihre Grundsätze zurück; denn es sind ja die Ihrigen, Sie haben sich ja das Eigenthum derselben durch ihren Muth erworben, und Sie haben sie im Angesicht der Welt geheiliget, als Sie erklärten: daß alle Menschen frei und einander gleich gebohren werden, und so auch bleiben.

Die Rechte aller Franzosen sind die nämlichen; alle Franzosen sind sich gleich am Recht.

Ich sehe daher schlechterdings keinen Grund, warum ein Theil der Bürger dem andern sagen dürfte: ich will frei seyn, du aber sollst es nicht seyn!

Ich sehe schlechterdings keinen Grund, warum ein Theil der Franzosen dem andern sagen dürfte: eure Rechte und die unsrigen sind ungleich; wir sind in unserm Gewissen frei, ihr hingegen könnt

in

in dem eurigen es nicht seyn, weil wir das nicht haben wollen.

Ich sehe schlechterdings keinen Grund, warum der unterdrückte Theil ihm nicht sollte antworten können: vermuthlich würdet ihr anders reden, wenn ihr die kleinste Zahl ausmachtet; euer ausschliessender Wille ist weiter nichts, als das Gesetz des Stärkeren, und diesem bin ich nicht verbunden zu gehorchen. Dieses Gesetz des Stärkern konnte unter dem despotischen Regiment eines Einzigen gelten, dessen Wille allein Gesetze gab; allein bei einem freien Volke, bei einem Volke, dem die Rechte eines Jeden heilig sind, kann es mit nichten gelten.

So wenig, wie Sie, meine Herrn, weiß ich, was ein ausschliessendes Recht sey; ich kann kein ausschliessendes Vorrecht, es sey worin es wolle, anerkennen: aber ein ausschliessendes Vorrecht in Meinungen, im Gottesdienst, scheint mir vollends der Ungerechtigkeiten höchste zu seyn. Sie können nicht ein einziges Recht haben, welches ich nicht auch hätte; üben Sie eins aus, so muß ich es auch ausüben dürfen; sind sie frei, so muß ich auch frei seyn; wenn Sie Ihren Glauben öffentlich bekennen können, so muß ich den meinigen gleichfalls öffentlich bekennen können; dürfen Sie nicht beunruhiget werden, so

darf

darf man mich auch nicht beunruhigen; und wenn Sie nun, trotz der Augenscheinlichkeit dieser Grundsätze, uns demohngeachtet unsern öffentlichen gemeinschaftlichen Gottesdienst unter dem Vorwande untersagen wollten, daß Ihrer viele, unserer aber nur wenige sind: so wäre das weiter nichts, als das Gesetz des Stärkern, es wäre die höchste Ungerechtigkeit, und Sie sündigten gegen Ihre eigenen Grundsätze.

Sie werden sich also, meine Herrn, dem Vorwurfe nicht aussetzen wollen, daß man von Ihnen sagen könne: Sie hätten sich gleich beim Anfange Ihrer heiligen Gesetzgebung selbst widersprochen; erst hätten Sie vor einigen Tagen erklärt, daß alle Menschen an Rechten einander gleich wären, und nun erklärten Sie heute, daß die Menschen an Rechten ungleich wären; erst hätten Sie festgesetzt, daß dem Menschen die Freiheit zukomme, alles zu thun, was Niemanden schaden könne, und nun setzten Sie heute fest, daß zwei Millionen Ihrer Mitbürger nicht die Freiheit hätten einen öffentlichen Gottesdienst zu halten, der doch auf der Welt Niemanden schaden kann.

Sie sind zu weise, meine Herrn, um aus der Religion einen Gegenstand des Eigendünkels

zu

zu machen, und der Unduldsamkeit des Hochmuths und der Herrschsucht, die fast funfzehn Jahrhunderte hindurch Ströme von Menschenblut hat fließen lassen, eine Unduldsamkeit der Eitelkeit unterzuschieben. Sie werden es sich nicht befremden lassen, daß es Menschen giebt, die anders denken als Sie, welche Gott auf eine andere Weise verehren als Sie; und Sie werden die Verschiedenheit der Vorstellungsarten nicht für ein Unrecht halten, welches man Ihnen thut. Belehrt durch eine lange und blutige Erfahrung ganzer Jahrhunderte, belehrt durch die Fehler ihrer Väter und durch das dadurch verdiente Misgeschick derselben, werden Sie zuverläßig sagen: es ist Zeit, das unmenschliche Schwert, das noch von dem Blute unserer Mitbürger triefft, in die Scheide zu stecken; es ist Zeit, diesen unsern Mitbürgern ihre so lange verkannten Rechte wieder zu geben; es ist Zeit, die ungerechten Scheidewände, die sie von uns absonderten, einzureißen, und sie ein Vaterland lieben zu lehren, welches sie ehemals verbannte, sie aus seinem Schooße stieß.

Sie sind zu weise, m. H., um sich den Gedanken zu erlauben, daß es Ihnen vorenthalten sey, etwas zu bewerkstelligen, was alle Menschen, die seit sechstausend Jahren lebten, zu-

sam-

sammengenommen nicht haben bewerkstelligen können — die Menschen alle zu einer einzigen Art von Gottesverehrung zu vereinigen. Sie werden nie glauben, daß es der Nationalversammlung vorbehalten sey, eine Verschiedenheit aufzuheben, welche immer da war, und daß Ihnen ein Recht zustehe, wovon Ihr Gott selbst keinen Gebrauch machen wollte.

Ich unterdrücke, m. H., eine Menge von Bewegungsgründen, welche zwei Millionen unglücklicher Mitbürger Ihnen interessant und werth machen könnten. Ich könnte sie Ihnen vorführen, besprützt mit dem Blute ihrer Väter, und bezeichnet mit Schwielen, die von ihren eigenen Fesseln herrühren. Aber mein Vaterland ist jetzt frei, und gleich ihm, will ich vergessen der Uebel, die wir mit ihm gemeinschaftlich erduldeten, sammt den größern Leiden, unter denen wir allein erlagen. Ich begehre nur, daß es jetzt sich seiner Freiheit würdig zeige, indem es alle seine Bürger ohne Unterschied des Standes, der Geburt und der Religion einen gleichen Antheil daran nehmen läßt, und daß Sie den Dissidenten eben das verwilligen mögen, was Sie sich selbst zueignen.

Ich

Ich schließe daher, m. H., in Erwartung der Zeit, da Sie alle, die Nicht-Katholiken betreffende Gesetze abschaffen und sie den übrigen Franzosen völlig gleich machen werden, mit der Bitte, daß Sie vorläufig folgenden Artikel in die Erklärung der Rechte des Menschen aufnehmen mögen:

Jeder Mensch ist frei in Ansehung seiner Meinungen; jeder Bürger hat das Recht, seinen öffentlichen Gottesdienst frei zu halten, und Niemand darf seiner Religion wegen beunruhiget werden.

Noch fügte der Verfasser, nachdem er schon geendiget hatte, folgende Worte hinzu:

Meine Herrn,

Ich besorge nicht, mir Ihr Misfallen zugezogen zu haben, indem ich, meiner Vorschrift gemäß, Ihnen den Wunsch meiner Absender vorgetragen und Sie um einen freien öffentlichen Gottesdienst für eine zahlreiche Menge Ihrer Mitbürger gebeten habe, die durch Ihre Grundsätze eingeladen werden, an Ihren Rechten Theil zu nehmen. Ich glaubte sogar, der rührenden Würde ihrer

Sache schuldig zu seyn, den ehrwürdigen Character eines Stellvertreters der Nation auf einen Augenblick abzulegen, um gewissermaaßen den eines Flehenden anzunehmen. Es schien mir, daß die Maximen, die wir in dieser Sitzung noch einmal hatten anregen hören, diese Sprache nöthig machten, und daß ich Ihre Menschlichkeit auch durchs Gefühl interessiren müßte, nachdem ich versucht hatte, sie durch Vernunftgründe zu überzeugen.

Ich habe aber noch Eine wichtige Anmerkung hinzuzufügen; diese nämlich: daß der freie Gottesdienst, um den ich Sie bitte, ein gemeinschaftlicher Gottesdienst ist. Jeder Gottesdienst ist nothwendig eine gemeinschaftliche Verehrung, die von Mehreren zugleich angestellt wird. Die Gottesverehrung eines Einzigen heißt Anbetung, heißt Gebet. Sie wissen aber alle, daß es nie eine Religion ohne öffentlichen Gottesdienst gab, und daß dieser immer in einer Vereinigung Mehrerer bestand. Christen können einen solchen Gottesdienst ihren Mitchristen nicht versagen, ohne ihren eigenen Grundsätzen entgegen zu handeln: denn alle glauben, daß ein gemeinschaftlicher Gottesdienst nothwendig sey.

Ich

Ich habe noch eine zweite Anmerkung zu machen, die nicht minder wichtig ist; diese nämlich: daß der Begriff von einem gemeinschaftlichen Gottesdienst ein Lehrsatz, ein Glaubensartikel ist. Es ist also auch eine religiöse Meinung, im strengsten Sinn des Worts. Es ist Ihnen also unmöglich, die Nicht-Katholiken ihres Gottesdienstes zu berauben: denn es ist Ihnen unmöglich, die Freiheit ihrer Meinungen einzuschränken. *)

*) Ich äußerte in einem der vorhergehenden Stücke des Journals, daß ich die Rede und die Addresse des Hrn. Grafen Mirabeau, von denen ich behauptete, daß sie zum Ausbruch der französischen Revolution mitgewirkt hätten, diesen Briefen gleichfalls beifügen würde. Allein da Mirabeau's Lettres à ses Commettans und die Folge derselben unter dem Titel Le Courier de Provence unterdeß in Deutschland schon bekannt genug geworden sind: so habe ich geglaubt jenes Vorhaben aufgeben zu müssen. C.

3.

Nachricht.

Das Dessauische Erziehungsinstitut giebt mit Anfang dieses Jahres eine französische Zeitung für die Jugend heraus, und realisirt dadurch diejenigen Gedanken, die es beim Schluß seiner deutschen Zeitung für die Jugend in Absicht auf eine solche Schrift, für die Jugend geäußert hat. Indem man nämlich eine, diesem Alter angemessene, zweckmäßige Zeitung liefert, so will man ihm zugleich ein gutes Hülfsmittel zur leichtern und angenehmern Erlernung der französischen Sprache in die Hände geben. Wenn man bedenkt, wie sehr heut zu Tage, die Erlernung der französischen Sprache in den öffentlichen, und noch mehr in den Privatunterricht verwebt ist, so wird man ein solches Mittel, diese Sprachkenntniß zu befördern nicht undienlich finden, und eine solche Schrift für eines der zweckmäßigsten Lesebücher gelten lassen, dessen man sich zu diesem Behuf in Schulen, Erziehungsanstalten und Familien nur immer bedienen kann. — Wöchentlich kommt ein halber Bogen in groß Octav heraus. Der Pränumerationspreis für ein Jahr ist, wie bei der ehemaligen deutschen Jugendzeitung 1 Rthlr. 16 Ggr. Postämter und Collecteurs erhalten 10 pro Cent für ihre Bemühung. Wer die Zeitung wöchentlich haben will, kann sie von dem nächsten Postamte seines Orts erhalten. Wegen monatlicher, vierteljährlicher und jährlicher Versendung wendet man sich an die Buchhandlungen. Herr Crusius in Leipzig besorgt den Hauptdebit. Dessau den 27sten December 1789.

Das Erziehungsinstitut.

Braunschweigisches
Journal

Herausgegeben
von
E. Chr. Trapp.

Zweites Stück. Februar 1790.

Im Verlage der Schulbuchhandlung.

Dieſes Journal wird mit Anfang jedes Monats nach allen Hauptorten Deutſchlands verſandt, wo es in den anſehnlichſten Buchhandlungen und auf allen Poſtämtern, durch Beſorgung des hieſigen Hochf. Hofpoſtamts und des hieſigen kaiſ. Reichspoſtamts für 8gr zu haben iſt. Vier Hefte machen einen Band aus.

Inhalt.

1. Siebenter Brief aus Paris, zur Zeit der Revolution geſchrieben, von J. H. C. Se 1

2. Achter Brief, von J. H. C. 21

3. Nachricht. 2

Von dem zu London erschienenen sehr wichtigen statistischen Werke: An Essay to direct and extend the Inquiries of patriotic Travellers etc. 2 Vol. 1789 besorgt die Schulbuchhandlung eine Uebersetzung, die ein berühmter Statistiker und ein einsichtsvoller Mineraloge mit Anmerkungen begleiten werden.

In eben dieser Handlung wird auch nächstens eine Uebersetzung von folgendem für Kaufleute und Staatsmänner sehr lehrreichen Werke ans Licht treten: The complete Tradesman, or a guide in the several parts and progressions of Trade. Der Hr. Uebersetzer wird diesem Werke seine Bemerkungen über den deutschen Handel insbesondere beifügen.

Noch wird in eben dieser Buchhandlung auch folgendes kürzlich erschienene interessante kleine Werk nächstens übersetzt zu haben seyn: Six days Tour in Normandie from the 19. to the 25. July 1789 with a short account of Havre de Grace, Caen and Cherbury etc.

Von der Seite 208 dieses Journalstücks beschriebenen vollständigen und prächtigen neuen Ausgabe der Oeuvres de J. J. Rousseau von Hrn. Mercier, sind die ersten Lieferungen bei uns angekommen. Man kann sie bei uns in Augenschein nehmen, und darauf unterzeichnen. Man pränumerirt beim

Em-

Empfang der schon fertigen sechs ersten Bände, und der gleichfalls schon vollendeten Lieferung der zu diesem Werke gehörigen sehr sauber illuminirten botanischen Kupfersammlung, mit Inbegriff des Porto's von Paris bis Braunschweig, 15 Rthlr. 4 ggr. Der beim Empfang der folgenden Bände zu erlegende Nachschuß kann noch nicht bestimmt werden.

Die Schulbuchhandlung.

Im Verlage der Braunschweigischen Schulbuchhandlung sind folgende neue Bücher fertig geworden:

Almanach, historischer, die gegenwärtige Revolution in Frankreich betreffend; mit Kupfern, welche die vorzüglichsten Scenen dieser Revolution darstellen, wozu die Zeichnungen an Ort und Stelle von Augenzeugen gemacht sind, nebst den Bildnissen des Hrn. Neckers, Bailly, la Fayette, Mirabeau und des Gardisten, welcher zuerst in die Bastille drang. 16. gebunden 1 Rthlr.

Campe (J. H.) Briefe aus Paris zur Zeit der Revolution geschrieben, aus dem Braunschweigischen Journal abgedruckt. 8. 1 Rthlr. 4 ggr.

Keydel (J. W.) der besonders in einer Haushaltung nützliche aber auch zum Gewerbe brauchbare Seifensieder, Lichtzieher und Stärkemacher. 8. 12 ggr.

Braunschweigisches Journal.

Drittes Stück.

März 1790.

I.

Beschluß der im Januar d. J. abgebrochenen Bemerkungen über die im 10ten Stücke v. J. des Braunschweigischen Journals aufgeworfene Frage: Sollte das preußische Religionsedict für die Verbreitung der wahren Aufklärung wirklich so gefährlich seyn, als man glaubt?

Seite 141 u. f. folgert der Verfasser der Frage, da er meint, der König ermahne in seinem Edicte nur die Reformirten, Lutheraner und Römischcatholischen zur Religionsverträglichkeit und wechselseitigen Liebe, schlösse aber die Socinianer, Deisten und Naturalisten davon aus, daß dadurch Anlaß gegeben würde, diese Leute von der

Pflicht der Menschenliebe auszustoßen, sie zu verfolgen, daß überhaupt dadurch Erbitterung und Zänkereien erregt würden. — Wie kann man doch einem so guten Könige, einem so allgemein bekannten Menschenfreunde solche Absichten unterlegen? — Grade das Gegentheil will der König; er will die Ruhe seiner Unterthanen in ihren verschiedenen Religionssystemen und Uebungen, indem er die Unordnung, die willkührlichen Anmaßungen, die Regellosigkeit der Lehrer zu entfernen wünscht, wodurch die Ruhe gestört wird. Da der König so herzlich die Reinigkeit des Christenthums empfiehlt und es in seinen Landen erhalten will, dies aber Menschenliebe und allgemeines Wohlwollen zu einer Hauptpflicht macht, wie kann man denn nun sagen, er befördre Menschenhaß? Es ist ja nicht Menschenhaß, wenn man einen Menschen, der Irthümer und gefährliche Grundsätze hat, hindert; sie uns mitzutheilen. Unser Herr und Meister (nach den Worten des Fragers) hinterließ uns freilich dies unschätzbare Gebot der Liebe, und die Uebung desselben ist das ächteste Kennzeichen des Christen; aber er sagt auch: hütet euch vor dem Sauerteige! Hat er etwa durch diese Warnung und durch andere Regeln der Klugheit, welche er für das gemeine Leben giebt, jenes Gebot vernichtet und zum Menschenhaß Anlaß gegeben? Eben so wenig hat

der

der König von dieser christlichen Pflicht seine Unterthanen loszählen wollen. Man weiß es auch, daß in den preuss. Staaten ein auf diese Weise und aus diesem Grunde geäußerter Haß und Verfolgung wegen Religionsmeinungen nicht Statt findet. Es wird Jeder geduldet; Jeder, er mag glauben, was er will, wird geschätzt, nach seinen Fähigkeiten und den Umständen nach befördert, belohnt und geehrt, ohne nach seinen Meinungen zu fragen. Wie sollte das Edict das Signal zu einem allgemeinen Streite und Verbitterung gegeben haben? — Die königlichen Unterthanen haben es mit Freuden aufgenommen und ihm Beifall gegeben. Unzufriedene giebt es bei jeder Gelegenheit und überall. Und was waren denn das für welche, welche dagegen schrien und zu streiten anfingen? Nur solche, welche ihre eigene vorgefaßten Meinungen geltend machen wollten; die sich durch Angriffe auf das königliche Edict ein Ansehen zu verschaffen glaubten; die endlich mit ihren Streitschriften sich ein Gewerbe machten. Es waren solche, die bei der Sache nicht das Ganze übersahen; die es äußerst befremdend fanden, daß ein Staat sich in Religionssachen mische, und die eben dadurch verriethen, daß sie am wenigsten geschickt waren, darüber zu sprechen. —

Digitized by Google

S. 143 kömmt der Frager auf den Satz des Edicts, nach welchem verordnet wird, daß die Pfarren, die Lehrstühle der Gottesgelahrheit auf Universitäten, nicht minder die Schulämter nur durch solche Subjecte besetzt werden sollen, an deren innern Ueberzeugung von dem, was sie öffentlich lehren sollen, man nicht zu zweifeln Ursach hat; alle übrige Aspiranten und Candidaten aber, die andere Grundsätze äußern, davon ohne Anstand zurückgewiesen werden müssen und sollen.

Hierbei hat er nun abermal sehr Vieles zu erinnern. Es will ihm gar nicht behagen, daß seine Atheisten, Naturalisten, Deisten, Illuminaten, Fanatiker ꝛc. ꝛc. von den Pfründen der Orthodoxen ausgeschlossen werden. Seine Gegengründe sind folgende: Unter denen, welche das authorisirte Lehrsystem annehmen, wären viele unwissende, unedle, niederträchtige Leute; hingegen mit der Bezweifelung der Glaubenslehren könne aber wol ein aufgeklärter Verstand und wohlwollendes Herz bestehen, worauf man doch bei Besetzung der Stellen vorzüglich sehen müsse, wie auch Christus gethan hätte. — Wollte man nun aber, sagt er, nach dem Edict nur Orthodoxen befördern: so würden 1) viele ungeschickte, schlechtdenkende Leute befördert werden; 2) viele würden sich orthodox stellen, um Brodt zu bekommen; also

also Heuchler werden; 3) vielen aufgeklärten, rechtschaffenen und edeldenkenden Männern würde die Gelegenheit abgeschnitten werden, ihre Talente anzuwenden.

Diese Einwürfe gegen die Verordnung des Edicts sind unbedeutend. Es will, daß die Lehrämter der verschiedenen Religionsconfeßionen mit Leuten, welche eben diesen Confeßionen zugethan sind, besetzt werden sollen; daß aber diejenigen, welche sich um eine Lehrstelle einer Confession bewerben, dabei aber Lehren äußern, welche diese Confession nicht annimmt, hier zurückgewiesen werden sollen. — Was ist billiger, als dies? Ist dies Verfahren nicht in der Natur der Sache gegründet, und kann man es dem Edicte wol übel nehmen, was täglich überall in der Welt geschiehet? — Werden nicht die Lehrstellen der verschiedenen Confessionen mit Religionsverwandten überall besetzt? — Da der König will, daß von den Kanzeln der Kirchen den Gemeinen keine fremde Lehren, die diese Gemeinen nicht annehmen, vorgetragen werden sollen, (wie er, ich sage es noch einmal, als Landesherr verhüten muß): so erreicht er ja diesen Zweck am leichtesten, wenn bei der Annahme der Lehrer auf diesen Punkt Rücksicht genommen wird. Dadurch wird am füglichsten Zwang, Heuchelei, Unordnung und Aergerniß vermieden. Denn wenn ein

von fremden Grundsätzen Eingenommener sich erst ins Amt geschlichen, sich ansässig gemacht, Frau und Kinder hat: so findet ein Staat aus andern Rücksichten oft Ursachen, einen solchen nicht auf einmal abzusetzen, wenn es gleich bekannt ist, daß er pflichtwidrig handelt und es mit seiner Gemeine nicht treu meint. Dies kann also durch jene königliche Verordnung am besten hintertrieben werden. Daß aber die verschiedenen Religionsconfessionen das Recht haben, Lehrer von eben dieser ihrer Confession zu verlangen und daß es des Fürsten Pflicht ist, seine Unterthanen in diesen Gerechtsamen zu schützen, ist sonnenklar. Hätte eine katholische Gemeine nicht Ursache, sich äußerst über Despotismus und Intoleranz zu beschweren, wenn man ihr einen reformirten Prediger setzte? Hätte eine socinianische Gemeine nicht Grund zu klagen, wenn ihr ein katholischer Mönch, ein Pope, oder Rabbi zum Kirchenlehrer gegeben würde? Dies stritte so offenbar wider alle Billigkeit und Vernunft, daß ich gar nicht begreife, wie mein Frager das Gegentheil verlangen kann. Ich gebe ihm mit beiden Händen zu, daß unter den Orthodoxen in allen Kirchen unwissende, unedle und niederträchtige Leute sind; aber daraus folgt ja noch nicht, daß eben diese zu Lehrämtern befördert werden. In allen Ländern, vorzüglich in den preussischen Staaten, wird vielmehr sehr

sehr darauf gesehen, daß man nur gelehrte, geschickte, tugendhafte und unbescholtene Leute befördere. Ist es dem Frager denn ganz unbekannt, daß hierüber die Curatoren der Universitäten, die Consistorien besonders wachen, daß dies des verstorbenen Königs von Preussen heissester Wunsch war, und daß der jetzt regierende auch schon dieserhalb die vortreflichsten Einrichtungen gemacht hat? Das Gegentheil zu behaupten, heißt den Landesregierungen Hohn gesprochen und ungegründete Vorwürfe machen. Ich widerspreche nicht, daß unter den Dissentirenden Leute von Verstande und gutem Herzen sind; aber wenn diese Leute nun die Requisiten nicht haben, welche man von denen fordert, mit welchen ein gewisses Amt besetzt werden muß, wenn sie andere Lehrsätze haben, als die Religionsparthei, bei welcher sie Beförderung suchen: so können sie es ja nicht unbillig finden, daß man sie zurückweiset. Dies erfodert ja die Einrichtung; es ist selbst zum Besten dieser Leute und es bleibt ihnen unbenommen, sich bei andern Gelegenheiten zu melden, wo man sie tauglich findet; Lehrstellen bei solchen Gemeinen zu suchen, die von ihnen belehrt seyn wollen. Das von dem Frager hier angeführte Beispiel Christi paßt abermals nicht. Christus nahm Schüler an, um diese in den bessern Religionserkenntnissen zu unterrichten; jetzt werden

Lehrer angenommen, um die angenommene Religion zu lehren. — Der Einwurf, daß viele, um Brodt zu bekommen sich orthodox stellen, und also ein großer Theil der Lehrämter mit Heuchlern besetzt werden würde, ist durch das Vorhergehende genugsam widerlegt, und hat nichts auf sich. Er beweiset, was man nicht alles sagen könne, wenn man vom Geiste des Widerspruchs, der Tadelsucht, von Leidenschaften, bei dem Mangel der Kenntniß und der Uebersicht des Ganzen hingerissen wird. Es können sich allerdings wol solche Fälle ereignen, wie denn keine menschliche Einrichtung vollkommen ist und alles Widrige verhüten kann, aber dies Edict will ja die Heuchelei nicht befördern, sondern grade das Gegentheil, — es verlangt aufrichtige, wohlgesinnte, tugendhafte, unbescholtene Diener der Religion, um zu vermeiden, daß die Zufriedenheit, Ruhe der königlichen Unterthanen nicht gestört und ihre Tugend wankend gemacht werde.

Der Frager läßt nichts vorbei, das Edict verdächtig zu machen, die Absichten des Königs zu bezüchtigen. S. 145 behauptet er, — das authorisirte Lehrsystem der protestantischen Kirche litte selbst bei diesem Edicte; denn es gewönne das Ansehen, als wenn es (das Lehrsystem) zu wenig Wahrheit und Zusammenhang hätte, um noch länger bestehen zu können,

nen, ohne durch weltlichen Arm unterstützt zu werden.

Ich bemerke dagegen, daß des Königs Absicht nicht ist, die Lehrsysteme zu untergraben; hingegen soll und wird sein Edict dazu dienen, seiner Unterthanen Confessionen in ihrer Reinheit zu erhalten, nicht blos der protestantischen Kirchen, sondern auch der katholischen, der jüdischen, der Brüdergemeinen und aller andern in den preussischen Staaten bestehenden Religionsverwandten. Dies ist offenbar seine Absicht, welche auch seiner Pflicht entspricht. Wie kann nun ein Lehrsystem dabei leiden? — Noch weniger gewinnt es mit einigem Grunde das Ansehn, als wenn die Religion nöthig hätte, vom weltlichen Arm unterstützt zu werden, weil ihr Wahrheit und Zusammenhang fehle, um länger zu bestehen. Die Wahrheiten der christlichen Religion und der Zusammenhang derselben, sowol unter sich selbst, als auch mit andern Erkenntnissen, mit den Rechten und Würden des Menschen, mit den allgemeinen Einrichtungen in der Welt, sind bekannt genug und außer Zweifel; wenn man nur erkennen will — nicht zweifeln will. Soll ich etwa hier dem Frager die Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion wiederholen? Das gehört hier nicht her; wäre auch zu weitläuftig. Genug, daß ich ihn versichere, die Lehren des Christenthums sind

in der Schrift gegründet, werden mit Gründen der Vernunft bewiesen, widerstreiten derselben nicht, sind wohlthätig für das Menschengeschlecht und führen zum Glücke. Was kann man mehr von einer Religion fordern? Ihre Wahrheit — ist weit über Menschenwahn und Angriff erhaben; — sie besteht und verbreitet sich durch ihre eigne Kraft.

Aber hier ist eigentlich nur die Rede von der Frage, ob der weltliche Arm, der Staat, Macht habe, wegen der von ihm angenommenen und bei ihm bestehenden Religion — Verordnungen zu geben; ob der König von Preussen habe das Religionsedict machen dürfen?

Wie kann man daran zweifeln? Wenn ein Staat eine gewisse Religion angenommen hat, diese Religion nun ein Eigenthum der Nation geworden ist, in die allgemeine Einrichtung einpaßt, in alle Nüancen der Staatsverwaltung vermischt ist; so hat ja auch ohne Widerrede der Staat, oder Repräsentant der Nation, das Recht für diese Religion Verordnungen zu machen. Dies ist bei allen Völkern immer der Fall gewesen und geschieht noch überall täglich. Es verräth eine große Unkunde der Geschichte, der Politik und des Staatsrechts, hieran im geringsten zu zweifeln. Kann man dem preussischen Staate das Recht nehmen, welches der sinesische, holländische, rus-

russische, brittische, römische, persische ausübten, und noch täglich ausüben? Ist denn das Edict etwa die allererste Verordnung, welche je in Religionssachen erging? Der Staat behauptet auch hier seine Rechte. Verlangen denn die verschiedenen Religionsverwandten nicht bei ihren Confessionen zu bleiben, in ihren Gerechtsamen und wohlgegründeten Herkommen gelassen und geschützt zu werden? Man frage doch eine lutherische Gemeine, ob sie einen Archimandriten; eine katholische, ob sie einen Quäker; eine socinianische, ob sie einen Bischof der Brüdergemeinen — zu Predigern haben, ob sie ihre Confessionen verlassen wollen? Sie wollen es nicht; sondern verlangen Lehrer von ihrer Confession, die es mit ihnen treu und aufrichtig halten. Und der weltliche Arm ist verpflichtet, den Unterthanen Gnüge zu leisten; er ist verpflichtet, die Kirche bei ihren Rechten zu schützen; er ist verpflichtet die Religion zu unterstützen, ihre Ehre nicht von muthwilligen Störern, von Partheigeistern, Unzufriedenen, die es immer gab und stets geben wird, verletzen und herabwürdigen zu lassen; er ist verpflichtet, diejenigen unruhigen Mitglieder, welche sich durch Dünkel aufblasen und durch Aufsehn erregen sollende Meinungen Verwirrung anrichten und die Zufriedenheit, Gemüthsruhe und Tugend ihrer Brüder stören, in Schranken zu halten. —

Wie

Wie kann der Frager behaupten, daß die gnädigen Absichten des Königs durch dieses Edict nicht nur nicht erreicht, sondern vereitelt werden, und daß man folglich hoffen müsse, daß es entweder ganz zurückgenommen oder doch verändert werden würde?

Der König setzt ja seine Absichten deutlich genug nicht nur im Eingange des Edicts, sondern auch durchgehends auseinander, Absichten, welche ohne Streit mit den Einrichtungen seines Staats, den Rechten seiner Unterthanen und seinen Pflichten vollkommen übereinstimmen; — nun stimmen auch die im Edicte enthaltenen Gebote und Verbote mit diesen Absichten überein, wie sollte er denn nun nicht diese Absichten erreichen, wenn die Gesetze des Edicts befolgt werden? Es wäre ja mehr als Widerspruch, wenn eine Landesregierung, um gewisse Absichten zu erreichen, Gesetze gäbe, wodurch eben diese Absichten vereitelt würden. Wie will der Frager diesen harten Vorwurf gegen das königlich preuss. Ministerium, das bekanntlich sonst wol Gesetze, die seinen Absichten entsprechen, zu geben und auch durchzusetzen weiß, vertheidigen? — Die Hofnung zur Veränderung oder völligen Aufhebung des Edicts mag er sich nur auch vergehen lassen; denn das Edict ist, so wie es da ist, von Sachverständigen der Sache gemäß gemacht; es hat in sich so wenig Widersprü-

sprüche, als daß es den Einrichtungen des preuſſiſchen Staats widerſpräche; es entſpricht, ſo wie es da iſt, der Abſicht des Königs, ſeines Endzwecks, braucht alſo nicht verändert zu werden, und was die Aufhebung betrift: ſo hat ja der König noch neulich befohlen, daß es beſtehen bleiben ſolle. Bis jetzt ſieht auch noch kein Menſch eine Urſache, warum es aufgehoben werden müßte. So weit von der Frage! Ich bin dem Frager auf dem Fuße gefolgt; er mag alſo bei dem Leſer die Ordnung unſers Vortrags entſchuldigen! —

Jetzt frage ich nun jeden Leſer, ob der Frager — durch ſeine vorgebliche Beantwortung ſeiner Frage — die Frage ſelbſt beantwortet habe? Keinesweges! Er fragte: Sollte das preuſſiſche Religionsedict für die Verbreitung der wahren Aufklärung wirklich ſo gefährlich ſeyn, als man glaubt?

Anſtatt nun zu warten, bis Jemand ihm antwortete, giebt er ſich ſelbſt flugs daran, dieſer Frage eine Menge Ja und Nein in Exclamationen und andern Fragen hinterher zu ſchicken, und ſtatt, daß er hätte, wie man erwartete, ſagen ſollen, das Religionsedict wird der wahren Aufklärung gefährlich ſeyn, oder nicht gefährlich ſeyn, — macht er ſich über den Vortrag der Religionslehren her, bezweifelt die Reinigkeit und Aechtheit

heit der christlichen Religion, bestreitet die Gottheit Christi, rechtfertigt die Socinianer, Deisten, Naturalisten, will, daß diesen zu Gefallen soll in den protestantischen Kirchen gelehrt und gebetet werden, behauptet, der König habe Menschenhaß angezündet, fordert für Dissentirende Lehr- und Predigerstellen bei andern Religionsverwandten, und um seine Widersprüche zu häufen, behauptet er, der König habe durch das Religionsedict nichts anders bewirkt, als die Religion zu untergraben. Man sieht, daß von diesen Dingen hier das Wenigste hergehörte. Es kam blos bei der Frage, wenn sie beantwortet werden sollte, darauf an, zu beweisen, daß das Edict der wahren Aufklärung entweder gefährlich, — oder nicht gefährlich wäre. Unser Mann hätte uns also in seiner anmaßlichen Antwort sagen müssen, was er eigentlich unter wahrer Aufklärung verstehe; und alsdann zeigen, wie das königliche Edict dieser Aufklärung gefährlich wäre, oder nicht gefährlich wäre. — Diese Antwort bleibt er nun noch schuldig, und wir haben Recht, Bezahlung zu fordern.

Darf ich inzwischen unvorgreiflich kürzlich meine Antwort auf diese Frage, (sey sie auch unnütz oder verfänglich) sagen: so ist sie diese.

Alles bestrebt sich aus allen Kräften, Kenntnisse und Wissenschaften zu erwerben und zu verbrei-

breiten. Jeder dürstet nach Belehrung, Aufklärung von einem Pole zum andern. In den preussischen Staaten werden Künste und Wissenschaften auch vorzüglich geschätzt, getrieben, gelehrt und gelernt, der König ist davon bekanntlich ein eifriger Beförderer, indem er Künstler und Gelehrte ehrt und belohnt. Es wird nicht fehlen, daß in allen Fächern menschlicher Kenntnisse noch werden Fortschritte gethan, viele Dunkelheiten erhellt, manche neue Wahrheit entdeckt und bekannt gemacht werden. Auch in den Wissenschaften, welche zur Erkenntniß der Religion gehören, wird man weiter kommen; man wird die Hülfsmittel zu denselben vermehren und erleichtern, man wird sich immer fähiger machen, Belehrung in diesen Dingen empfangen zu können, man wird das Licht der Religion immer weiter ausbreiten, und auch die darüber aufklären (oder belehren), welche noch nicht so viel vernunftmäßige Religionserkenntnisse hatten. Kann nun das Religionsedict dieser wahren Aufklärung — denn wenn diese es nicht ist, so weiß ich keine — entgegen seyn?

Zum Schluß wirft der Frager Seite 147 noch eine neue Frage auf, die auf die erstere Hauptfrage gar keinen Bezug hat, als daß sie auch eine kö-

nig-

niglich preussische Verordnung betrift, womit es der Mann einmal aufgenommen zu haben scheint. Sie lautet: Und was wird die Wirkung des Censuredicts seyn? — Er drehet sich kurz um, und antwortet schnell: Keine andre als diese, daß die Bücher, die man unterdrücken, deren Verbreitung man zu hindern suchte, da sie sonst würden seyn gelesen worden, nunmehr begierig werden verschlungen werden.

Diese Antwort ist — es sey mir erlaubt, mich einmal einer bekannten Bemerkung zu bedienen — eben aus Frankreich gebracht, und dort von einem jungen Abbe oder Fähndrich, der sich es vorgenommen hat, die Antwort fertig zu haben, ehe die Frage vollendet ist, entlehnt. Man sieht den französisch spielenden Witz deutlich an den beiden sich entgegengesetzten, mit großen Buchstaben gedruckten Worten: gelesen, verschlungen. Auch daß ein eigentlicher Ausdruck einer Metapher entgegengesetzt wird, ist ein Zeichen dieser Flüchtigkeit. Gelesen — verschlungen; wirklich es macht Eindruck! Ein kaltblütiger Deutscher wäre bei den Regeln der Logik und Rhetorik geblieben; hätte, wenn er hätte den Begriff des Lesens verstärken wollen, gesagt: gelesen und auswendig gelernt; oder wenn er einmal in Metaphern hätte sprechen wollen; die verbotenen Bücher werden nun nicht genossen — son-

sondern verschlungen. Inzwischen sagt mein Frager aber nun einmal; die durch das Censuredict unterdrückten Bücher, würden nun verschlungen! Er merkt nicht, daß er sich widerspricht, indem er die unterdrückten Bücher doch noch begierig verschlungen werden läßt! Er will sagen: das preussische Censuredict mache, wenn ein Buch durch die Censur, als zur öffentlichen Bekanntmachung untauglich, verworfen würde, nun die Menschen erst recht aufmerksam auf dieses Buch und reize ihre Begierde desto mehr, es zu lesen, es wirke also grade das Gegentheil von dem, was es befördern sollte. Aber er bedenke doch, daß die Censur eines Buchs vor der Bekanntmachung hergeht; daß also ein Buch, wenn es zum Bekanntwerden untauglich befunden wird, auch nicht bekannt und gelesen werden kann. Wird es aber dennoch außerhalb der preußischen Staaten gedruckt und bekannt, wie etwa der Frager anzudeuten scheint; nun das ist ja nicht die Wirkung des Censuredicts. Das Censuredict erstreckt sich blos auf preussische Staaten; hier kann der König nach seiner Pflicht und Einsicht verordnen, wie es in Absicht der zum Drucke gebrachten Bücher soll gehalten werden; hier muß er dafür wachen, daß seinen Unterthanen durch unnütze Schriften nicht das Geld abgenommen werde, um unberufene Schriftsteller im Wohlleben zu erhalten;

noch mehr muß er dafür sorgen, daß durch zügel- und sittenlose Schriften nicht die Zufriedenheit, Ruhe und Tugend seiner Unterthanen gestört und wankend gemacht werde. Man braucht das preussische Censuredict nur genau zu untersuchen: so wird man sich überzeugen, daß es sehr geschickt sey, den Umständen nach, seinen Zweck zu erfüllen, und jene edlen Absichten zu erreichen. Eine solche Einrichtung ist in einem policirten Staate nöthig. Denn der menschliche Geist verirrt sich in Schwärmereien, er wird zügellos, übersliegt die Schranken der Ordnung und des Wohlstandes, er sinkt zum Bemitleiden herab, wenn er nicht geleitet und eingeschränkt wird.

Was der Frager mit der angehängten Klage sagen will, kann ich nicht errathen. Schade nur, sagt er, daß durch das Censuredict viele wirklich schädliche, sittenverderbende Bücher in Umlauf werden gebracht werden. Wie versteht er das? Ich kann mich kaum überwinden, hier zu sagen, was diese Aeußerung des Verfassers befürchten läßt. Mögte er sich doch näher erklären! Man sieht, was man sagen kann, wenn man hingerissen wird. Ich muß bei den Lesern um Verzeihung bitten, daß ich sie so lange mit diesen Kleinigkeiten aufgehalten habe. Es ist nicht schwer, wie man sieht, die Gründe des Fragers

zu

zu widerlegen; denn es waren entweder keine, oder sie waren äußerst schwach. Aber die Art, womit der Vortrag eingerichtet war, schien mir ungeübten Lesern gefährlich. Man muß gestehen, er ist an manchen Orten mehr, als sophistisch.

Aug. Raabe,
Postsecret.

2.

Fragmente eines Tagebuchs über die Entwickelung der körperlichen und geistigen Fähigkeiten und Anlagen eines Kindes, von Herrn Fr. Wilh. Jon. Dillenius.

(Fortsetzung.)

Den 23. September.

Da meine Magd das Essen blies, blies das Kind auch. Da sie die Zunge im Mund herum ballte, und ollo, ollo, ollo machte, ahmte es das Kind auch nach. Also immer stärkerer Nachahmungstrieb.

Wenn meine Frau oder die Magd mein mittleres Kind auf den Arm oder auf den Schooß nimmt,

dringt es ihnen zu und will zu ihnen, um jenes zu verdrängen. Ist dies Neid oder Eifersucht?

Jetzt ißt es mit uns Suppe, Kraut und andere Zugemüse, die wir nicht für schädlich halten. Ja, wenn es Brei, Suppe und Kraut beisammen sieht: so wählt es das letztere, und hält vor jenen den Mund zu. Ein Beweis, daß die Vernunft immer mehr aufwacht. *)

Den 28. Sept.

Als ich es heute am Arm hielt, wehrte es sich tapfer. Ich ließ den Arm nicht gleich fahren, es wurde ungeduldig, und schrie gleichsam um Hülfe. Anfangs wollte es sich selbst helfen und losmachen. Da es aber sah, daß es zu schwach dazu sey, fing es an zu schreien. Der Vertheidigungstrieb wird also immer stärker. Die Hindernisse müssen folglich mit ihm zunehmen, damit er nicht zu heftig wird.

Den 1. October.

Mit Pap — Pap — Mam Mam wacht es Morgens auf. Und wenn man's dann nimmt, lacht

*) Hier ist die Vernunft wol nicht an ihrem rechten Orte. Campe.

Schwerlich, denn die vernunftlosen Geschöpfe thun ja dasselbe. Trapp.

lacht es uns an, wie ein heitrer Frühlingsmorgen, und bleibt so munter und lustig, bis es hungert oder dürstet. — Dann dringet es dem Ort zu, wo das Essen und Trinken, oder das Geschirr dazu steht. Giebt man's ihm, so ist's wieder zufrieden.

Den 3. Oct.

Heute wollte es nicht sitzen, und weinte heftig. Meine Frau zankte mit ihm — und — da es noch heftiger weinte, schlug sie es ein wenig auf den Hintern. *) Nun fing es so bitterlich an zu weinen, daß es ihm starke Herzstöße gab. Endlich da es sahe, daß es mit all seinem Weinen nichts ausrichtete, wurde es stille; sah aber mit so scheelen Augen nach seiner Mutter, daß der Zorn und Unwille über dieselbe leicht darin wahrzunehmen war. Ich würde es nicht geschlagen haben, sondern es blos haben schreien lassen, ohne mich daran zu kehren. **)

*) Beides, sowol das Zanken als auch das Schlagen, war nicht zweckmäßig. Campe.
Am wenigsten das Schlagen auf den Hintern. Dieser unschuldigste Theil des menschlichen Körpers müßte nachgrade vor Schlägen sicher seyn. Trapp.

**) Das wäre auch ohnstreitig viel besser gewesen. Campe. Trapp.

Den 7. Oct.

Süß und ein Linderungsmittel in meinen Leiden *) ist mirs, wenn ich mein Kind Pap — Pap — Papa sprechen höre. Gewöhnlich bewegt es den Mund vorher etlichemal still, als ob es vorher probiren wollte: dann kommt das Pap-Pap-Papa laut hervor. Jetzt ahmt es alles nach, was es sieht. Ich habe also mit größter Sorgfalt darob zu wachen, daß es nichts als Gutes sehe und höre. Wie manche Kinder werden hier verderbt, wo man die Bildung derselben noch nicht anfangen zu dürfen glaubt.

Den 10. Oct.

Im Bett sucht es sich vermittelst seiner Ellbogen aufzurichten, und weiß also auch diesen Gebrauch.

Sei-

*) Eine schlechte Besoldung, harte Arbeit, Miskennung derselben, wenn ich nicht aus allen Schülern Doctoren machen kann; Verlangen der Eltern, daß man ihre oft ganz faulen Kinder nicht schlagen, und doch was rechts aus ihnen machen soll; schiefe und falsche Beurtheilung, dabei eine schwache Gesundheit; wenig Aussicht zu weiterer Beförderung; Einbuße des Vermögens meiner Frau (ich hatte keins,) bei drei Kindern ꝛc. sind das nicht Leiden? Und bin ich zu tadeln, wenn ich sie fühle? und — mir ein besseres Schicksal wünsche?

Digitized by Google

Seinen Gerstentrank, nach welchem es bisher zitterte, mag es nun gar nicht mehr. Dafür trinkt es frisches Wasser. Die Leidenschaft hat sich also selbst gehoben. *) (vergl. den 16 Sept.) Denn alles, was man zu oft und begierig genießt, wird einem endlich zuwider.

An einem brennenden Licht hat es eine große Freude und sucht es auszublasen. Ueberhaupt zieht alles Neue und Glänzende seine Aufmerksamkeit an sich, und es sucht seine Verwunderung darüber durch ein leises Ah! Ah! Ah! auszudrücken.

Den 12. Oct.

Vergangne Nacht schlief es von 10 bis 2 Uhr Morgens nicht. Da es etwas helle war, war es aus dem Schlaf gekommen und wollte aufstehen. Anfangs ließen wir's schreien; allein es schrie zwei ganzer Stunden — eine lange Zeit bei Nacht — so heftig, daß es ganz heiser wurde. Da man es anfing zu wiegen, schwieg es noch nicht. Endlich fuhr ich es rauh an, und zankte mit ihm, schlug auch auf sein Bettchen hin — dann schluchzte es, und wurde stille.

*) So verliert sich manches bei Kindern ganz von selbst, was unweise Eltern und Erzieher herauszukünsteln oder gar herauszuschlagen, ohne Noth befliſſen sind. Campe. Trapp.

Hätte mans aufgehoben und getragen — daß einzige Mittel es anders zu stillen, so hätte man's ihm öfter so machen müssen. Es sind mir so verderbte Kinder bekannt, die man halbe, ja ganze Nächte tragen muß. Und diese Unart wollte ich nie aufkommen lassen. Uebrigens versteht sichs von selbst, daß man nach dem Kinde gesehen, ob es trocken liege, und ob ihm etwa sonst nichts fehle.

Den 14. Oct.

Da es auf meiner Frauen Schooß saß, und mein mittleres Kind zu ihm hin kam, und seine Mutter lieb haben wollte. Drückte es dasselbe weg, und murrte unwillig, als ob es sagen wollte: Geh weg! Drauf nahm ich das ältere Kind, küßte es und führte es seiner Mutter hin, damit sie es auch küßte, worauf die kleine Neiderin es auch ah! ah! d. i. lieb hatte und ruhig neben der Mutter stehen ließ.

Hier äußerte sich viel stärkerer Neid oder Eifersucht, die ich aber doch glücklich besiegt zu haben glaube.

Den 16. Oct.

Heute früh saß es bei mir im Bett und spielte munter mit mir. Kaum aber erblickte es seine Mutter, so fing es heftig an zu schreien, und wollte mit Gewalt zu ihr. Ich suchte daher sei-

ne

ne Aufmerksamkeit schnell auf einen andern ihm angenehmern Gegenstand zu richten, und es blieb nach wie vor ruhig bei mir sitzen. Auf ähnliche Art habe ich es schon oft beruhiget oder von etwas abgebracht. Und man muß sehr unerfahren in der Kinderzucht seyn, wenn man den Eigensinn *) eines Kindes nicht auf diese Weise am besten überwinden kann. Von den gewöhnlichen Kinderwärterinnen, ja auch von manchen Eltern läßt sich dies freilich jetzt noch nicht erwarten. Sie müssen selbst erst besser gezogen werden.

Bei seiner Mutter will es nun immer seyn, ungeachtet es die Magd bisher so oft trug als sie. Wenn ich oder die Magd es nehmen wollen, so thut es Anfangs, als wollte es zu uns; wenn wir es aber wirklich nehmen wollen: so dreht es sich schnell mit Lachen gegen seine Mutter um. Ist dies angeborne Liebe — oder Wahl? oder was ists? **)

Den 18. Oct.

Als es die Magd heute nehmen wollte, wandte es sich plötzlich um: kaum aber sagte sie: „auf

*) Nicht sowol den Eigensinn, als ein Verlangen, eine Begierde nach etwas. Weiter war es hier ja nichts. Trapp.

**) Vermuthlich nichts anders, als eine Folge der Bemerkung, daß die Mutter ihm das meiste Gute und Liebe erweiset. Campe.

die Gasse!" so streckte es beide Arme gegen sie aus. Es verstand sie also — und die stärkere Idee ist die Gasse, wobei es sogar seine Mutter verläßt und vergißt.

Den 22. Oct.

Als es heute ein Büchschen bei meiner ältesten Tochter sah, machte es hastig: ah! und streckte die Hand darnach aus. Sie gabs ihm, und es spielte vergnügt damit. Wilhelmine (mein zweites Töchterchen) kam dazu, meinte, es sey das ihrige und wollte ihm dasselbe nehmen. Geschwind zog es die Hand zurück, als wollte es sagen: nein, du sollst es nicht haben! Es ist immer etwas neidisch gegen diese, weil sie die Mutter auch oft auf den Schooß nimmt. Daher haben diese beide oft Händel miteinander, wobei sich die kleinste tapfer wehrt. Hier ist offenbar Rachtrieb, der unmittelbar aus dem Vorherigen folgt. Ich suche den anscheinenden Neid unter den zwei jüngern Schwestern — (denn gegen die ältere ist keine von beiden neidisch — weil sie sehen, daß diese ihren Vortheilen nicht im Wege steht,) so zu mäßigen und zu unterdrücken, daß ich beide gleich lieb habe, immer einer gebe, was die andere hat, oder, wenn dies nicht seyn kann, sie von einander entferne, wodurch der Streit am schnellsten gehoben wird. O wie viel

hat

hat ein Vater zu thun, bis er diese natürlichen Triebe alle so mäßiget und lenkt, daß sie Kindern nicht höchst schädlich werden! — Aber — wie wenig nimmt man auf diesen höchst wichtigen Theil der Erziehung Rücksicht! Freilich erfodert er mehr Erfahrung und Psychologie, als das Einbläuen des Lateins.

Den 26. Oct.

Gestern nahmen wir ein großes Geschwür wahr an dem mit auf die Welt gebrachten Zahne, der gelblicht ist und nicht wächst, wie der neben ihm stehende. Heute aber sehen wir nichts mehr davon — und das Kind ist munter dabei.

Den 30. Oct.

Nun geht es gern von seiner Mutter zu mir, weil ich oft mit ihm spiele, es oft trage, und ihm Vergnügen zu machen suche. Es scheint also Wahl gewesen zu seyn, daß es immer bei seiner Mutter seyn wollte. (S. den 16. Oct.) Wenn ich Klavier spiele und dazu singe, so singt es mit — und zeigt deutlich, wie wohl es ihm gefalle.

Im Schemel sitzt es stundenlang allein und spielt.

Immer ist es lustig und munter. „Pap-Pap-Papa, Mam-Mam, nan-nan, ah-ah" hört man täglich unzähligemal von ihm.

Wei-

Weinen sieht man es nur, wenn es essen oder trinken will, oder, wenn man ihm nicht thut, was es will.

Den 2. November.

Heute sahen wir oben wieder zwei neue Zähne.

An seiner Bildung arbeite ich, wie aus dem Bisherigen erhellet, schon geraume Zeit. Ich bringe ihm richtige Bilder vors Auge und nenne sie oft, damit das Kind nach und nach eine Idee damit verknüpfe; reine Töne vors Ohr, damit seine Empfindungen eine gute Stimmung erhalten. Ich halte es an, mich, seine Mutter und Schwestern lieb zu haben, welches es durch die Nachahmung lernt. Wenn ich seinen Schwestern etwas untersage und mit ihnen zanke, merkt es darauf, und lernt mich als denjenigen ansehen, dem man gehorchen muß. Finde ich gar für nöthig, einer die Ruthe zu geben, so wird es noch aufmerksamer — und weint dann mit den Weinenden, wie es sich mit den Fröhlichen freuet. Das Mitleiden ist also ein neuer und zwar der 10te natürliche Trieb der menschlichen Seele. Daß er schon einige Bildung und feine Empfindung voraussetzt, entdeckt man übrigens bei mäßigem Nachdenken.

Den

Den 4. Nov.

Alles Glänzende — zieht seine größte Aufmerksamkeit an sich. Da macht es einmal über das andere: „Ah! Ah! (leise) zeigt es mir oder seiner Mutter, und freut sich sehr, wenn wir's auch schön finden. „Das Kind hat also unstreitig ein Gefühl vom Schönen — und ergötzt sich daran. Herrlicher Zug der menschlichen Natur! dir will ich nachgehen, und vorzüglich die Tugend an schönen Beispielen als nachahmungswürdig darstellen, wie ich es bisher bei meinen Kindern und Schülern mit gutem Erfolge gethan habe.*)"

Den 6. Nov.

Schon wieder ein neuer Zahn — und zwar der vierte, ohne daß es besonders unruhig war. Aber in obiger schlaflosen Nacht (den 12 Oct.) mö-

*) Der Herr Verfasser braucht den Ausdruck schön das erstemal eigentlich, d. i. vom Physischschönen, das zweitemal uneigentlich, nämlich vom Moralischschönen. Dies sieht man daraus, weil seine Meinung nicht seyn kann, daß er blos tugendhafte Menschen, die zugleich einen schönen Körper haben, zur Nachahmung darstellen will; denn sonst wären ja die Sokraten ausgeschlossen, und das will er gewiß nicht. Darum aber ist nun auch der Uebergang von dem eigentlich Schö-

mögen doch schon Schmerzen von den bisherigen drei Zähnen das Kind beunruhiget haben. Wie dauerst du mich daher, gutes Kind, daß ich dich damals so rauh angefahren habe, da du ohne Zweifel große Schmerzen hattest; künftig will ich geduldiger seyn, sollte ich auch noch länger nicht schlafen können.

Den 9. Nov.

Wenn ich zu ihm sage: Rickchen, hab mich lieb! so lenkt es sich geschwind an meinen Backen hin, macht schmeichelnd „ah! ah!“ und küßt mich. Es versteht also, was ich zu ihm sage.

Da man heute die Teller brachte, um die Morgensuppe zu essen, jauchzte und hüpfte es, und schloß also: jetzt wird auch die Suppe kommen, die es schon seit einiger Zeit mitißt, ohne an den Brei zu denken, und es ist gesund dabei.

Den

Schönen zu den schönen Beispielen der Tugend hier, nach meiner Empfindung, nicht gut angebracht. Man erwartet vielmehr, nach der Bemerkung, daß das Kind Gefühl vom Schönen habe, den Entschluß des Vaters, seinem Kinde so viel möglich nur schöne Gegenstände, nämlich physischschöne vor die Sinnen zu bringen. Das ist auch wohlgethan, wenn es gleich ganz was anders ist, als die Schönheit der Tugend in Beispielen empfinden lassen. Trapp.

Den 11. Nov.

Jetzt geht es am liebsten zu mir, weil ich mich viel mit ihm abgebe. Obiges (den 16. Oct.) war also Wahl.

Wenn es etwas sieht, das ihm gefällt, so besieht es dasselbe scharf und genau, mit der größten Aufmerksamkeit. Wenn eine solche ungeforderte Achtsamkeit, (wie Herr Abt Resewitz in seinen Gedanken ꝛc. zur öffentlichen Erziehung Th. 1, S. 78 sagt,) Keim des Genies und sichtbarer Ausbruch guter Fähigkeiten ist — woran mich eigne Erfahrungen nicht zweifeln lassen — so darf ich mir gute Hofnung von den Fähigkeiten meines Kindes machen.

Alles ahmt es nach, was es sieht. Höret es uns reden, so macht es auch sein „da, ah, pap, mam, nan" dazu: singt man: so stimmt es sein a — h, a — h auch an.

Den 13. Nov.

Immer noch will es nur zu mir, nur dann nicht, wenn ich im Bett liege. In diesem Fall zieht es andre Leute vor.

Wenn ichs nehme, so fängts an zu singen, als wollte es sagen: sing auch! — und wenn ichs dann thue, so schweigt es, und giebt mir durch Lachen seinen Beifall zu erkennen, daß ichs verstanden habe. Dies ist also Kindersprache,

wel-

welche zu verstehen, nicht wenig Aufmerksamkeit und Beobachtung erfordert wird. Kinder machen's vor, wie sie wollen, daß man's nachmachen solle.

So bald es die Teller bringen sieht, will es schon in den Schemel, worein man es beim Essen setzt.

Den 16. Nov.

Wenn es mich rufen will, so machts: Pap, Pap — da, da! Und wenn ichs bei seinem Namen (Rickchen) rufe, so horcht es gleich, und dreht sich, bis es mich sieht.

Wenn man's fragt; wem gehört's Rickchen? so antwortet es gleich: „Pap-Pap-Papa."

Du verstehst es noch nicht. Wenn mans nicht mit Namen nennt, so glaubts auch nicht, daß es gemeint sey. So habe ich von meinem mittlern Kinde bemerkt, daß es, da es schon reden konnte, statt mein — allemal seinen Namen sagte, z. E. statt mein Häubchen, sagte es: 's Wilmeles Häubchen:" statt: gieb mirs, — giebs dem Wilmele!" ꝛc. ꝛc.

Den 19. Nov.

Immer ists munter und zufrieden, hat eine herzliche Freude, wenn ich mich mit ihm unterhalte — sucht mich durch sein: da-da (leise) Pap-Pap, aufzumuntern — weint selten, außer,

wenn

wenn es hungrig ist, das Essen sieht und nicht gleich bekommt; ist aber bald wieder zufrieden, wenns nur merkt, daß man sein Verlangen erfüllen will.

Ich schließe daraus, und aus manchen andern Aeußerungen des Kindes, daß es einen sanften Character bekommen werde. Denn bisher habe ich seine Begierden schon um Vieles gemildert und werde mich auch in Zukunft immer mehr bemühen, dieselben so zu lenken, daß ich diesen — dem weiblichen Geschlecht besonders so wohl anstehenden sanften und gesetzten Character, wo möglich, erziele.

Den 22 Nov.

Die Sprache bildete sich also: zuerst hörte man nichts, als a oder ah. Dann Pa-Pa, Wa-Wa-Mam.“ Hierauf Papa, Mama, Nana.“

Da gestern meine Frau es in ein fremdes Haus sich nachbringen ließ und es dahin gekommen war, besahe es sie immer still und starr (meine Frau war nicht angezogen, wie gewöhnlich zu Hause, sonst hätte es sie wol gleich erkannt.) Andere Leute riefen ihm zu, es sahe aber, ohne sich zu bewegen nur immer starr nach seiner Mutter, die bisher nichts geredet hatte: Endlich fing diese an: wo ist denn's Rickchen? worauf es sie gleich kannte, und sich jauchzend zu ihr drängte.

Zuerst also dunkles Urtheil: (es ist mir, als wäre dies meine Mutter) dann durch genaues Besehen, etwas klärer und endlich, da es sie reden hörte, deutliches: ja sie ists — die Stimme überzeugt mich ganz.

Den 27. Nov.

Zorn äußert es durch Weinen — das sehr gut vom kläglichen Weinen zu unterscheiden ist — wenn man ihm zu lange nicht thut, was es will. Uebrigens habe ich dies nur alsdann bemerkt, wenn ungeschickte Leute, die es nicht verstanden, mit ihm umgingen. Wenn man ein Kind recht verstehen lernt, ihm zu rechter Zeit Essen und Trinken giebt und seinen übrigen Begierden zuvorzukommen weiß: so können gewiß tausend Ausbrüche der Begierden verhütet werden.

Auf den Boden wills nun immer, weil es fühlt, daß seine Füße es tragen können.

Den 30. Nov.

Heut nahm man den sechsten Zahn an ihm wahr, und zwar oben, ohne daß es Schmerzen äußerte. Aber einen Ausschlag im Gesicht hatte es etliche Tage, den jedoch der Schlehenblüthenthee bald wieder verschwinden machte.

Den 2. December.

Von ungefähr kam ein alter Haubenkopf, der übrigens nicht ganz monströs war, in die Stube.

Das

Das Kind sahe ihn aufmerksam an, und wollte nach ihm hin. Da ich es merkte, trug ichs hin, nahm den Haubenkopf in die Hand und zeigte ihm denselben. Je genauer es ihn besahe, desto mehr wandte sich's von ihm weg — vermuthlich, weil es etwas Menschenähnliches, und doch weder Bewegung noch Körper sahe, auch keine Stimme hörte. Drauf sagte ich zu ihm: „hab ihn lieb!" *) es legte sich aber ganz furchtsam auf meine Achsel; und, jemehr ich ihm den Haubenkopf angenehm zu machen suchte, (ich hielt ihn an die Backen, um ihm zu zeigen, daß ich ihn lieb habe; es ahmte aber dies, wider seine sonstige Gewohnheit nicht nach:) desto mehr schien es ihn zu fürchten. Doch ließ ich nicht nach, bis ich es dahin brachte, daß es ihn nicht mehr fürchtete. Endlich hatte es ihn sogar lieb — wiewol sehr vorsichtig, weil es ihm doch nicht trauen mogte. Ich weiß gewiß, daß es niemand damit zu erschrecken gesucht hat. Vermuthlich kam ihm der menschenähnliche Kopf und doch kein Körper, keine Bewegung und Stimme dabei, so wunderbar vor, daß es nicht wußte, was

*) Dies war wol nicht recht angebracht. Warum soll ein Kind etwas lieb haben, was ihm eher Abscheu als Zuneigung einflößen kann?

Campe. Trapp.

es daraus machen sollte. Ich ließ den Kopf noch eine Zeitlang stehen, um zu sehn, was es nachher machen würde. Es fürchtete ihn zwar nicht mehr so wie vorher, doch mogte es auch nicht damit spielen. Kurz, er gefiel ihm ganz und gar nicht. Ich enthalte mich, Schlüsse hieraus zu ziehen, da sie jedem aufmerksamen Leser von selbst beifallen werden.

Den 7. Dec.

Schon etliche Tage ist es sehr übel auf, hat Leibweh — Hitze — ißt und trinkt wenig. Daher ich vermuthe, es bekomme neue Zähne. Durch Klavierspielen und andere Unterhaltungen habe ich ihm doch seine Leiden so ziemlich erleichtert. Und gestern Abend spielte es so lange mit seinem Schatten an der Wand, der ihm sehr wunderbar vorkam, daß es ganz munter wurde und es seither auch blieb.

Wenn ihm am übelsten war, und man ihm sagte: „der Papa!" so richtete es den Kopf auf, sah mich lächelnd an, und ließ dann den Kopf wieder sinken. So viel vermag angenehme Zerstreuung über ein krankes Kind; und so erträglich kann ein muntrer Geist körperliche Leiden machen.

Den 9. Dec.

Seit drei Tagen ist es wieder besser, und heute sahe man den siebenten Zahn.

Da

Da ihm meine Wilmele einen Löffel nahm, riß es ihr denselben mit aller Gewalt wieder weg — und suchte also das Seinige standhaft zu behaupten und zu vertheidigen.

„Da — da — oh — oh — pa — pa, dla, dla" (in zartem Ton) sind die Ausdrücke, wenn es einen rufen will. Gerade wie Stumme, die nur einige Töne hervorbringen können.

Den 12. Dec.

Als ich heute wegen einer Unart mit ihm zankte, sah es auf meine Augen, ob's Ernst sey? Dann fing es bitterlich an zu weinen. Hierauf ließ ich es zerstreuen, und redete wieder mit ihm. Nachdem es mir abermal in die Augen gesehen hatte, lachte und spielte es wieder mit mir, und äußerte also keinen nachtragenden Unwillen oder Rachbegierde, dergleichen ich doch sonst (den 22. Oct.) schon bemerkt habe. Warum nun gegen seine Schwester und nicht gegen mich? War etwa meine Beleidigung geringer? Oder fühlte es, daß es Unrecht hatte? Oder daß es zu schwach war, mir zu widerstehen? *) Oder erinnerte sichs nicht

*) Dies war wol die Haupturſache. Campe.

mehr daran? Oder ists natürliche Anlage zu einem guten, sanften Herzen? Es wird sich etwan in der Folge zeigen.

(Der Beschluß folgt.)

3.

Bemerkungen, veranlaßt durch eine Recension meiner Abhandlung über die Bestimmung, Würde und Bildung christlicher Lehrer, 1789, im zweiten Stück des neun und achtzigsten Bandes der allgemeinen deutschen Bibliothek.

Wenn sich Jemand berufen fühlt, laut über wichtige Meinungen zu urtheilen, worüber sich denkende und gelehrte Männer noch nicht vereinigen konnten: so muß er, meiner Einsicht nach, ehe er öffentlich redet, sich mit dem bekannt machen, was schon bisher für und wider die streitigen Meinungen behauptet worden ist. Sonst wird er in Gefahr seyn, nur das zu wiederholen, was schon Andere gesagt haben, und das lesende und prüfende Publicum wird durch seine Raisonnements vielleicht weniger belehrt als belästiget werden.

Hat

Hat aber auch ein Schriftsteller jene Pflicht erfüllt; hat er die Meinung, welche er bestreitet, zuvor mit aller ihm möglichen Sorgfalt geprüft; hat er Alles, was zur Behauptung ihres Ansehens gesagt werden kann, deutlich dargestellet; hat er seine Abweichung von ihr durch hinlängliche Gründe zu rechtfertigen gesucht und nichts verschwiegen, was ihm, seiner Einsicht nach, noch weiter entgegengesetzet werden könnte: so ist es gleichwol möglich, daß dieser sorgfältigere Schriftsteller noch Manches übersehen und Manches unbestimmt gelassen habe, was er zur Vereinigung der streitenden Partheien genauer hätte entwickeln und bestimmen müssen. War es ihm aber nur um Wahrheit und Beförderung menschlicher Wohlfahrt zu thun: so kann es ihm nie unangenehm seyn, wenn ein scharfsinniger Beurtheiler seiner Schrift ihn auf die Mängel derselben, auf den Ungrund mancher seiner Behauptungen und die Unzulässigkeit seiner Vorschläge aufmerksam macht. Sollte die Wichtigkeit der Sache es erfordern: so wird er es nach gegründeter Ueberzeugung für seine Pflicht halten, jetzt öffentlich zu sagen, daß und warum er seine vorigen Urtheile nun ungegründet finde; daß und warum er den Meinungen des scharfsinnigen Beurtheilers seiner Gedanken nun seinen Beifall gebe. Durch diese Offenherzigkeit wird er, wenn er anders wirklich ein denkender

und einsichtsvoller Mann ist, gewiß Vieles zur allgemeinen Anerkennung der Wahrheit beitragen können.

Bei meiner obengenannten Abhandlung suchte ich nach Maaßgabe meiner Kräfte jene Forderungen möglichst zu befriedigen, und es wird mir keine Ueberwindung kosten, das Irrige in meinen Behauptungen und das Unbestimmte in meinem Vortrage öffentlich zu gestehen, sobald ich durch die noch zu erwartenden Zurechtweisungen unpartheiischer und scharfsinniger Männer davon werde überzeugt worden seyn. Die Gegenstände, über welche ich mein Urtheil laut zu sagen gewagt habe, sind zu wichtig, als daß ich nicht zu ihrer völligen Aufklärung ferner beitragen zu können, wünschen sollte. Um deswillen mußte es mir denn natürlicher Weise unangenehm seyn, zu bemerken, daß der Herr Recensent meiner Abhandlung in der allg. d. Bibl. es allen Lesern dieses berühmten Journals, die meine Schrift nicht selbst geprüft haben, aber noch prüfen werden, unmöglich gemacht hat, sich von dem Inhalte derselben und meiner Art zu urtheilen, eine nur einigermaßen richtige Vorstellung zu machen. Zwar glaubt Rec., daß ich mich als einen denkenden und einsichtsvollen Mann gezeigt habe und versichert am Ende der Recension, daß seine Bemerkungen keinesweges den angegebnen Werth meiner Schrift ha-

haben verringern sollen. Seine ganze Kritik ist aber von der Art, daß ich mich seines Lobes völlig unwerth halten würde, wenn ich nicht schon in der Abhandlung selbst alle Bemerkungen geprüft hätte, welche zu machen, sich R. durch sie veranlaßt sah.

Ueberhaupt muß ich dem Herrn Rec. meine Besorgniß gestehen, daß er meine Abhandlung nicht mit der Aufmerksamkeit gelesen habe, welche jeder Verfasser einer Schrift von demjenigen zu fordern berechtigt ist, der sich für geschickt hält, das Publicum über den Inhalt und Werth derselben zu belehren.

Im Anfange seiner Beurtheilung sagt mein Herr Rec.: „Der Verfasser hat die Absicht, theils die Consistorien auf eine zweckmäßigere Prüfung der Kandidaten aufmerksam zu machen, theils junge Theologen zu ermuntern, daß sie nicht aus bloßer Furcht vor den Consistorien unnütze Dinge lernen und dadurch gemeinnützigere Kenntnisse verabsäumten. Den ersten Zweck nennt R. gut und löblich, kann aber nicht einsehen, „wie der Verfasser sich mit der Hofnung schmeicheln könne, durch seine Schrift die jungen Theologen vor der Furcht vor den Consistorien zu beruhigen, da er nicht Oberconsistorialrath, nicht Director aller Consistorien sey.“ Ich konnte, als ich dies las, durchaus nicht einsehen, wie der Herr R. mir die angezeigten Absichten habe beilegen können, da ich in der Vorrede meiner Schrift S. V. aus-

drücklich gesagt habe: „Warum sollte ich nicht auch aus eignem Antriebe wünschen und versuchen dürfen, die Aufmerksamkeit des Publikums aufs neue auf so wichtige Gegenstände hinzuleiten und dadurch weitere Belehrungen für Andere sowol, als für mich selbst zu veranlassen! Hieraus erhellet die Absicht des Verf. bei Herausgebung seiner Schrift. Der Verf. erzählte aber auch im Anfange der Vorrede die Veranlassung zur Abfassung seiner Schrift und erklärt nachher S. VI., „daß diese Erzählung (nicht diese Schrift) für solche Jünglinge, die von einem edlen Eifer beseelt werden, alle zur Erfüllung ihrer künftigen Berufspflichten erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten in der möglich größesten Vollkommenheit sich zu erwerben, seiner Meinung beruhigend — werden könne. Daß dies richtig geurtheilt sey, glaubte der Verfasser deswegen, weil ein Jüngling, der die in der Abhandlung genannten Eigenschaften eines würdigen Predigers besäße, sich aus meiner Erzählung die beruhigende Vorstellung machen kann, daß Männer, wie der selige Kanzler Cramer, ihn um dieser Eigenschaften willen hochschätzen, ihn, wenn er nur sie besitze, nicht wie die Consistoria, die R. schildert, abweisen oder öffentlich als einen Ignoranten beschimpfen, sondern ihm zuverlässig des Predigtamts würdig erklären würden. — Mein Rec. hat

hat also die Absicht der Erzählung, womit ich die Vorrede meiner Abhandlung anfange, mit der Absicht meiner Schrift selbst verwechselt. Und um dieses groben Irrthums willen sollen nun seine Leser glauben, daß der von ihm beurtheilte Verfasser sich etwas anmaße, was nur ein nicht existirender Direktor aller Consistorien zu bewirken im Stande sey.

Eben die Flüchtigkeit im Lesen und Prüfen, welche sich der Herr Rec. hier schuldig gemacht, hat ihn auch zu dem Ausspruch verleitet, daß der Verfasser Campe's Vorschlag adoptirt habe und meine: „daß alle Gelehrsamkeit, so vielen Werth sie auch habe, für einen künftigen Prediger unnütz, ja schädlich sey.“ Um dies Urtheil zu bestätigen, hebt R. aus der Vorrede einige Sätze aus, die aber nichts für ihn beweisen können, weil sie aus dem Zusammenhange gerissen sind. Hätte R. mit mehrerer Prüfung gelesen: so würde er sich leicht überzeugt haben, daß nicht nur der Verfasser ein wahrer Verehrer der Gelehrsamkeit sey, sondern daß er auch an dem Prediger Gelehrsamkeit schätze, dabei aber glaube, daß es unnütz und schädlich sey, von allen, die sich dem Predigtamte widmen, eine ausgebreitete, besonders philologische Gelehrsamkeit zu fordern. Woher weiß R., daß ich die Meinung des Herrn Campe adoptirt habe? Kann er es etwa sich nicht

als

als möglich denken, daß mehrere Männer einerlei Ueberzeugungen haben, ohne daß der eine seine Meinungen von dem andern angenommen habe.

Daß die Wahrheit meiner Behauptungen von der Würde und Bildung christlicher Lehrer ganz von der Richtigkeit dessen abhänge, was ich in der Einleitung und dem ersten Theile meiner Abhandlung gesagt habe, scheint der Herr R. nicht bemerkt zu haben.

„In einer Einleitung, sagt R., sucht der Verf. gegen D. Nösselt den Grundsatz aufzustellen, daß der Werth einer Sache, einer Fähigkeit, eines Menschen von dem größern oder geringern Nutzen abhänge, den sie auf (für) die menschliche Gesellschaft äußert, da jener ihn in den größern Fleiß und Mühe, die ein Beginnen kostet, gesetzet hatte. Letzterer Werth beziehe sich nur auf die handelnden Menschen, ersterer auf die menschliche Gesellschaft.“ Ich zweifle, daß die Leser der Recension durch diese fehlerhafte Erklärung werden in den Stand gesetzt werden, sich eine richtige Vorstellung von meinen Gedanken zu machen. Wenn ich behaupte, daß der Werth einer Sache, eines Menschen, einer Fähigkeit ꝛc. ꝛc. nach deren größern oder geringern Nutzbarkeit zu bestimmen sey: so rede ich ausdrücklich von demjenigen Werthe, den eine Sache, ein Mensch ꝛc. für die menschliche Gesellschaft ha-

haben. Diese Behauptung ist nicht gegen Herrn D. Nösselt, der vermuthlich hierin mit mir ganz übereinstimmend denken wird. Nachher führe ich an, daß, nach des Herrn D. Nösselt Meinung, der Werth einer Beschäftigung nach den größern Fähigkeiten und der Mühe, die sie koste und der Werth eines Manns nach dem Fleiße beurtheilt werden müsse, den er auf eine Beschäftigung wende, um es darin zur möglichsten Vollkommenheit zu bringen. Ich gestehe und erläutere durch Beispiele, daß dieser Begriff des Herrn D. N. vollkommen richtig sey, wenn man den Werth einer Sache, einer Fähigkeit oder eines Menschen an sich, ohne Beziehung auf die Gesellschaft bestimmen will; beweise aber und leite aus dem Begriff eines Lehrers her, daß der Werth eines Predigers oder eines Lehrers seiner Mitchristen und der Werth derjenigen Eigenschaften, die er als Prediger besitzen müsse, nur nach dem Nutzen geschätzet werden dürfen, den er als Lehrer, vermittelst jener Eigenschaften, für die menschliche Gesellschaft und zunächst für seine Gemeine haben könne. Daß dies unrichtig sey, kann ich nicht einsehen; denn ein Prediger hat ja als Prediger bei seiner Gemeine keinen Werth, wenn er ihr nicht nützlich wird. Der Herr Rec. hat mir nicht das Gegentheil bewiesen, sondern sagt: „Die Meinung des Verf., (die R. aber gar nicht

richtig gefaßt hat) scheine zwar in der Theorie richtig zu seyn, wiewol sich der Nösseltsche Ausspruch leicht rechtfertigen ließe: (Hätte Rec. dies leichte Geschäft doch zu meiner Belehrung übernommen!) aber in der Praxis fürchtet er, sey sie ganz unanwendbar! Und warum denn? Hierauf antwortet R. ungemein befriedigend. „Denn, sagt er, wie oft stiftet der Stille im Lande ganz unbemerkt mehr Nutzen, als der Geräuschvolle. Nicht immer, ja wir mögten fast sagen, nie sind die Handlungen von solchem Werth, deren Nutzen sich gleich zeigt, als die, wo er eine Zeitlang ganz unbemerkt bleibt" R. scheint seinen Lesern einbilden zu wollen, daß ich den Werth menschlicher Handlungen nach dem Grade ihrer auffallenden und allgemein einleuchtenden Wirkungen beurtheile, obgleich ich ausdrücklich das Gegentheil angedeutet habe. Das Sonderbare, was überdies in obiger Aeußerung des R. liegt, will ich nicht entwickeln, da dies nicht zu meinem Zweck gehört.

Ueber den ersten Theil meiner Abhandlung urtheilt mein Herr R., daß das von dem Verf. Gesagte zwar nicht ganz neu, aber doch schön und gut gesagt sey und empfiehlt es zur allgemeinen Beherzigung. „Nur fürchtet er, daß Beförderung einer nützlichen Lectüre und Vorlesungen

gen über die Natur mehr frommer Wunsch, als allgemein ausführbare Sache seyn mögte.“ Will Rec. durch diese Aeußerung seine Leser glauben machen, daß der Verf., nach Art luftiger Projectmacher, jeden an sich guten Vorschlag für allgemein ausführbar halte: so thut er demselben Unrecht, weil dieser sehr sorgfältig seinen Vorschlag gegen dergleichen Misdeutungen in Sicherheit zu stellen gesucht hat. S. 72–74 der Abhandlung und S. VIII der Vorrede. Uebrigens freue ich mich sehr, daß im Stande bin, dem Herrn R. einen Theil seiner so niederschlagenden Furcht zu benehmen, indem ich ihn versichre, daß zwar nicht Vorlesungen, aber solche nützliche Unterhaltungen, wie der Verf. in seiner Schrift (nicht fordert, aber) als sehr wünschenswürdig darstellt, in der Gemeine des Verf. schon zwei Jahre und zwar an den Winterabenden, wo es dem Landmann gemeiniglich an nützlicher Beschäftigung fehlt, Statt gefunden haben und daß für eben diese Gemeine jetzt eine Sammlung zweckmäßiger Bücher angeschaft wird, wozu die Gemeine aus eignem Antriebe eine beinahe 70 Rthlr. betragende Summe zusammengelegt hat. Durch diese interessante Nachricht muß sich nun aber mein Herr R. nicht zu einer neuen Furcht verleiten lassen. Möglich wär es allerdings, daß er jetzt besorgte, die guten Landleute mögten über dem

dem Geschmack an meinen Unterhaltungen und dem Lesen nützlicher Bücher die Neigung zu ihren Feldarbeiten und andern ökonomischen Geschäften verlieren. Ich kann aber dem Herrn R. und Alle, die oft gar zu viel Furcht äußern, wenn es auf die Ausführung eines wohlthätigen Plans ankommt, auf das stärkste versichern, daß jene Gefahr hier nicht vorhanden sey.

Bei der Anzeige des zweiten Theils meiner Abhandlung bemerkt R.: „daß der Verf. unter dem Stand christlicher Lehrer, so fern er die Absicht und das Beispiel Jesu erfüllt (so hat sich der Verf. nicht ausgedrückt —) für den ehrwürdigsten halte, hier wol den meisten Widerspruch erfahren müsse, zumal er so kurz sey und diese Materie lange nicht erschöpft habe." Ich sage in meiner Abhandlung S. 86, daß es, meiner Meinung nach, keinen ehrwürdigern Stand und keine wohlthätigere Klasse von Menschen geben könne, als diejenige sey, deren Mitglieder bestimmt sind, den unsterblichen Geist ihrer Brüder zu dem Genuß unvergänglicher Güter zu erheben, ihre Nebenmenschen moralisch vollkommner und glückseliger zu machen, Weisheit im Genusse des Glücks, Zufriedenheit unter allen Umständen des Lebens, Gelassenheit im Leiden und Ruhe im Tode empfinden und beweisen zu lehren. Zugleich sichre ich mich in einer Anmerkung gegen

den

den Verdacht, als wenn ich denjenigen, welche künftige Lehrer des Christenthums bilden, einen geringern Werth als diesen beilegen wolle. Dabei kann ich nun nicht begreifen, daß meine so bestimmte Behauptung einem so großen Widerspruch, als R. glaubt, ausgesetzet seyn sollte: es müßte denn seyn, daß es, wider meine Vermuthung, noch größere Güter gäbe, als Bildung des Geistes und Veredlung des Herzens sind. Ob ich meine Materie erschöpft habe, darüber kommt mir die Entscheidung nicht zu. Wenn R. aber über Kürze klaget, so scheint er gar nicht bedacht zu haben, daß meine Behauptung im zweiten Theile der Abhandlung, nur eine Folgerung aus demjenigen sey, was ich im ersten Theile ausgeführt habe. Mithin scheint jene Klage ein wenig lächerlich zu seyn. Uebrigens würde sich der Herr R. um den lernbegierigen Verfasser verdient gemacht haben, wenn er ihn auf diejenigen Einwürfe, welche er gegen die im zweiten Theile der Abhandlung ausgeführten Gedanken etwa noch befürchten dürfte, hätte aufmerksam machen wollen. Denn der Verf. glaubt in seiner Einfalt, daß er alle wichtigen gegen die Würde des Predigerstandes bisher vorgebrachten Einwendungen redlich angezeigt und sorgfältig geprüft habe.

Nun kommt mein Herr Rec. zu der streitigen Frage: Welche Eigenschaften ein christlicher Leh-

rer besitzen müsse, um seine Bestimmung erreichen und die mit seinem Stand verbundene Würde auch für sich persönlich zu erlangen. Er macht die Eigenschaften und Kenntnisse nahmhaft, welche meiner Behauptung zufolge ein jeder würdiger Lehrer des Christenthums besitzen muß, bezeugt mir seinen Beifall, was die Nothwendigkeit der genannten Eigenschaften betrift, findet sich aber nicht überzeugt, daß sie zureichend sind. Hätte R. hier nun ordentlich verfahren wollen: so würde es nöthig gewesen seyn, sich auf die Gründe einzulassen, wodurch ich in meiner Schrift S. 186-207 die Zulänglichkeit der genannten Eigenschaften zur Erfüllung aller Berufspflichten eines Predigers zu beweisen und gegen alle mir möglich geschienenen Einwendungen zu vertheidigen gesucht habe. Dies thut R. aber nicht und er selbst wird wissen: warum nicht? Statt dessen bemerkt er im Allgemeinen, daß mein Vortrag sehr viele nützliche Bemerkungen enthalte, erregt aber durch die Einwürfe, die er mir entgegenstellt, bei seinen Lesern die Vermuthung, daß ich nichts gesagt habe, was einer nähern Prüfung würdig sey, indem er mir solche Einwendungen entgegenstellt, die größtentheils zu meinen Behauptungen gar nicht passend sind. Die Leser werden sich davon am besten überzeugen können, wenn ich ihnen der Reihe nach die Gründe her-

herſetze, welche den R. beſtimmen, denjenigen noch nicht für einen würdigen Lehrer des Chriſtenthums zu halten, der nur die von mir angegebenen Kenntniſſe und Eigenſchaften beſitze.

1) „Soll der Prediger einen im Denken und Urtheilen geübten Verſtand beſitzen, ſo muß er doch wol dazu angewöhnt werden, d. h. er muß Logik ſtudiren.“ Ich geſtehe dem Herrn R., daß ich bisher nicht geglaubt habe, daß das Studium der Logik das einzige Mittel ſey, den Verſtand im Denken und Urtheilen zu üben. Der verewigte Mendelſohn glaubte dies auch nicht, wie der R. aus deſſen Vorrede zu den Morgenſtunden unfehlbar wiſſen wird. Und wenige Gelehrte glauben dies. — Was R., nach dieſer wichtigen Belehrung, über den Werth und die Lehrart philoſophiſcher Wahrheiten redet, glaube ich etwas beſtimmter, als er es hier vorträgt, S. 195–199 meiner Abhandlung geſagt zu haben. Sonderbar iſt es doch, daß ein Recenſent gar nicht auf dasjenige Rückſicht nimmt, was der von ihm beurtheilte Verfaſſer wirklich geſagt hat!

2) „Religionsgeſchichte (R. will ſagen: Kirchengeſchichte) iſt dem Prediger nothwendig zur gründlichen Ueberzeugung ſeiner Religionskenntniſſe und ohne Polemik kann er ſelbſt die ſymboliſchen Bücher nicht benutzen.“ Rec. ſcheint nicht geprüft zu haben, was ich von dem

großen Werth der Kirchengeschichte und der nothwendigen Geschicklichkeit eines würdigen Religionslehrers, wichtige Wahrheiten der Religion gegen Angriffe und Zweifel zu behaupten, S. 189-195 vorgetragen habe. Doch ist es richtig, daß ich die Bekanntschaft mit der Kirchengeschichte nicht zu den nothwendigen, sondern nur zu den für einen Prediger sehr interessanten Kenntnissen gezählt habe. Es scheint aber dem Rec. entgangen zu seyn, worauf ich diese der Behauptung des R. entgegengesetzte Meinung gründe, woran ich unschuldig bin.

3) „Der wahre Gelehrte — nicht Pedant — kann mehr Gutes wirken, als der Ungelehrte." Indem mein Herr Rec. mir diesen Satz als eine von mir zu beantwortende Frage vorlegt, drückt er sich so aus, als wenn ich alle Gelehrte für Pedanten erklärt, der Unwissenheit eine Lobrede gehalten hätte und dem zufolge die Kirche Christi glücklich preisen würde, wenn ihre Lehrer insgesammt Dummköpfe wären. So hätte der Herr R. als ein billiger Mann, meinem Bedünken nach, diese Sache nicht darstellen müssen. Er sagt ja selbst, daß ein Prediger, welcher diejenigen Kenntnisse besitze, die ich von ihm verlange, schon den Namen eines Gelehrten verdiene. Wie kann er denn nun glauben, daß ich unwissende Prediger und ungelehrte Pedanten — die, wie der Bekannte des Herrn R. von nichts als ihren Blumen zu sprechen wis-

sen

sen — für würdigere Mitglieder der menschlichen Gesellschaft als einsichtsvolle Männer halte? Ich begreife nicht, was meinem Herrn Rec. so plötzlich zu einer so übeln Meinung von meiner Urtheilskraft bewogen haben könne. Aber aus der Unordnung, welche von nun an in seinem Vortrage herrscht, schließe ich, daß ich den gründlichsten Theil der Recension nicht erst erwarten dürfe.

4) „Studium der Philologie, soweit es die Berufsgeschäfte erlauben, ist unter dieser Bedingung kein Hinderungsmittel im Amte. Vielmehr befördert es in mancher Rücksicht die Brauchbarkeit zur Führung des Predigtamts.“ Ich sehe wieder nicht ein, wie R. meinen Aeußerungen solche Sätze als Anthitheſen habe entgegenstellen können. Ich bestreite ja nur S. 128, daß jeder Lehrer der Religion diejenigen Sprachen, worin die heiligen Schriften ursprünglich abgefaßt sind, die hebräische, chaldäische und griechische und die zur vollkommenen Kenntniß der ersteren unentbehrliche syrische und arabische Sprache verstehen, wie auch die als Hülfsmittel zur Auslegung der Bibel nöthigen historischen, antiquarischen und kritischen Kenntnisse besitzen müsse. Auch habe ich gesagt S. 205 meiner Abhandlung: „Steht derjenige Theil der Wissenschaften, den ein gelehrter Prediger vorzüglich bearbeitet in gar keiner,

oder nur in schwacher Verbindung mit den Kenntnissen und Fertigkeiten, die er zur vollkommnern Erfüllung seiner Berufspflichten, während der Führung seines Amts immer mehr zu berichtigen und zu erweitern suchen muß: so erweckt er bei Allen, die es wissen, wozu solche Lieblingsneigungen gemeiniglich verleiten, den nicht ungegründeten Verdacht, daß er in eben dem Grade, in welchem er sich durch Gelehrsamkeit hervorzuthun strebt, an wahrem Werth für seine Gemeine verlieren werde. Hat R. diesen Gedanken durch seine obigen Sätze als ungegründet dargestellt? — Die Einwendung, daß der Prediger die Arbeiten gelehrter Philologen ohne Prüfung benutzen werde, wenn er nicht selbst philologische Kenntnisse besitze, habe ich in meiner Abhandlung geprüft, wie auch den Werth der von dem R. gemachten Einschränkung, daß der Prediger nur nicht ohne philologische Kenntnisse seyn solle. S. 128–135. Und doch spricht der Herr R. so, als ob von dem Allen nichts in meiner Schrift enthalten sey. Unter den vielen Fragen, welche mein R. über die Nothwendigkeit der philologischen Gelehrsamkeit eines Predigers an mich ergehen läßt, zeichnet sich besonders diese aus. „Und wenn denn ja übers Maaß geschritten werden sollte, was ist besser? Zu viel philologisches Studium? oder zu viel Garten- und Pferdeliebha-

haberei?" Habe ich denn etwa behauptet, daß es zur Bestimmung des christlichen Lehrers gehöre, Pferde zu ziehen und den Garten anzubauen? Habe ich etwa Philologie und Pferdeliebhaberei einander entgegengesetzt und dann entschieden, daß letztere der erstern vorzuziehen sey? Oder ist es bei meinem Herrn R. ganz ausgemacht, daß ein Prediger entweder ein Philologe oder ein Pferde- und Gartenliebhaber seyn müsse? Mich dünkt, daß man, um zur Beilegung des hier obwaltenden Streits etwas beizutragen, untersuchen sollte: ob es in dem Fall, da nur eins von beiden Statt haben könnte, alsdann der Bestimmung des Predigers angemessener sey, Philologie zu studiren oder solche Kenntnisse einzusammeln, welche einen unmittelbaren Einfluß in die Bildung und Veredlung — nicht der Pferde und Blumen, sondern — der christlichen Zuhörer des Predigers erwarten lassen.

5) „Wenn der Prediger nur die von dem Verfasser verlangten Kenntnisse besitzet: so muß er durchaus nicht Consistorialrath oder Schuldirector werden können." Hier setzet R. wieder etwas voraus, was ich nicht behauptet habe. Um sich nämlich Gelegenheit zu einem neuen Einwurfe zu machen, beliebt er anzunehmen, daß ich behauptet habe, kein Prediger müsse ferner wahre Gelehrsamkeit besitzen, da ich doch in meiner Ab-

handlung öfterer mich ganz bestimmt dahin erklärt habe, daß man nicht von einem jeden Candidaten des Predigtamtes eine ausgebreitete, besonders philologische Gelehrsamkeit verlangen sollte. Hätte doch R. erwogen, was ich S. 205–212 gesagt habe, so würde er mir auch diesen zu meinen Behauptungen ganz unpassenden Einwurf nicht gemacht haben.

Gleichwol sagt mein Herr R., nachdem er zur Aufklärung der unter uns streitigen Frage nicht das Geringste beigetragen und sich auf die Widerlegung der seiner Meinung entgegenstehenden Gründe gar nicht eingelassen hat: „Wir glauben also, daß einem gründlichen Theologen philologische Kenntnisse unentbehrlich sind.“ Rec. giebt durch diese Aeußerung noch zuletzt den unleugbarsten Beweis, daß er meine ganze Abhandlung durchaus unrichtig beurtheilt habe. Denn ich habe ja nur bestimmen wollen, welche Eigenschaften und Kenntnisse einem jeden Lehrer der Religion, auch dem geringsten Dorfprediger zur Erfüllung seiner Berufspflichten nöthig seyn. Daß ein gründlicher Theologe mehr wissen müsse als dieser, wie sollte ich daran zweifeln? Endlich sagt mein Herr R. noch: „der Verf. gesteht selbst, daß ein Candidat, ehe er zum Predigtamte gelangt, als Hofmeister andrer Kenntnisse bedürfe und daß Jugenderziehung ein dienliches Mit-

Mittel zur Vorbereitung aufs Predigtamt sey.“ Sah denn Rec. nicht, daß ich grade daraus, weil die meisten Candidaten des Predigtamts nach Vollendung ihrer Universitätsjahre sich mit Erziehung und Unterweisung der Jugend beschäftigen müssen, einen Nebenbeweis für meine Behauptung hernahm. Wie kann er denn sagen: der Verf. gesteht selbst ꝛc. Ich sage in der Anmerkung S. 208. 209: Ist der Candidat des Predigtamts genöthiget, nach Vollendung seiner akademischen Jahre sich mit Erziehung und Unterricht solcher Kinder zu beschäftigen, die für einen ganz andern, als den geistlichen Stand gebildet werden sollen, und will er dies Geschäfte mit wahrer Geschicklichkeit und Gewissenhaftigkeit besorgen: so muß er entweder ungewöhnliche Fähigkeiten besitzen, oder seine Gesundheit aufopfern, oder es ist unmöglich, daß er während dieser Zeit seine auf der Akademie eingesammelte theologische Gelehrsamkeit nicht zum Theil vergesse. Gleichwol ist Erziehung und Unterweisung der Jugend ein sehr dienliches Vorbereitungsmittel zu den künftigen Geschäften eines Predigers. Wie günstig diese Stelle meiner Abhandlung, die R. für sich benutzen will, seinen Behauptungen sey, überlasse ich jedem Leser zur eignen Entscheidung.

Ueberhaupt wird die Beurtheilung dieser R. zum auffallenden Beweise dienen können, wie leicht man getäuscht werde, wenn man glaubt, die wahren Ideen eines Schriftstellers aus einer jeden Recension seines Buchs kennen lernen zu können. Was übrigens die Abhandlung selbst betrift, deren Inhalt ich hier vertheidigt habe: so zweifle ich keinesweges, daß sie einer weit grössern Vollkommenheit fähig sey, als sie bereits erreicht hat und daß ich besonders meine Urtheile über die nothwendigen Kenntnisse eines jeden würdigen Religionslehrers vielleicht hier und da noch bestimmter hätte ausdrücken können und, um allen Widersprüchen zu entgehen, hätte ausdrücken müssen. Wer indessen meine Aeußerungen ohne Vorurtheil lieset, die genaue Verbindung nicht übersieht, worin der erste und zweite Theil der Abhandlung mit dem dritten steht und mit einiger Sorgfalt darauf achtet, wie ich stets das Nothwendige von dem Wünschenswürdigen unterscheide und ohne dieses zu verwerfen oder denen zu widerrathen, die sich vorzüglicher Fähigkeiten erfreuen, nur jenes als zuerst und vorzüglich zu erlernen rathe; der wird meine Behauptungen nicht für zu gewagt, nicht für übertrieben oder gar für gefährlich und dem Wohl der menschlichen Gesellschaft nachtheilig halten: über welche Bedenklichkeiten ich denn auch wirklich durch die Ur-

Urtheile sehr einsichtsvoller Männer und selbst gelehrter Theologen schon hinlänglich beruhiget worden bin. Kahlebuy den 18 December, 1789.

C. J. N. Christiani,
Prediger zu Kahlebuy und Moldanit.

4.

Beitrag zur Erklärung der Gespenster- oder Geistererscheinungen, von Hrn. D. F. Ch. Krebs in Blankenburg.

Längst hatte ich mir vorgenommen, diesen Beitrag auf irgend einem bequemen und nützlichen Wege bekannt zu machen und mich hat nur der Gedanke, daß ich vielleicht nichts Wichtiges oder Neues sagen mögte, davon abgehalten. Eine Bemerkung, zu der mir ein zwei Stunden langes unerträglich ermüdendes Gespräch über Gespenster Gelegenheit gab, und die besonders darauf hinausläuft, daß über diesen Gegenstand doch noch nicht zu viel gesagt seyn kann, weil der Aberglaube auch in der Hinsicht noch so sehr gangbar ist. —

Die-

diese Bemerkung bewog mich, meine Erfahrung bekannt zu machen.

Man darf nur Gespenstergeschichten erzählen hören, so wird man finden, daß unter drei Geschichten allemal eine sich mit einer, bald nach der Vision entstandenen Krankheit und darauf erfolgtem Tode endigt. Die Menge ähnlicher Geschichten haben mich längst aufmerksam gemacht und ich fand die Ursach der Krankheit in dem heftigen Schreck und der damit verbundenen fortdauernden Furcht, die der Glaube an Gespenstergeschichten so sehr nährt und befördert. Ein Zufall aber entdeckte mir mehr. Ich hatte, als ich noch zu Osterwieck wohnte, eine Kindbetterin zu Beerßel in der Besorgung. Diese fiel 3 Tage nach ihrer Entbindung in ein heftiges galligtes Kindbetterinfieber. Während dem Fieberansatz, wie sie schon einiges Frösteln im Rücken und nachher krampfhafte Bewegungen bemerkte, fuhr sie auf einmal, im Beiseyn mehrerer Leute, zusammen und schrie, es komme ein Geist in die Stube und nahe sich ihr. Niemand von den Umstehenden sahe etwas, sie aber wurde auf einmal vom heftigsten Frost erschüttert, auf welchem eine angemessene Hitze und nachher dringende Lebensgefahr erfolgte. Nur mit Mühe wurde die Kranke wieder hergestellt, inzwischen blieb der Eindruck der Vision zurück und alle

Vor-

Vorstellungen waren unzulänglich, ihr eine andere beruhigendere Ueberzeugung zu verschaffen.

Kindbetterinnen sind, besonders wenn galligte Schärfe in den ersten Wegen liegt, ganz vorzüglich reizbar und sensibel. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß bei solchen Leuten, wie bei Hypochondristen, mannigfaltige krampfhafte Zufälle entstehen und sehr oft leidet der Augennerv selbst daran. Die Funken, Flecken, Lichter vor den Augen, die Erscheinung von Dingen, die eigentlich nicht da sind, ist, unter solchen Umständen, ein den Aerzten bekanntes Phänomen und es ist durchaus keinem Zweifel unterworfen, daß die obige und alle ähnliche Erscheinungen nur auf die Art befriedigend erklärt werden können. Mehrere Beispiele und die Erfahrung an mir selbst, sind mir die redendsten Beweise und ich wünsche darüber Beobachtungen mehrerer Aerzte zu lesen.

5.

Beantwortung einiger Einwürfe der Herausgeber des Tagebuchs eines Vaters im Auguststücke vorigen Jahrganges, von dem Verfasser dieses Tagebuchs.

Seite 405. „Dieser Vater wagte zuweilen Extreme, deren Erfolg nicht abzusehen war.“ — Wie ich Extreme wagte, da war der Erfolg mit moralischer Gewißheit abzusehen. Als ich z. B. mein viertes Kind gleich nach der Geburt in ganz kaltem Wasser waschen ließ: so waren mit den, drei vor ihm gebornen, alle Zwischenstufen durchgegangen; und so hatte ich mich allmälig der Unschädlichkeit versichert.

Ebendaselbst. „Sein Glaube an Rousseau und die Natur war so stark, daß er sich durch keine Besorgnisse irre machen ließ.“ — Soll das noch vom dem ersten Bade des Kindes gelten: so erinnere ich, daß dieses nicht auf Rousseau's unmittelbares Geheiß geschah. Er sagt zwar (Em. I. p. 69. 70, ed. de Genev.) daß viele Völker es ohne Gefahr thun, räth aber doch, es mit unsern, schon vor der Geburt verzärtelten Kindern nicht zu wagen. Er hatte nicht Gelegenheit gehabt, selbst Versuche hierüber anzustellen, wie ich, sonst wäre er dreister gewesen.

S.

Digitized by Google

S. 407. Die Natur verfährt in allen ihren Verrichtungen stufenweise.“ Ist wol nicht durchaus richtig. Welcher Uebergang, z. B. aus dem utero in die offne Welt!

S. 408. „Dunkele Vorhänge am Fenster oder am Bette, scheinen, wegen der schwachen Sehkraft des Kindes, nöthig zu seyn.“ — Bei mir hatte das Bett gar keine Vorhänge, die Fenster aber hatten keine dunkele, sondern weisse, die jedoch nicht zugezogen wurden. Die Natur hat denen ihrer Geschöpfe, welchen das Licht gleich nach der Geburt nicht zuträglich ist, selbst Vorhänge besorgt: sie läßt sie nämlich mit verschlossenen Augen geboren werden. Ich bin daher der Meinung, daß den mit offnen Augen zur Welt kommenden das Licht nicht schädlich sey: weil sonst die Natur sie davor bewahrt haben würde.

S. 410. „Die Natur will bisweilen unsrer Hülfe.“ — Ganz recht, nur nicht so oft als wir uns einbilden. Man muß nicht zu eilig mit der Hülfe seyn, es wird dadurch nicht selten mehr verdorben als gebessert. Der Fall, daß die Milch erst zwei, oder gar dreimal 24 Stunden nach der Geburt eintritt, ist nicht von denen, wo man behaupten könnte, die Natur sey in Unordnung und brauche Hülfe. Aber nicht

also, wenn ein neugebornes Kind 24 Stunden verstopft ist. Dieser Fall ist sicher unnatürlich.

S. 411. „Am vierten Lebenstage das Kind mit ganz kaltem Wasser über den ganzen Leib zu begießen, scheint noch immer gewagt zu seyn.“ — Ich bin durch mehrmalige Erfahrung nicht nur von der Unschädlichkeit, sondern von dem Nutzen dieses Verfahrens so überzeugt, daß ich nie davon abgehen würde und hätte ich noch hundert Kinder zu erziehen. Diejenigen aber, welche meine Erfahrung nicht überzeugt, bitte ich, sich wenigstens den Ausspruch eines der größten Aerzte überzeugen zu lassen. So spricht Tissot: (avis au peuple t. II. p. 64.) „Man muß die Kinder wenige Tage nach der Geburt mit kaltem Wasser, wie es aus dem Brunnen kommt, waschen. Man bedient sich dazu eines Schwammes, und fängt beim Gesichte an. Hierauf wäscht man die Ohren, das Hintertheil des Kopfes (mit Vermeidung der Fontanelle) den Hals, den Leib, die Hüften, die Lenden, die Beine, die Arme; kurz überall. Dieses Verfahren, welches seit Jahrhunderten üblich gewesen ist, und noch heutiges Tages von vielen Völkern befolgt wird, die sich wohl dabei befinden, wird vielen Müttern äußerst anstößig seyn. Sie werden glauben, ihre Kinder zu tödten und vornehmlich werden sie nicht Muth ha-

haben, dem Geschrei, was solche die ersten Male zu machen pflegen, zu widerstehen. Wenn sie sie aber wirklich lieben, so können sie ihnen kein thätigeres Zeichen ihrer Zuneigung geben, als wenn sie zum Besten derselben, ihren eignen Unwillen bekämpfen."

„Die schwachen Kinder sind diejenigen, welchen das kalte Waschen am nöthigsten ist; die starken können es entbehren, und man glaubt es nicht, wenn man's nicht oft gesehen hat, wie viel dieses Verfahren beiträgt, ihnen schnell Kräfte zu geben. Seitdem ich es hier einzuführen bemüht bin, habe ich das Vergnügen, zu sehen, daß die zärtlichsten und vernünftigsten Mütter es mit Nutzen befolgt haben. Und wenn es allgemein werden könnte, so bin ich völlig überzeugt, daß viele Kinder dadurch würden erhalten werden."

„Dieses Waschen muß täglich geschehn, Wetter und Jahrszeit mögen seyn, welche sie wollen: und in den guten Jahrszeiten muß man die Kinder in Eimer, in Seen, in Flüsse eintauchen. Die ersten Tage weinen sie; aber bald gewöhnen sie sich so an diese Sache, daß sie ihnen zum Vergnügen wird; und lachen die ganze Zeit über, da sie gebadet werden."

„Der erste Nutzen dieses Verfahrens ist, die Ausdünstung zu unterhalten, und gegen die Eindrücke der Luft weniger empfindlich zu machen.

Aus diesem ersten Vortheile aber entsteht ein zweiter, nämlich, daß sie vor einer großen Menge Uebel bewahret werden, als Knoten, Verstopfungen, Krankheiten der Haut, Zuckungen u. dergl., und man versichert ihnen eine feste und dauerhafte Gesundheit.“

Ich habe mit Fleiß diese lange Stelle abgeschrieben; denn ungeachtet das Buch, in dem sie steht, in Jedermanns Händen ist, mögte doch wol Mancher, der es besitzt, nicht wissen, daß sie drin steht.

Tissot also, wie man gesehn hat, will, man soll die Kinder, wenige Tage nach der Geburt, mit Wasser, wie es aus dem Brunnen kommt, am ganzen Leibe waschen, und ich habe es damit begossen. Ich sehe nicht, daß dieses so sehr viel gewagt sey und bin vielmehr jetzt durch Erfahrung überzeugt, daß ein sonst gesundes Kind, so wie es auf die Welt kommt, mehr ertragen könne, als mancher Erwachsene.

Man hat mir den Einwurf gemacht, das kalte Baden sey nicht der Natur gemäß. Herr T. (Anm. S. 429.) ist gar geneigt, es für eine von der Natur widerrathene und schädliche Behandlungsart zu halten. — Ich antworte hierauf: Der Nutzen des kalten Badens ist von Aerzten und Erziehern aus Theorie und Erfahrung hinlänglichst erwiesen; und dabei, denke ich, könnte man

sich

sich beruhigen. Indessen da der Einwurf: das Baden ist der Natur nicht gemäß, Schein hat und vorzüglich für mich, der ich die Natur, so viel es nur seyn kann, zum Muster nehme, Gewicht haben muß: so bin ich schuldig, darauf zu antworten.

Ich gestehe es, im Stande der unverfälschten Natur würden wahrscheinlich die Kinder nicht gebadet werden, denn man sieht nicht, daß die Thiere ihre Jungen baden. Aber es wäre auch im Naturstande nicht nöthig. Unser kaltes Bad ist nichts als Correctiv und Präservativ gegen unsere übrige verkehrte Behandlungsart, von der wir uns durchaus nicht gänzlich losmachen können. Wer z. B. geheizte Stuben, Federbetten, warme Kleidungen, warme Speisen u. dergl. m. ganz vermeiden könnte, der brauchte seine Kinder nicht in kaltes Wasser zu tauchen: wer diese Dinge aber nicht vermeiden kann, (und das wird der allgemeine Fall seyn) der thut wohl, das kalte Bad als ein Gegenmittel gegen einige der Uebel zu gebrauchen, welche diese Abweichungen von dem Wege der Natur erzeugen. Hiernächst hat mich die Erfahrung gelehret und Herr Campe stimmt mir bei (S. 412), daß das Baden in kaltem Wasser einen behaglichen Zustand des Kindes zur Folge habe. Manche nach gewöhnlicher Art behandelte Kinder, die nicht selten Tag und Nacht schreien,

und bei denen man hundert Mittel, sie zu besänftigen, vergebens anwendet, würden plötzlich ruhig seyn, wenn ihre Mütter und Ammen den Muth hätten, sie ihrer Bande zu befreien, und in kaltes Wasser zu tauchen. Auch verträgt ein so behandeltes Kind die kälteste Luft ohne Gefahr (S. 413.) ja ohne Unbequemlichkeit: denn sie mag so kalt seyn, wie sie will, sie ist nicht so kalt als Wasser, wie es aus dem Brunnen kömmt, oder das mit Eise vermischt ist.

S. 414. Arzneien, halte ich mit Locke, Rousseau und andern vernünftigen Aerzten und Erziehern dafür, muß man Kindern nicht anders geben, als im äußersten Nothfalle. „Selbst den „Ammen Purganzen zu verordnen, damit sie „durch die Milch auf die Kinder wirke, ist ein „schlechter Behelf, sagt Unzer, wodurch man „blos ein Uebel vertreibt, um es wieder zu rufen. Anstatt die Kinder zum Purgiren zu bringen, wodurch sie immer wieder verstopft werden, muß man ihnen lieber durch die Diät helfen, daß sie ordentlich Oefnung bekommen.“ (Medic. Handb. T. I. S. 135. Ausg. v. 1789.) Ich habe drei Kinder selbst erzogen, wovon das älteste zwölf, das jüngste drei Jahr alt ist, ohne Arzneien und ohne Schläge, und mich wohl dabei befunden, welches vielleicht vielen unglaublich vorkommen wird.

Nach-

Nachträge und Berichtigungen des Journals.

Den 20 Jan. „Ein Vorurtheil hie zu Lande will, daß Wöchnerinnen sich weder kämmen noch waschen sollen. Aus dieser Unreinlichkeit entstehen mancherlei Uebel und Beschwerden; ja es ist nicht ungewöhnlich vornehme Wöchnerinnen zu sehn, deren Köpfe von Ungeziefer wimmeln.

4. Febr. Die sechs letzten Zeilen von hätte ich an, gehören als Anmerkung oder Nachtrag unter den Text.

8. Febr. S. 420. Z. 10 von unten lese man seine statt ihre, und Z. 9 von unten das Volk statt sie.

S. 421, Z. 9. 10 gehören die Worte: Jetzt im November 1786 habe ich es mit dem vierten, unter den Text.

19. März. schlafen, da ꝛc.

28. März, letzte Z.: „Wind heftig."

19. April, Z. 3. Hand ihnen näherte.

1. Nov. Z. 2. streiche man sich aus.

S. 434, Z. 4 von unten lese man Boa für Bra.

S. 438, letzte Zeile, streiche man aus: aus voller Schüssel.

S. 440. Nachtrag, Z. 1. lese man: Im Monat Februar 1789

Im November 1789, da ich diesen Nachtrag schreibe, leben beide Kinder noch und sind gesund, haben auch keinen weitern Anfall in der Zwischenzeit erlebt, außer daß Karln mit Ausgange des Winters 1789 die Füße verfroren. Hätte man das Uebel gleich bemerkt, so wäre ihm leicht abzuhelfen gewesen, und das für immer, durch oft wiederholtes Einstecken in kaltes Wasser, oder Reiben mit Schnee, da man es aber zu spät bemerkte, machte man eine Salbe von Speck auf Eis getröpfelt, wovon die Füße nach einigen Wochen geheilt wurden. Allein im drauf folgenden October stellte sich das Uebel von neuem ein, und wurde wieder zu spät bemerkt. Ungeachtet schon zwei oder drei Stellen im Begriff waren aufzubrechen, wurde dennoch kaltes Wasser gebraucht, in welches er täglich einige Male die Füße eine Viertelstunde stecken mußte. Nachdem dieses vier oder fünf Tage geschehen war, verlor sich der Geschwulst: nur eine Stelle, wo schon eine Blase gewesen war, als das kalte Wasser zu brauchen angefangen wurde, brach dennoch auf. Der Fuß wurde nun, nach Unzers Vorschrift, über Essigdampf gehalten und mit faulen Aepfeln verbunden. Dieses heilte ihn in vier Wochen. Sollte das Uebel künftig wieder kommen, werde ich aufmerksamer darauf seyn, um es in der Geburt zu ersticken.

Bei-

Digitized by Google

Beide Kinder sprechen schon sehr deutlich, welches vermuthlich mit daher rührt, daß man sie nicht übereilt, vornehmlich sie nichts hat auswendig lernen lassen und zuweilen, bei schweren Sylben, ihnen zu Hülfe gekommen ist. Als sie z. B. farz für schwarz sprachen, lehrte ich sie schewarz sprechen, und das immer geschwinder, bis schwarz daraus wurde. Auch trallern sie Stücke, die sie singen hören, vernehmlich nach, und zeigen dadurch Biegsamkeit der Stimme und Anlage zu musikalischem Gehör. Vielleicht würde beides nicht so oft fehlen, als es fehlt, wenn alle Kinder in früher Jugend Gesang und Musik fleissig hörten. Der Seele nach scheinen sie noch unverderbt. Schläge werden bei ihrer Erziehung nicht angewandt und sind auch nicht nöthig. Die einzige bisher gebrauchte Bestrafung ist das Aussperren oder das Hinausbringen vor die Thüre, es mag frieren, regnen oder schneien. Es geschieht aber dieses gewöhnlich nur dann, wann eins durch unzeitiges Geschrei oder Weinen lästig wird. Es bleibt alsdann so lange draussen als es schreit. Sobald es stille ist, wird es wieder herein gelassen. Vor dem Aussperren wird es weder bedroht noch vermahnt oder gewarnt, und bei der Wiedereinlassung werden ihm keine Versprechungen abgefodert. Die nur dienen würden es lügen zu lehren. Uebrigens haben sie Frei-

heit, alles zu thun, was unschädlich ist: und da sie diese Freiheit stets genießen und nie in ihren Vergnügungen, durch beständiges Hofmeistern, Verbieten und Bestrafen gestört werden, so ist das Ursache, daß man sie ohne Gefahr, sich selbst überlassen kann, ohne daß sie den Mangel der Aufsicht, sich selbst zu schaden, oder Andern lästig zu fallen, misbrauchen. — Mit Unterricht sind sie bis jetzt noch gänzlich verschont geblieben; doch hat das nun bald fünfjährige Mädchen, aus eignem Triebe, das Abc gelernt.

6.

Einige Bemerkungen über die Stelle des Plinius: Naturgeschichte Buch 2, §. 5.

Ich behalte die Worte des Herrn Große bei, so lang mich nicht, wie mir's scheint, ein hinreichender Grund bestimmt, davon abzugehen; und übersetze dann so: Der ist dem Sterblichen ein Gott, der ihm hilft, und dies ist der Weg zum ewigen Ruhm. Auf diesem gingen erhabene Römer, und jetzt geht ihn nebst seinen Söhnen, im himmlischen Schritt, der größte Regent aller Zeiten, Vespasian August, die Stütze des sinken-

den

den Staats. Verdiente Männer aus Dankbarkeit unter die Gottheiten zu versetzen, war die älteste Sitte. Die Namen aller andern Götter und der obengenannten Gestirne (Planeten) sind durch die Verdienste der Menschen entstanden. Daß sich aber diese (dies beziehe ich auf hominum, das zunächst vorhergeht) Jupiter, oder Mercur, oder, was sie sonst für Namen unter einander haben mögen, nennen lassen, daß es also im Himmel ebenfalls eine Nomenclatur gebe, welcher Naturforscher mag dies leugnen? Welcher es läugnen, daß es lächerlich wäre, wenn das höchste Wesen, was es auch seyn mag, sich der menschlichen Angelegenheiten annehmen sollte?

So könnte, wie es scheint, die Stelle übersetzt werden, ohne daß man nöthig hätte, in der Leseart eine Veränderung vorzunehmen, was doch ohne kritischen Grund (und Herr Große führt keinen an) immer ein wenig gewaltsam ist.

Nach dieser Uebersetzung behauptete Plinius: daß durch die Namen Jupiter, Merkur u. s. w. mehr nichts, als jene verdienstvolle Männer, die man unter die Götter zählte, zu verstehen seyn: der Naturforscher begreift, daß sich die himmlische Nomenclatur auf diese bezieht; lacht aber darüber, daß sich das himmlische Wesen der menschlichen Angelegenheiten annehmen, sich um solche Kleinigkeiten bekümmern solle.

So weit hatte ich geschrieben, als ich in dem neunten Stück des Braunschweigischen Journals, 1789 den Aufsatz von Herrn Neide las. — Herr Neide vertheidigt die Lesart interpretationem deswegen, weil er sie in einer kleinen Ausgabe von 1601, als Randglosse unter den Varianten bemerkt gefunden habe. Aus Mangel an Handschriften kann ich nun freilich keine Untersuchung über den Werth oder Unwerth dieser Lesart anstellen. Inzwischen scheint doch das, was Herr Neide zur Vertheidigung dieser Lesart sagt, nicht hinreichend zu seyn, die recipirte Lesart zu verwerfen. So lange man nicht weiß, in welchen Handschriften diese Lesart vorkommt, kann man überall gar nicht über ihren Werth oder Unwerth entscheiden: um so weniger, da man nicht einmal weiß, wer denn diese Ausgabe besorgte? Ob dieser nicht vielleicht ein Unwissender war, der die Conjectur eines Andern unter die Varianten aufnahm.

Ferner würden auch, wenn die Lesart interpretationem ächt wäre, doch die Anmerkungen der Herren Geßner und Große (Braunschw. Journal 7 St. 1789 S. 352) gültig seyn. Da Plinius sagt: hic est vetustissimus referendi bene merentibus gratiam mos, ut tales numinibus asscribantur. Quippe et omnium aliorum nomina Deorum, et quae supra retuli siderum

ex

ex hominum nata sunt meritis: Wie kann denn Herr Neide übersetzen: die Namen Jupiter und Merkur, und, wie die Götter sonst noch unter einander sich benennen sollen, — mit einem Wort, die ganze Himmels-Titulatur — wer wird sie für etwas Anders halten, als für erklärende Namen der Naturereignisse? Was für ein Zusammenhang wäre es: die Namen, Jupiter und Merkur (*quae ex hominum nata sunt meritis*), wer wird sie für etwas anders halten, als für erklärende Namen der Naturereignisse? Eben diese Namen, (omnium aliorum Deorum nomina) die ihren Ursprung den Verdiensten der Menschen verdanken, die also auf gewisse Verdienste der Menschen hinweisen, sind erklärende Namen der Naturereignisse?

Dieser Schwierigkeit entgeht man, wenn man übersetzt, der Naturforscher weiß es, die Natur ist ihm Bürge davor, daß jene Namen nicht die Gottheit bezeichnen, daß vielmehr verdiente Menschen dadurch angezeigt werden.

Auch zu meiner Uebersetzung paßte die Interpunctation, die Herr Neide vorschlägt. Nur scheint jener gewöhnliche Zweifel, daß die Vorsehung über die Welt dem göttlichen Wesen ein zu unwürdiges, niedriges, bis ins Unendliche vervielfältigtes Geschäft sey, als daß es sich damit befassen könne, für einen Mann, der, wie Plinius,

nius, noch nicht gewiß ist, ob nicht die Sonne Gott sey (si modo est alius, sagt er von Gott, da er vorher von der Sonne sprach: hist. nat. Basil. MDLIII. L. 2, c. 6. 7.), der das höchste Wesen in einen Raum einschließt (quacunque in parte est, c. 7, L. 2.) passender, als die erhabenere Idee, die er in unserer Stelle nach der Interpunctation des Herrn Reide hätte.

7.

Wofür mögen die ersten palästinischen Christen wol das Christenthum gehalten haben?

Der irrt sehr, der seine Religionsmeinungen allen seinen Zeitgenossen, oder auch nur allen Mitgliedern derjenigen Kirche, zu der er sich bekennt, beimisset: aber der irrt noch mehr, der da meint, daß die Vorwelt mit ihm schon einerlei Begriffe und Vorstellungen gehabt habe. Andere Vorerkenntnisse, andere herrschende Begriffe, andere erste Anleitung, Sachen der Art anzusehen, mußten nothwendig Vorstellungen, die von den unsrigen sehr abweichen, erwecken.

Wie-

Viele Dunkelheiten in der Geschichte würden verschwinden, wenn wir nur einigermaßen genau wüßten, wie man damals Dies und Jenes angesehen habe. Aber das Vorurtheil, als hätte man damals eben so, wie jetzt, gedacht, erzeugt Unerklärlichkeiten und Verwirrung.

So geht es auch in der Geschichte der ersten christlichen Kirche. Jede jetzige christliche Partei legt den ersten Christen ihre Begriffe, ihren Glauben, ihre äußerliche Einrichtung bei. Allein da bleibt dann Vieles über, was sich damit nicht reimen, was sich daraus nicht herleiten, was sich daher nicht recht begreifen läßt.

Man frage also lieber: wofür hielten die Zeitgenossen der Apostel das Christenthum? Wofür hielten es die palästinischen Juden von gemeiner Classe (σαρκικοι)? Und wofür hielten es die Aufgeklärtern (πνευματικοι)? — Wie sahen es dagegen die Heiden, besonders die Alexandriner, die Griechen und Römer, an? — — Können diese Fragen hinlänglich beantwortet werden, so muß dadurch manche Schwierigkeit in der Geschichte verschwinden.

Daher glaube ich unsern Lesern keinen unangenehmen Dienst zu erzeigen, wenn ich jetzt untersuche: wofür wol die palästinischen Juden, welche das Christenthum zuerst annahmen, und zwar nicht sowol die aufgeklärten, als vielmehr

der große Haufe derselben, das Christenthum mögen gehalten haben. Daß die Juden, die es anfeindeten, es anders ansahen, als die, welche es annahmen; daß es etwas Anders in den Augen der Aufgeklärten, als der Dummen und Abergläubischen war; daß es anders den unter fremden Nationen zerstreueten Juden, als den einheimischen Juden erschien: erachtet, ohne meine Erinnerung, wol jeder Leser von selbst.

Wofür hielten nun die gemeinen palästinischen Christen das Christenthum? Für eine neue Religion? Oder für eine Umbildung, Verbesserung, Ergänzung der alten? Oder für sonst etwas?

Wir urtheilen über jedes Neue, was uns irgend vorkommt, nach dem, was wir schon kennen und wissen. Wer classificirt nicht einen neuen Gegenstand der Natur so fort unter die Mineralien, Pflanzen oder Thiere? Wer belegt nicht eine neue philosophische oder religiöse Schule, vielleicht um einer geringen Aehnlichkeit willen, mit einem alten — beliebten oder verhaßten Namen? So machten es auch die palästinischen Juden mit dem Christenthume. Die aufgeklärten merkten darin den Geist der Propheten, — Gottes Geist. Sie sahen in der irdischen Hülle das

das werdende Gotteskind, und wünschten, daß die Zeit erst da seyn mögte, da es seine Hülle abwürfe, und allen Menschen in seiner Engelsgestalt erschiene. Die Feinde des Christenthums sahen es als ein abscheuliches Institut an, welches der väterlichen Religion, der heiligen Stadt, dem Tempel, dem Priesterthum den Untergang drohe. Aber was war es dem großen Haufen der palästinischen Juden, die es annahmen?

Diese hielten es nicht für eine neue Religion. Schwerlich mögten sie es sonst angenommen haben. Denn ihre Anhänglichkeit an das Mosaische Gesetz, ihr Vertrauen auf die jüdischen Ceremonien und ihre Sinnlichkeit war zu groß, als daß sie ihre väterliche Religion hätten mit einer andern, und gar mit einer reingeistigen Religion vertauschen können. Es gehört gewiß viel dazu, wenn ein Mensch, der nicht leichtsinnig ist, seine väterliche Religion verlassen und eine andre annehmen soll. Daher scheint es für jene Leute gar nicht zu passen, daß sie hätten das Christenthum als eine neue Religion annehmen sollen.

Es dafür zu halten, war auch zu wenig Veranlassung für sie. Ich rede nämlich immer vom großen Haufen. Jesus hatte Mosen und die Propheten nicht verworfen, hatte vielmehr darauf verwiesen; er hatte erklärt, daß er das Gesetz

setz nicht abschaffen, sondern vervollkommnen wolle; und öfters auf die Aussprüche der Propheten aufmerksam zu machen gesucht. Er hatte überdem das Judenthum äußerst geschonet. — Also konnte er eher für einen Religionsverbesserer, als für einen Lehrer einer neuen Religion angesehen werden.

Hätten die palästinischen Christen das Christenthum für eine neue Religion gehalten, so würden sie sich von den Juden getrennt haben. Das thaten sie aber nicht. *) Sie ließen ihre Kinder beschneiden, besuchten den Tempel und die Synagogen, und hatten mit den Juden einerlei Gottesdienst, bis sie der wüthende Eifer der blinden Juden verdrängte. Das lehrt uns die Apostelgeschichte.

Vermuthlich also hielten sie das Christenthum für ein essenisches Institut, und sich selbst für eine neue Art Essener. So konnte es ihnen vorkommen; erstlich, wegen Aehnlichkeit des essenischen Systems (das moralischer war als die übrigen Systeme der Juden) mit der Lehre Jesu. Zu dem Ende dürfen wir nur jenes Inhalt

*) I. H. Böhmer dissertatt. juris eccles. ant. dissert. II. §. VIII. pag. 44 seq.

halt *) kennen lernen: „Fürchte Gott überall; „sey gerecht gegen Jedermann; schade Keinem, „weder aus eignem Antriebe, noch auf eines An„dern Befehl; hasse die Ungerechten und stehe „den Gerechten bei; gieb Jedem das Seine, am „meisten der Obrigkeit; denn Niemand hat Ge„walt, ohne von Gott. Herrschest du selbst, so „überhebe dich nie deiner Macht. Ueberstrahle „weder mit Kleidung, noch mit sonstigem Schmu„cke deine Unterthanen. Liebe die Wahrheit „stets und tadle die Lügner. Halte die Hände „vom Raube und die Seele von Begierde schänd„li„

*) Joseph. de bello jud. II, 8. §. 7. Diesem bin ich blos gefolgt, weil Philo, ob er gleich sehr große Achtung gegen die Essäer verräth (S. den Anfang des Buchs de vita contemplat.), ihnen doch wol, weil er sie nicht so genau als Josephus gekannt hat, hie und da Unrecht thut. So sagt er z. B. (ed. Francof. pag. 876. D.) sie fliehen die Städte, als vom Laster verpestet. (pag. 877. B.) sie verdammen alle Herrschaft als ungerecht, als verrucht, als gottlos, weil sie gegen das Gesetz der Natur sey, die Alle gleich gemacht habe. Und doch sagt er nachher (D.) Sie lernen Heiligkeit, Gerechtigkeit, Oekonomie und Staatswissenschaft, πολιτείαν. — Wozu denn das, wenn sie keinen Gebrauch davon machen sollten.

„lichen Gewinnstes rein. Verbirg den Glau„bensbrüdern nichts und verrathe nichts den „Fremden, würdest du auch auf den Tod be„drängt. Ueberliefere die Lehre nicht anders, „als du sie empfangen hast. Bewahre die Bü„cher der Schule und die Namen der Engel. *) „— Der Leib ist sterblich, aber die Seele un„sterblich. **) Ehre Gott nicht mit Opfern, son„dern mit heiliger Seele. Schwöre nicht, lüge „auch nicht. Halte Gott für die Ursach alles „Guten und keines Bösen. Liebe die Tugend; „enthalte dich des Geizes, des Stolzes der Wol„lust; sey mäßig, tapfer, genügsam, simpel, „gefällig, bescheiden, rechtliebend, beständig. „Liebe deinen Nächsten; sey einträchtig, einmü„thig, bruderliebend, gastfrei.

Damit vergleiche man nun die Aussprüche Jesu und der Apostel. „Gebet dem Kaiser, „was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes „ist. Fürchte Gott, ehre den König. Fürch„tet euch nicht so sehr vor denen, die zwar den „Leib, aber nicht die Seele tödten können, als „vielmehr vor dem, der Leib und Seele ewig stra„fen

*) Jos. de bello jud. II, 8. §. 11.

**) Philo, quod omnis probus liber. pag. 876. D. 877. E. 878. A.

„sen kann. Was ihr wollet, das euch die Leu„te thun sollen, das thut ihr ihnen. So gebet „nun Jedermann, was ihr schuldig seyd ꝛc. „Bleib Niemanden etwas mehr, als Liebe, schul„dig; leistet ihm alles Schuldige treu. Die Un„gerechten werden das Reich Gottes nicht erer„ben. Lasset euch nicht verführen, weder die „Hurer, noch die Abgöttischen, noch die Ehe„brecher, noch die Weichlinge, noch die Kna„benschänder, noch die Diebe, noch die Geizi„gen, noch die Trunkenbolde, noch die Lästerer, „noch die Räuber werden das Reich Gottes erer„ben. Seyd gastfrei, ohne Murren. Habt die „Brüder lieb. — So ihr bleiben werdet an mei„ner Rede, so seyd ihr meine rechten Jünger und „werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahr„heit wird euch frei machen. Werfet die Perlen „nicht vor die Säue und das Heilige nicht vor „die Hunde, daß sie nicht umkehren und euch zer„reissen. Halt an dem Vorbilde der heilsamen „Worte, die du gehört hast. So Jemand an„ders lehret, und bleibet nicht bei den heilsamen „Worten unsers Herrn Jesu Christi und bei der „Lehre von der Gottseligkeit, der ist verdüstert ꝛc. „Ergebet euch Gott zum Opfer, das da leben„dig, heilig und Gott gefällig sey; welches „sey euer vernünftiger Gottesdienst. Eure Rede „sey Ja, da es Ja ist, und Nein, da es Nein

„ist; daß ihr nicht in Heuchelei fallet" u. s. f. — Ist dies nicht hinlänglich, den gemeinen Haufen glauben zu machen, die so ganz moralische Religion Jesu, vom Dogmatismus und Ritualismus der Pharisäer und Sadducäer äußerst verschieden, sey essenische Lehre?

Dazu kam, daß die Christen durch die Taufe eingeweihet wurden; die Essener aber scheinen etwas Aehnliches gehabt zu haben. Josephus *) sagt wenigstens: wenn einer das Probejahr bei ihnen wohl bestanden hätte: „so würde er zu dem reinen „Wasser der Heiligung zugelassen." Es kann seyn, daß dies nicht sowol eine (Initiation) Einweihung, als vielmehr ein heiliges Bad, das mehrmalen gebraucht wurde, **) gewesen sey; aber es ist auch die Frage, ob man die Taufe für

*) a. a. O. §. 7. καθαρωτέρων τῶν πρὸς ἁγνείαν ὑδάτων μεταλαμβάνει.

**) Dies wird wahrscheinlich aus Joseph. l. c. §. 5. Sie arbeiten von Sonnenaufgang bis zur fünften Stunde fort. Dann versammelten sie sich, umgürteten sich mit Linnen, badeten in kaltem Wasser, und gingen nach dieser Weihe in Ein Haus zusammen. ἐωσάμενοι σκιπάσμασι λινοῖς, ὕστως ἀπολέουται τὸ σῶμα ψυχροῖς ὕδασι. καὶ μετὰ τάυτην τὴν ἁγνείαν εἰς ἴδιον οἴκημα συνίασιν.

für eine Initiation schon damals angesehen und nicht wiederholt habe.

Die Essener legten sich auf Heilung der Krankheiten, lasen zu dem Ende die Schriften der Alten, und suchten heilsame Kräuter und Wurzeln zu kennen zu lernen. *) Ueberdem wollten Einige aus den heiligen Büchern, den Schriften der Propheten, oder durch verschiedene Weihungen, zukünftige Dinge verkündigen können. **) Man siehet leicht, daß nebst den vorigen, dies sehr beitragen konnte, das Christenthum für essenisch anzusehen, weil Jesus und seine Jünger sowol weissagten als auch Kranke heilten. So groß nun auch der Unterschied unter beiden Arten, Kranke zu heilen und zu weissagen, war, mogte es doch leicht dem Volke genügen, eine Aehnlichkeit zu finden.

Auch im Anzuge glichen die Jünger Jesu den Essenern. Wenigstens sagt ihnen Jesus: ***) „Machet die Kranken gesund, die Aussätzigen „rein, die Todten lebendig — treibt die Dämonen aus. Umsonst habt ihrs empfangen, umsonst gebts. Sammelt weder Gold, noch Sil-

 „ber,

*) Josephus ebendas. §. 6.

**) Joseph. ebend. §. 12.

***) Matth. 10, 8. u. f.

„ber, noch Erz in eure Gürtel; nehmet weder „eine Tasche auf den Weg, noch zwei Kleider, „noch Schuhe, noch einen Stock. Denn ein Arbeiter ist seines Lohns werth.“ — Sie waren, als fertig zu treiben das Evangelium, gewöhnlich gegürtet, gestiefelt (wovon Paulus eine geistliche Deutung macht) und gewafnet,*) welches zu jener Zeit nothwendig war, wegen Unsicherheit der Landstraßen. So auch die Essener. Josephus sagt:**) „wenn sie reisen, nehmen sie nichts mit; sind aber der Mörder wegen, bewafnet.“ — „Sie wechseln weder Kleider, noch Schuhe, bis sie zerrissen, oder durch die Zeit aufgerieben worden.“ Auffallende Unterschiede waren freilich unter den Essenern und Christen, daß jene z. B. sich nicht salbten, und mönchisch unreinlich waren,***) die Jünger Jesu hingegen sich reinlich hielten und salbten.****) Allein gingen doch die bisherigen viererlei — wie soll ich sagen, Regeln, Gattungen oder Orden? — der Essener in manchen Stücken von einander ab. Wenn z. B. in einem Orden die Ehe nicht gestattet wurde, so ließ sie

ein

*) Ephes. 6. vergl. Luc. 22, 36, 38.

**) Joseph. am a. O. §. 4.

***) am a. O. §. 3.

****) Matth. 6, 16. u. f. vergl. 26, 6, 13.

ein anderer zu. *) Also konnte sogar durch diese kleinen äußerlichen Unterschiede die Meinung, das Christenthum sey essenisch, begünstiget werden.

Lasset uns sehen, was dies für Einfluß hatte.

Da die ersten palästinischen Christen nun das Christenthum für ein neues essenisches Institut ansahen: 1) so bekannten sie sich leicht dazu. Denn die Essener standen bei ihnen im größten Ansehen der Heiligkeit. Allein, weil es so schwer war, in ihren Orden aufgenommen zu werden, und den Regeln desselben gemäß zu leben: so trat das virtus laudatur et alget ein. Manchen, als Verehlichten, war vielleicht der Zutritt ganz versagt. Allein beim Christenthume waren keine Probejahre nöthig, und Jeder konnte gleich Antheil daran nehmen. Das reizte sehr; vorzüglich im Gewissen beunruhigte, nach Gottes Gnade und nach Tugend dürstende Seelen. Hätte man geglaubt, es sey, um ein Christ zu werden, nothwendig, seine väterliche Religion zu verläugnen: wie Wenige mögten wol zum Christenthume übergetreten seyn! Aber man behielt ja Mosen und die Propheten, Beschneidung, Osterlamm ꝛc. ꝛc. was war denn zu verlieren!

*) Joseph. am a. O. §. 2 und 13.

2) Daher wollte man aber auch nichts vom Judenthum wissen, nicht Opfer, Reinigungen, Beschneidung, und lieber vom Christenthum wieder abtreten. Die Briefe Pauli, besonders an die Galater, Epheser, Colosser und Hebräer zeugen davon.

3) Man versammlete sich zum Gebet und Gottesdienst des Morgens, *) und stiftete die Liebesmahle ganz nach Art der Essener, welche dem Zeugnisse des Josephus **) zu Folge früh Morgens vor Aufgang der Sonne sich zum Gebete versammelten, dann zur Arbeit gingen, darauf mit einander aßen, wobei ein Priester vorbetete, sowol vor als nach dem Essen. — So betete Jesus vor bei dem letzten Passah, das er mit seinen Jüngern hielt.

4) Man führte die Gemeinschaft der Güter ein. Dies kommt Jedem wunderbar vor, und man begreift nicht, wie die palästinischen Christen darauf mögen verfallen seyn. Aber so bald wir wissen, daß man das Christenthum für essenisch ansahe, so ist die Sache deutlich. Bei den Essenern nämlich war Gemeinschaft der Güter; ***) Je-

*) S. die oben angeführte diss. von J. H. Böhmer de antelucanis Christianorum coetibus.

**) Joseph. am a. O. §. 5.

***) Philo beim Euseb. praep. evang. edit. Vigor. pag. 379. C.

Jeder hatte freien Genuß; die Haushaltung und Mittheilung an Bedürftige aber besorgte ein Verwalter nebst den Vorstehern. *) Dies ahmten zuerst die Jerusalemschen Christen nach, machten ihre Güter gemein, und bestellten sowol einen Verwalter, als auch Armenpfleger. **) Dies um so mehr, da sie wußten, daß Gemeinschaft der Güter auch bei Jesu und seinen Jüngern Statt gefunden, Judas Ischariot die Kasse geführt; und Jesus zu dem reichen Jünglinge, der da fragte: was fehlt mir noch? gesagt hatte: Willst du vollkommen seyn, so gehe hin, verkaufe deine Güter, und gieb sie den Armen.

5) Essenisch war vermuthlich auch die Verachtung der Ehe und des schönen Geschlechts, welche sich so früh einschlich; ***) denn die Essener ****) verachteten die Ehe, und hielten

*) Joseph. am a. O. §. 3. 4. 6.

**) Apostelgesch. 4, 32. ff.

***) Ausleger bei 1 Tim. 4, 3.

****) Joseph. l. c. §. 2. γάμε μὲν ὑπεροψίαν παρ' ἑαυτοις, — — τὰς τῶν γυναικῶν ἀσελγείας φυλασσόμενοι, καὶ μηδεμίαν τηρεῖν πεπεισμένοι τὴν πρὸς ἕνα πίστιν. §. 13. δοκιμάζοντες μέντοι τριετίαν τὰς γαμετὰς etc. Plin. hist. nat. V, 15. (17.) Philo beim Euseb. praep. evang. l. VIII. pag. 380. D.

Digitized by Google

alle Weiber für treulos, und bei denen noch Ehe gestattet war, da mußten die Bräute eine dreijährige Prüfung aushalten.

6) Endlich kamen daher die Geschlechtsregister der Geister und die albernen Fabeln, wovor Paulus *) warnet. Denn die Namen und Geschlechtsregister der Engel, Cosmogonien und Theogonien, von ausschweifender Phantasie erzeugt, und von Spitzfindigkeit erzogen, fanden sich bei den Epopten der Essener.

8.

Ueber die in der Schulbuchhandlung zu Braunschweig herauskommenden Auszüge aus den französischen Klassikern, von dem Herausgeber derselben.

Der Zweck dieser Auszüge ist aus der Ankündigung **) bekannt. Sie sind der reifern Jugend bestimmt, derjenigen Jugend nämlich, die sich der

*) 1 Tim. 1, 4. 4, 7. Tit. 3, 9. vergl. Joseph. l. c. §. 7.

**) s. Braunschw. Journ. Febr. 1789. S. 255.

Digitized by Google

der Kenntniß der ächtfranzösischen Bücher-sprache befleissigen, und, was davon unzertrennlich ist, mit der französischen Litteratur Bekanntschaft machen will. Es dürfte aber nicht überflüssig seyn, diese Bestimmung hier etwas umständlicher zu erörtern.

Diese Auszüge sind nicht für Kinder bestimmt; dies lehrt der Ausdruck für die reifere Jugend. Wenn Kinder Französisch lernen sollen: so werden dazu Bücher von ganz anderer Art erfodert. Die Klassiker einer Nation schrieben nie für Kinder, und können von Kindern gar nicht genutzt werden, hie und da eine Fabel, eine Sentenz u. dergl. ausgenommen. In unsern Gelehrten-Schulen treibt man, wie der Ausdruck ist, freilich die lateinischen, auch wol die griechischen Klassiker mit Kindern. Aber wie mans treibt, so gehts. Die Kinder lernen da, wie Papageien, bloße Phrasen, ohne etwas dabei zu denken. Je nachdem man aufgeräumt ist, muß man nothwendig entweder weinen oder lachen, wenn man in quinta, quarta u. s. w. den Nepos, Terenz, Cicero u. s. f. exponiren hört. Diese guten Leute wurden nie schlimmer exponirt, selbst da nicht, als sie unter verwüstenden Barbaren ein Raub der Elemente wurden. Denn vertilgt werden, und in quinta, quarta u. s. w. analysirt werden ist Eins. Dieses ist so barbarisch

risch wie Jenes, und in seinen Folgen noch schlimmer: es macht die Köpfe stumpf und bevölkert die Republik der Gelehrten, deren Mitglieder das Salz der Erde seyn sollten, mit so viel Insecten, die blos zu summen, keinen Honig aus den reichen Blumen des Alterthums zu saugen wissen. Wie mit den alten, so ist es mit den neuern Klassikern auch. Man muß sie mit Kindern nicht — buchstabiren, da man sie einmal nicht mit ihnen lesen kann. Erst müssen Sach- und Sprachkenntnisse gesammelt werden, die auf dieses Lesen gehörig vorbereiten. Dazu müssen eigene Bücher seyn. Bei der Beschaffenheit dieser Bücher darf ich mich hier nicht aufhalten, ich habe von der Zweckmäßigkeit meiner Auszüge aus den französischen Klassikern zu reden.

Hier kömmt zuerst der Umfang des Werks in Frage. Sind zwölf Alphabete nicht zu viel? Ja, wenn sie durchanalysirt werden sollten. Aber so viel ich weiß, hat die angeblich gründliche Methode der Gelehrten-Schulen die Lehrer des Französischen noch nicht angesteckt. Sie lassen kursorisch lesen, und dann sind zwölf Alphabete eher zu wenig als zu viel. Man rechne nur drei Jahre und jedes Jahr nur zu vierzig Wochen, jede Woche zu sechs Stunden: das giebt 720 Stunden für zwölf Alphabete, also 60 Stunden auf jedes Alphabet; und dieses zu 24 Bogen gerech-

rechnet, hat man zu zwei Bogen fünf Stunden, also etwas über sechs Seiten in Einer Stunde. Man kann bei einer guten Methode und mit einer gehörig vorbereiteten Jugend in mancher Stunde mehr als dies lesen und muß es auch. Also ist dieses Werk, als Schulbuch betrachtet, keinesweges zu groß. Wem es aber das ist, wem seine Methode, oder die Vorkenntnisse seiner Lehrlinge oder andere Umstände das ganze Werk mit der Jugend durchzugehen verbieten, der nehme einzelne Theile *) und brauche sie, wie es ihm gut dünkt. Auch dazu ist dies Werk eingerichtet. Jeder Theil macht für sich ein Ganzes, und enthält ächt französische Büchersprache. Auch kann und muß ja die geübtere Jugend viel zu Hause für sich lesen, um desto schnellere Fortschritte in der Sprachkenntniß zu machen. Wo also diese Auszüge für die eigentlichen Lehrstunden zu weitläuftig sind, da kann man sie doch, wenn man sonst nichts dawider hat, dem Privatfleiße der Schüler empfehlen.

Die zweite Frage betrift den Inhalt. Hier giebt es bei einem Werke dieser Art immer so viele Rücksichten zu nehmen, daß es schwer oder vielmehr

*) Die Theile werden von der Schulbuchhandlung einzeln verkauft.

mehr unmöglich ist, eine Wahl zu treffen, die Alle zufrieden stelle. Ich habe den Zweck dieser Auszüge in Absicht des Inhalts dadurch so genau als möglich zu bestimmen gesucht, daß ich ihn auf die Erwerbung der Kenntniß der ächtfranzösischen Büchersprache einschränkte. Also ist Sprachkenntniß der letzte, Sachkenntniß nur ein untergeordneter Zweck. Diese Sammlung soll also kein Theil eines Systems von Sachkenntnissen für die Jugend seyn, soll kein System dieser Art, wenn es anders deren giebt, ergänzen, in keines hineinpassen. Nur soll sie freilich auch keinem widersprechen, bei keinem unbrauchbar seyn. Dies und dann, daß sie für die Jugend, und zwar für die reifere Jugend seyn soll, ferner die unläugbare Wahrheit, daß Sprache nicht anders als an Sachen gelernt werden kann, daß es also in dieser Hinsicht auf die Wahl der Sachen bei einem Buche, woraus die Sprache gelernt werden soll, gar sehr ankömmt, hat mich nach folgenden Regeln zu verfahren bestimmt:

1) Die Auszüge nicht nach den Materien, sondern nach den Schriftstellern zu ordnen. Jenes hätte geschehen müssen, wenn diese Auszüge einen Theil eines Systems von Sachkenntnissen auszumachen, bestimmt gewesen wären. Wo aber Sprachkenntniß der letzte Zweck ist,

ist, da finde ich jene Ordnung ganz entbehrlich, und die darauf verwandte Zeit und Mühe so gut als unnütz verthan. Welcher Ordnung unter denen, die hier möglich sind, hätte ich mich auch bedienen sollen? Ich lasse also, was ich aus einem Schriftsteller nehme, beisammen; und was die Ordnung unter den Schriftstellern betrift, so habe ich zwar mit dem Jahrhunderte Ludwigs XIV angefangen, werde mich aber nicht ängstlich an die Zeitrechnung binden. Denn einmal brauchen die Schriftsteller zu der Absicht, wovon hier die Rede ist, nicht nach der Zeitrechnung gelesen zu werden; und gesetzt, Jemand wollte dies thun, so kann er ja, sobald die Bände alle da sind, z. B. den achten vor dem siebenten lesen, wenn es chronologisch so richtiger ist.

2) Meine zweite Regel ist: aus keinem andern als klassischen Schriftsteller auszuziehen. Aber darum nicht aus allen Klassikern, denn sie sind nicht alle für die Jugend, z. B. Montagne, Pascal, so vortreflich diese übrigens sind. Man kann und soll mit der Jugend das Sprachstudium nicht erschöpfen, es ist genug, wenn man sie einen guten Anfang darin machen läßt. Hiezu aber bedarf es nur solcher Muster, die in der gewöhnlichen guten Schriftsprache geschrieben sind, nicht der Werke eines Montagne, Rabelais, Marot und Anderer, deren

ren Sprache, so schön sie seyn mag, doch veraltet ist und ein eigenes, für ein reiferes Alter aufzusparendes kritisches Studium erfodert. Indeß hat mich dies nicht abgehalten, Fabeln von la Fontaine in meine Sammlung aufzunehmen, und nicht blos solche, an denen die Sprachkritik nichts auszusetzen weiß, sondern auch von denen, wo der Verfasser sich theils Nachlässigkeiten, theils ungewöhnliche, entweder zu alte oder zu neue Redeverbindungen, Ausdrücke und Wendungen erlaubte. Dafür giebt der Inhalt und die Einkleidung dieser Fabeln reichlich Ersatz. Auch darf ich nicht besorgen, daß die Lehrer auf Anlaß solcher Stellen die Jugend mit langen kritischen Untersuchungen aufhalten werden; dies geschieht nur bei lateinischen und griechischen Büchern; und auch da, Gott Lob! so häufig nicht mehr, wie ehmals. Eben so wenig können solche einzelne und zerstreute Unregelmäßigkeiten der Jugend das französische Ohr und den Stil verderben. Wäre das zu befürchten: so müßte man sie gar keine Dichter lesen lassen, denn alle Dichter nehmen sich Freiheiten, die mehr oder weniger denen des la Fontaine gleich sind.

3) Nach der dritten Regel, die ich mir vorschrieb, muß der Inhalt den Geistes- und Herzensbedürfnissen der Jugend angemessen seyn. Dies kann mit dem Hauptzwecke, nach wel-

welchem Sprachkenntniß der letzte, Sachkenntniß hingegen nur ein untergeordneter Zweck ist, vollkommen bestehe. Ja es verträgt sich nicht nur damit, sondern wird nothwendig dazu erfodert. Sprache kann nicht anders als in und mit Sachen, oder wenn man lieber will, Gedanken gelernt werden. Wobei man nichts denkt, davon bekömmt man nur leere Töne in den Kopf. Soll aber die Jugend bei dem, was sie liest, etwas denken, so muß der Inhalt ihr faßlich, verständlich seyn, oder doch leicht so gemacht werden können. Leicht, sage ich; denn was stunden- tage- wochenlange Erklärungen bedarf, das rechne ich unter das Unfaßliche, Unverständliche, so wie dieses unter dasjenige, was man mit der Jugend nicht lesen, nicht eher mit ihr lesen muß, als bis sie reif dazu ist. Denn wozu es früher mit ihr lesen? Doch nicht aus Mangel an zweckmäßigern Sachen; es fehlt ja gar nicht an solchen. Oder um die Jugend im Interpretiren zu üben? Aber soll man denn diese so nützliche Beschäftigung der Jugend zuwider machen, und sie so mit ihr treiben, daß sie keinen Nutzen davon hat? Beides erfolgt aber, wenn man zu schwere Sachen nimmt, solche, die über den jedesmaligen Gesichtskreis der Jugend weit hinaus liegen. Keine übrigens noch so nöthige Uebung ist nützlich, sobald sie mit Wider-

willen getrieben wird und Anstrengung von Kräften fodert, die noch nicht da sind. Alles, was man zur Bestreitung dieses pädagogischen Axioms vom Hinaufziehen der Jugend zum Lehrer vorbringt, trift nicht zum Ziel, kömmt auch immer nur von solchen, die entweder nie mit dem Unterrichte der Jugend sich abgegeben haben, oder die an das Herkommen der Schulen zu sehr gewöhnt sind.

Der Inhalt muß aber nicht blos faßlich, sondern auch reizend seyn. Reiz macht Lust und Lust macht, daß die Arbeit gelingt. Dieser unläugbaren Erfahrung hat man, dem Schulschlendrian zu Gefallen, in unsern Zeiten häufig und hitzig zu widersprechen gewagt, und hat, ich weiß nicht was für einen großen und schimpflichen Verfall des menschlichen Geschlechts vorgespiegelt, wenn aus dieser Erfahrung die Regeln hergeleitet würden, nach welchen man Materie und Form des Unterrichts zu wählen und zu veranstalten hätte. Aber alles, was der Natur zum Trotz behauptet wird, muß über kurz oder lang allgemein als unwahr befunden werden; und so wird es denn auch endlich diesen Widersprüchen ergehn, wenn man sie auch mit noch so viel Sophistereien aufstutzt.

Ist denn nun aber diese Sammlung ihrem Inhalte nach für die gesammte reifere Jugend, die

die Französisch lernen soll, faßlich und reizend? Das ist eine andre Frage. Um allem Misverstande vorzubeugen, erkläre ich, daß ich unter reiferer Jugend hier zunächst diejenige verstehe, die es beides den Jahren und den Kräften nach ist, die also wenigstens ihr zwölftes Jahr schon erreicht und in Sachkenntnissen sowol als auch in der französischen Sprache schon einen ziemlichen Anfang gemacht hat. Aber auch nach dieser Bestimmung läßt sich die eben aufgeworfene Frage nicht bejahen. Es giebt der Unterschiede in den Kräften der Jugend und in den Methoden ihrer Lehrer zu viel, als daß man je hoffen dürfte, allen daraus entstehenden verschiedenartigen und oft einander grade zuwiderlaufenden Bedürfnissen und Foderungen bei einer solchen Sammlung durch eine noch so sorgfältige Wahl Gnüge thun zu können. Was dem einen sehr brauchbar dünkt, wird der Andere oft ganz verwerflich finden. Der Eine wird etwas längst mit seiner Jugend gelesen haben und der Andere es mit der seinigen gar nicht lesen wollen. Diesem Uebel ist nicht abzuhelfen, so lange der Unterricht nicht auf bestimmtere Grundsätze gebaut und diese Grundsätze nicht allgemein angenommen werden. Bis dahin darf weder der Urheber einer solchen Sammlung allgemeinen Beifall, noch jeder Käufer Befriedigung seiner Wünsche erwarten. Je-

ner ſammelt nach andern Grundſätzen und Rückſichten als nach welchen dieſe kaufen und leſen.

Dies gilt auch ſogar von der negativen Beſtimmung des Inhalts, daß nichts vorkommen muß, was der Jugend Kopf und Herz verdirbt. So hat man es z. B. mir verdacht, daß ich die Satiren des Boileau aufgenommen habe. Satiren verderben das Herz, ſagt man, und Boileau's Satiren ſind für den Geiſt nur eine ſehr dürftige Nahrung. Beide Behauptungen ſind nicht ganz ohne Grund, das geſtehe ich. Auch ſtand ich aus beiden Urſachen anfänglich ein wenig bei mir an, ob ich den gedachten Satiren einen Platz in dieſer Sammlung einräumen wollte. Indeſſen wurden meine Bedenklichkeiten durch folgende Betrachtungen überwogen: „Was Boileau's Satiren an Saft und Kraft abgeht, das erſetzen ſie durch Politur und ſind in ſofern doch immer für die Sprachübung eine nützliche Lectüre. Die Satire iſt ein ſehr wirkſames und für gewiſſe Krankheiten, die beſonders in der Republik der Gelehrten herrſchen, oder doch da öffentlich zum Vorſchein kommen, ſo gut als unentbehrliches Heilmittel. Auch perſönliche Satire iſt an ſich nicht unerlaubt. Satiren ſchreiben kann mit einem guten Herzen beſtehen, dies beweiſen Rabener, Boileau und Andere. So kann auch Satiren

leſen

leſen an ſich das Herz nicht verderben, ob es gleich einem böſen Herzen vielleicht mehr Nahrung geben kann.“ Indeſſen können die Gegner hierauf antworten: „Die Jugend iſt an ſich ſchon zur Satire und zum Muthwillen geneigt, Satiren mit ihr leſen, heißt dieſem Hange Vorſchub thun, heißt ihn gewiſſermaßen rechtfertigen.“ Ich fühle das Gewicht dieſes Grundes und laſſe es daher unentſchieden, ob ich wohl gethan habe, Satiren in ein Schulbuch aufzunehmen. Die Zeit wird hierüber, ſo wie über andere problematiſche Materien in der Pädagogik mehr Licht verbreiten und unſere Nachkommen werden in manchen Fällen entſcheiden können, wo wir zweifeln müſſen, wenn anders das pädagogiſche Studium den Platz unter den Wiſſenſchaften behauptet, den es einzunehmen angefangen hat. Wir leben jetzt noch in der Dämmerung, wo ſich auch der leicht verſehen kann, der ſich alle Mühe giebt, die Wahrheit zu finden. Iſt aber einmal das volle Tageslicht über das Studium des Menſchen und ſeiner Bildung hereingebrochen: ſo wird man oft auf den erſten Blick beſtimmt und richtig über manche Fragen entſcheiden können, die wir jetzt mehr nach einem dunkeln und nicht Allen zu Theil gewordenen Gefühl, als nach ausgemachten Grundſätzen, alſo nicht mit allgemeiner Beiſtimmung, und nicht ohne Gefahr zu irren,

selbst nach sorgfältiger Erwägung des Für und Wider beantworten müssen.

So viel glaube ich indessen auch jetzt schon deutlich zu sehn, daß Satiren für die reifere Jugend zulässiger als Wollustathmende Schriften sind; denn diese letztern bemächtigen sich, was jene nicht thun, der Einbildungskraft und stecken sie auf eine unheilbare Art an. Aber auch hier giebt es Fragen, worauf sich eine allgemein befriedigende Antwort nicht leicht finden läßt. Eine davon ist: ob man denn gar nichts von Liebe mit der Jugend lesen und sprechen dürfe? Ich für mein Theil antworte ohne Bedenken: Ja, man darf nicht nur, man muß mit der reifern Jugend davon sprechen, und muß also auch aus ihren Lehr- und Lesebüchern das nicht ausmerzen, was auf Liebe Beziehung hat. Aber Liebe und Liebe ist zweierlei; und Liebe und Wollust ist wieder zweierlei; und wie über Liebe gesprochen und geschrieben wird, ist gar nicht gleichgültig. Die Schilderung der Liebe des Hirten Korydon zu dem schönen Alexis ist schlechterdings verwerflich, und nur pädagogischphilologische Barbarei konnte sie bisher in Ausgaben Virgils, die für Schulen gemacht wurden, stehen lassen. Hingegen das vierte Buch der Aeneide lese ich ohne Bedenken mit der reifern Jugend und stoße nicht einmal an die Stelle: Speluncam Dido dux et

Tro-

Trojanus eandem deveniunt; ob ich gleich zugebe, daß sie von unverständigen Lehrern zu schädlichen Witzeleien gemisbraucht werden kann. Der Dichter hat dies doch nicht verschuldet, und man kann, ohne sich Zwang anzuthun, ganz ernsthaft bei dieser Stelle bleiben. Auch die Jugend wird das bleiben, wenn sie vom Lehrer nicht verführt wird. Ich weiß wohl, daß ich hiemit nicht allen Einwendungen vorgebeugt habe; ich kann aber diese Materie hier nicht weiter auseinandersetzen, vielweniger erschöpfen. Am Ende ist dies auch eine Sache des Gefühls, und läßt sich schwerlich auf bestimmte und allgemeine Regeln zurückbringen. Doch kann man sein Gefühl verfeinern und berichtigen, und das sollten in dieser Sache besonders die Erzieher und Lehrer thun. Beispiele des Ausgemachtverwerflichen und Zulässigen einander gegenüber gestellt und darnach die übrigen zweifelhaften beurtheilt, würde hiebei gute Dienste thun. Freilich kommt denn auch immer auf Personen, Zeit und Ort Vieles an, so daß, wie gesagt, sich hierüber schwerlich jemals etwas wird festsetzen lassen, das von keiner Seite einem gegründeten Widerspruche unterworfen wäre und keine Ausnahmen gestattete. Aber das geht ja in allen andern praktischen und technischen Wissenschaften nicht besser. Sollen wir darum aufhören zu forschen? Ist darum alles

gleichgültig, weil wir nicht ausmachen können, was in allen Fällen gut ist?

Es giebt Schriften oder Stellen in denselben, die grade nicht unsittlich, aber doch unschicklich sind. Solche Stellen schienen mir für die Jugend folgende zwei in Boileau's achter Satire zu seyn.

1) 40-48. Moi? j'irais épouser une femme coquette?
J'irais, par ma constance aux affronts endurci,
Me mettre au rang des saints qu'a celebrés Bussi?
Assés de fots sans moi feront parler la ville,
Disait, le mois passé, ce marquis indocile,
Qui depuis quinque jours dans le piege arrêté,
Entre les bons maris pour exemple cité
Croit que dieu tout exprès d'une côte nouvelle
A tiré pour lui seul une femme fidelle.

2) 143-346. Jamais la biche en rut n'a pour fait d'impuissance
Traîné du fonds des bois un cerf à l'audiance,
Et jamais juge, entr'eux ordonnant le congrès
De ce burlesque mot n'a sali ses arrêts.

Einen so leichtsinnigen Scherz, wie in der ersten, und eine so schmutzige Thatsache, wie in der zweiten Stelle enthalten ist, würde ich, nach meinem Gefühl, mich scheuen in Gegenwart junger Leute mündlich vorzubringen, um so weniger konnte ich es über mich erhalten, beides in einem Buche, das der Jugend bestimmt ist, stehen zu lassen. Indessen rechne ich hier so wenig, wie bei der Bestimmung des Unsittlichen auf allgemeinen Beifall. Das Gefühl des Anständigen

ist

iſt zu verſchieden, und es giebt keine allgemeingeltende Grundſätze, wornach es beurtheilt und in Uebereinſtimmung gebracht werden könnte. Auch war ich ſelbſt manchmal zweifelhaft, ob ich dies und jenes aufnehmen ſollte, z. B. bei der letzten Zeile der Fabel mit der Ueberſchrift l' oeil du maitre (ſ. Ausz. IV, 14.) Quant à moi, j'y mettrais encor l'oeil de l'amant. In einem Buche für Kinder dürfte dieſe Stelle durchaus nicht ſtehn, weil die nicht wiſſen, was ein Liebhaber iſt. Bei der reifern Jugend, die dieſe Kenntniß ſchon hat, ſchien ſie mir wenigſtens unſchädlich. Ein verſtändiger Jugendlehrer aber hat ſie getadelt. Ich höre es gern, wenn man mir Vorwürfe macht, daß ich in ſolchen Fällen nicht ſtrenge genug geweſen bin. Dieſe Strenge und die Aufmerkſamkeit auf den Inhalt eines Schulbuchs machen einem Erzieher wahre Ehre. Wohl uns, wenn ſie ein Vorzug unſerer Zeiten, wenn ſie allgemein werden. Doch muß man ſich auf der andern Seite auch vor übertriebener Aengſtlichkeit hüten. In dieſe glaubte ich zu fallen, wenn ich die gedachte Zeile und dann die Fabel la fille (ſ. Ausz. VII, 4.) wegließe. Die Behandlung des Geſchlechtstriebes und alles deſſen, was darauf Beziehung hat, iſt vielleicht das Feinſte und Schwerſte bei der ganzen Erziehung.

Noch hat man die letzte Fabel des zwölften Buchs le soleil et les grenouilles unschicklich oder vielmehr schädlich gefunden, „weil sie Spott über eine ganze Nation enthalte, und somit die Verachtung und den Haß der Nationen gegen einander nähre und fortpflanze.“ Mir scheint diese Bedenklichkeit freilich ungegründet. Indessen ich habe nur Eine Stimme, und wenn sich ihrer viele wider mich vereinigen sollten, werd ich gern glauben, daß ich Unrecht habe, und künftig dergleichen weglassen.

Trapp.

10.

An die Frau Kammerherrin von der Recke zu Wörlitz.

Indeß ich hier auf Emma's öder Flur
Den trüben Blick zur Erde senke,
Und in dem Bild der sterbenden Natur,
Mir alles das, was ich verloren denke,
Lebst Du, als in der goldnen Zeit,
Mit einem Fürstenpaar, Elise!

Das

Das sich in seinem Paradiese,
Mit Weisheit dieses Lebens freut.
Wohl mag es Deinem Herzen thun,
Nach manchem Kampf mit heissen Thränen,
Bei diesen beiden Phänomenen
Der edlen Menschheit auszuruhn. —
Getreu der goldnen Zeiten Sitte,
Geführt an deiner Hand, Natur!
Gleicht ihr Pallast Philemons Hütte,
Arkadien die kleine Flur,
Wo reine selbstgeschaffne Freuden
Dem edlen Paar entgegen blühn,
Die sich der Hoheit gern entziehn,
Um sich an dir, Natur! zu weiden.
O! sähst Du Wörlitz Wonnethal,
Sähst Du den alten Rittersaal,
Vom Frühlingssonnenstral erhellen
Hoch würde dann das Herz Dir schwellen,
Wie mirs bei der Erinnrung schwillt,
Wenn Phantasie, dies schöne Bild
Mit Lorains Dinten darzustellen
Die zaubrische Palette füllt.
Jetzt düftet Dir kein Veilchenthal,

Du

Du hörst am starren Wasserfall.
Kein Lied der Todi Nachtigal,
Das zum Gesang die Seele hebt.
Und doch bist du entzückt! Elise!
Weil eine Freundin wie Louise,
Die ödeste Natur belebt.
Ich habe Wörlitz einst gesehen,
Und träumte mich ins Land der Feen
Denn seine Schöpfer sah ich nicht.
Sophia lehrte mich sie kennen —
Wie freudig glüht' ihr Angesicht,
Der Menschheit Zierden mir zu nennen,
Wovon Dein Brief so dankbar spricht.
Gewiß! Dort wirst Du ganz genesen;
Du athmest reine Luft im Park,
Im Kreise jener bessern Wesen,
Und lässest den beredten Stark
Samt seinem Anhang ungelesen.
Am Ende lohnts auch nicht der Müh,
Mit der Vernunft Apologie.
Die Blindheit, an dem Gängelbande
Der Bosheit, rechnet doch Vernunft
Und Augenklarheit sich zur Schande;

Wann glückt es jemals dem Verstande,
Den Staar zu stechen dieser Zunft?
Der Wahrheit hohe Majestät,
Steht ewig wie der Gottheit Thron,
Wankt nicht auf priesterlich Gebet,
Nicht auf der Glaubensritter Drohn.
Drum laß die Gottheit ferner walten,
Verscheuch den mindesten Verdruß,
Und such durch fröhlichen Genuß,
Dich Deinen Freunden zu erhalten.

Schwartz.

II.

Recension.

Doctor Gotthilf Samuel Steinbarts Vorschläge zu einer allgemeinen Schulverbesserung, in so fern sie nicht Sache der Kirche, sondern des Staats ist. Züllichau bei Frommann. 1789. 182 S. in 8.

Diese Schrift ist schon im Jahr 1779, so wie sie da ist, vom V. aufgesetzt. Gewisse äußere Ursachen gaben damals die Veranlassung dazu. Ein befürchteter Abdruck

druck ohne des Vf. Wissen ist Schuld daran, daß sie jetzt noch, und zwar ganz unverändert erscheint. — Denn zur Umänderung hatte der V. keine Zeit. Er wünscht, daß man sie blos als ein historisches Denkmal der allmäligen Entwicklung seiner Gedanken über die öffentliche Erziehung, ansehe. Er entschuldigt es in der Zueignungsschrift an den Herrn von Wöllner, der ihm, wie er erzählt, 300 Rthlr. von der ihm vom Könige vorher bewilligten Pension, als Oberschulrath genommen und ihn dafür von den Reisen nach Berlin befreiet hat. — Daß er die Verbesserung der Schulen für die erwerbenden Stände als eine Finanzoperation behandelt habe. — Die Umstände der Zeit, in welcher der V. seine Schrift ausarbeitete, machten solches nothwendig.

Unsere Leser werden mit Recht sehr viel Vernünftiges, Durchdachtes und Zweckmäßiges von einem so anerkannt einsichtsvollen und denkenden V. erwarten, und solches auch wirklich in dieser Schrift finden.

Er kennt und schildert den traurigen Zustand der meisten Schulen, vorzüglich der Land- und Bürgerschulen sehr treffend und richtig. Was die Mittel zur Verbesserung des sämmtlichen Schulwesens betrift: so ist er mit den dazu von so vielen Andern vorgeschlagenen, immer auf Gehalts- und Rangerhebung der Schullehrer hinauslaufenden, nicht zufrieden.

Der Staat kann nicht so viel geben, als zu einer hinreichenden Gehaltserhöhung der Schullehrer erfordert würde. Der V. berechnet, daß der Preussische Staat zu diesem Zweck zwei Millionen jährlich bestimmen müsse — nun ist derselbe aber dermalen so arm gewesen, daß er sogar den Geistlichen und Schullehrern, die ihnen so lange zugestandene Accis-

frei-

freiheit vom Kaffee und Wein hat nehmen müssen. Die Summe von zwei Millionen kommt auf die Art heraus, daß der Vf. für jeden Landschullehrer im Durchschnitt 150 Rthlr. für jeden Stadtschullehrer aber 500 Rthlr. jährlichen Gehalt rechnet. Erstere haben aber jetzt im Durchschnitt nicht 30, letztere nicht 250 Rthlr. — also müßte der Staat so viel zulegen. Wir glauben, daß der V. füglich hätte ein ganzes Drittheil weniger annehmen können. Die Landschullehrer können im Durchschnitt füglich mit 100 Rthlr. Die Stadtschullehrer aber mit 300 Rthlr. jährlichen baarem Gehalt auskommen.

Außerdem meint der Herr V., mache die größere Einnahme nicht geschickter und besser — welches sie freilich an und für sich nicht thut, und so viel wir wissen, auch von keinem Menschen behauptet ist. Noth und Armuth können aber doch sehr hindern, geschickter und besser zu werden. — Insonderheit aber könne man es dem Staate nicht zumuthen, so beträchtliche Summen auf die Verbesserung des Schulwesens zu verwenden, da man die reellen Vortheile für das gemeine Wesen, davon noch nicht absehe — da man nicht nachweisen könne, daß dadurch wenigstens eine Million jährlich mehr gewonnen würde.

Von dem höhern Range der Schullehrer hofft der V. auch nicht viel für die Verbesserung des Schulwesens. Der höhere Rang macht ebenfalls nicht geschickter und besser — er könnte vielmehr nachtheilig seyn und die Schullehrer könnten z. B. die Freitische verlieren, wenn sie vor ihren Mäcenaten den Vortritt nehmen wollten. Recensent stimmt dem Herrn V. in so weit bei, daß er ebenfalls von der Rangerhöhung der Schullehrer allein nicht viel erwartet. Persön-

sönlicher Werth und bessere Einnahme werden den Schullehrern schon hinlängliches Ansehen in der bürgerlichen Gesellschaft geben — leere Titel helfen nichts.

Nachdem Herr St. nun gezeigt, daß auf diese Art keine Schulverbesserung zu hoffen sey: so spannt er die Erwartung des Lesers so stark als möglich auf die Mittel, welche er selbst dazu in Vorschlag bringen wird. Sie sind, wie er meint, so einfach und natürlich, daß Jeder glauben wird, er habe sie selbst erfinden und entdecken können, — welches aber eben ihren Werth beweiset. Die einfachsten und natürlichsten Mittel werden nach dem Schicksal aller menschlichen Erfindungen, in Künsten und Wissenschaften immer am spätesten und erst nach vielen vergeblichen Versuchen entdeckt.

Die Hauptgedanken des V. sind nun folgende:

Die Schulen ressortiren nicht von der Kirche, sondern vom Staate und die Beförderung der bürgerlichen, nicht aber der geistlichen Wohlfahrt der Jugend ist also der Hauptzweck der Schulen. Die bürgerliche Wohlfahrt der Jugend wird befördert, wenn sie gut gesinnt und geschickt gemacht wird.

Dieses muß also in den Schulen geschehen.

Die Hauptbestimmung der Schullehrer im Staate ist, die große Lücke zwischen dem Stande der Gelehrten und dem der Gewerbtreibenden Bürger auszufüllen, und den jetzt fehlenden gegenseitigen Einfluß derselben zum gemeinsamen Wohl hervorzubringen.

Es giebt drei Hauptklassen von Schulen: Land- Bürger- und gelehrte Schulen. Der Religionsunterricht,

richt, so fern er das Glaubenssystem der besondern Partheien betrift, gehört nicht in die Schulen, sondern muß den Geistlichen jeder Parthei überlassen werden. Für die beiden ersten Klassen der Schulen muß der Staat ein Lehrbuch der Moral ausfertigen lassen, worin zugleich die allgemeinsten Grundwahrheiten der Religion enthalten sind. Zur Erziehung der Schullehrer müssen Seminarien angelegt werden. Das Seminarium für die Dorfschullehrer muß nahe bei einer Stadt auf dem Lande seyn. Die besten Köpfe aus den Waisenhäusern sollen darin aufgenommen und vom zwölften bis zum achtzehnten oder zwanzigsten Jahre erzogen werden. Die Gegenstände des Unterrichts in denselben müssen seyn: Schreiben, Zeichnen, Rechnen, Kräuterkenntniß, practisches Feldmessen und Nivellieren, wirthschaftliche Baukunst, Teich- und Wasserbau, Theorie und Praxis des Acker- und Gartenbaues, der Bienenzucht, des Weinbaues, Seidenbaues u. s. w. So zugezogene Seminaristen sollen die ersten auf den königlichen Domaingütern offen werdenden Schullehrerstellen, wenn dieselben auch mittelmäßig sind, annehmen. Zum Anfange ihrer Wirthschaft müssen sie sich als Seminaristen schon etwas verdient haben. Auch soll ein eignes Institut errichtet werden zur Zuziehung der Ehegenossinnen der Landschullehrer. Die Vorsteher der königlichen Zahlenlotterie werden so patriotisch seyn, diesen Mädchen 10 bis 12 Nummern von den 90 Zahlen, die darin enthalten sind, zu bewilligen. Von dem Ertrage derselben sollen sie sich bei ihrer Verheirathung in die Witwenkassen kaufen. Dies wird sie bestimmen, ihre Männer abzuhalten, daß sie nicht aus dem Lande gehen. Nun ist denn die große Frage, auf die alles ankommt; wovon diese neuen Ehepaare leben sollen?

Antwort: Der vornehmste neue Fonds zu ihrer guten Versorgung soll in ihrer eignen gemeinnützigen Geschicklichkeit liegen. Der Seidenbau, die Bienenzucht, Baumschulen, Curen an Menschen und Vieh, allerlei Handarbeiten der Schulkinder, allerlei Rathgebungen und vielerlei zufällige Entrepriſen werden ſie hinreichend ernähren. Dieſes iſt alſo das äußerſt einfache, natürliche Mittel, welches Herr St. entdeckt hat, nachdem ſo viele vergebliche Verſuche vor ihm gemacht ſind. Allein wir glauben, daß die Umſtände und inſonderheit die Noth die Landſchullehrer ſchon lange zur Ergreifung dieſes Mittels gebracht haben, und daß keiner von den von Herrn St. angegebenen Erwerbszweigen von ihnen unverſucht gelaſſen iſt. Sie nähren ſich auch außer denſelben, wie bekannt, noch häufig von allerlei Handwerkern, inſonderheit dem Schneidern und Schuſtern.

Die Schwierigkeit bei dem allen iſt nur, wie ſo viele zerſtreuende Nebengeſchäfte ſich mit dem Haupt- und Berufsgeſchäfte des Schulmeiſters vereinen laſſen, ohne daß dieſes darunter leidet.

Wenn eine Landſchule, wie billig, in mehrere, wenigſtens zwei Klaſſen, eingetheilt iſt: ſo muß der Lehrer tagtäglich ſechs Stunden Unterricht geben. Ferner braucht er auch noch Zeit, um ſich auf ſeinen Unterricht vorzubereiten und in ſeinen eignen Kenntniſſen etwas weiter zu kommen. — Der Unterricht ſelbſt erfordert außer den Schulſtunden gewiſſe kleine Nebengeſchäfte und Beſorgungen, z. B. Vorſchriften zu verfertigen, Federn zu ſchneiden u. ſ. w. Dann kommen noch die Geſchäfte des Küſterdienſtes hinzu.

Nach unſerer Ueberzeugung iſt dieſes längſt eingeführte und hier von Herr St. als neu vorgeſchlagene Mit-

Mittel nichts weniger als zweckmäßig. Wir glauben vielmehr, daß die Hauptbestimmung des Schullehrers dabei würde sehr aus den Augen gesetzt und vernachlässigt werden. Ein Mann, der den Kopf voll hat von so vielerlei Projecten und Entreprisen wird sich ganz gewiß nicht zu dem, so viel Mühsamkeit und Geduld erfordernden Geschäft, die Kinder im Lesen, Schreiben, Rechnen u. s. w. zu unterrichten, schicken — auch behält er keine Zeit darzu und wird in seinem Unterricht bald durch Dieses, bald durch Jenes unterbrochen werden.

Auf eben die Art und mit noch weit mehrerm Fug, wie Herr St. hier verlangt, daß der Landschullehrer sich durch seine eigene Geschicklichkeit ernähren soll — könnte man solches von den Professoren auf Academien und von allen öffentlichen Bedienten des Staats verlangen. So wenig wir nun hierin dem V. beistimmen, so wenig können wir auch den großen Umfang der verschiedenartigsten Kenntnisse, die der Schullehrer erlernen soll, zweckmäßig finden. Noch weniger glauben wir, daß durch diese Tausendkünstler von Schullehrern, wie Herr St. meint, dem preussischen Lande ein jährlicher Gewinnst von allerwenigstens zwei Millionen zuwachsen werde, ohne die viel wichtigern Vortheile, welche sich nicht in Zahlen angeben lassen. Auch ist sein Kostenanschlag zu gering, wenn er zur Ausführung seines ganzen Entwurfs, nämlich zur Anlegung von Seminarien für Schulmeister und Schulmeisterinnen fürs ganze preussische Land jährlich nur 24 bis 30tausend Thaler rechnet.

Die Vorschläge zur Verbesserung der Bürgerschulen scheinen uns etwas weniger unausführbar zu seyn, ob wir es gleich ebenfalls nicht zweckmäßig finden

können, daß die Lehrer derselben zugleich Bierinspectoren, Handwerksassessoren u. s. w. seyn sollen. Desto einstimmiger aber sind wir darin, daß sie nicht brauchen Theologie studirt zu haben. — Ob die Bürger für einen bessern Unterricht ihrer Kinder überall mit Freuden ein höheres Schulgeld bezahlen werden, bezweifeln wir aus vielfachen Erfahrungsgründen.

Die Einrichtung der gelehrten Schulen hält der V. verhältnißmäßig noch am besten und ist in den Verbesserungsvorschlägen für dieselben daher weniger ausführlich.

In der Vorrede verspricht Hr. St. noch eine allgemeine reine Theorie über die zweckmäßigste Einrichtung jeder besondern Art der Schulen, nebst einer Nachricht, was von seinen Vorschlägen durch die Erfahrung bewährt gefunden und realisirt worden sey.

12.

Nachricht.

Einige Nachrichten von den Schulen der freien Reichsstadt Memmingen oder Moralische Schilderungen von Memmingen.

Nun ist das Examen unserer deutschen Schulen abermals zu Ende des Novembers, drei Tage lang, mit der gewöhnlichen Feierlichkeit gehalten worden. Würde

de man hier auf den eigentlichen Unterricht, auf den wirklichen Nutzen, den unsre liebe Jugend von den Schulen haben sollte und könnte, eben so, wie aufs äußere Ceremoniell dabei sehen: wahrlich! dann stünde es mit unsern Schulen gut; der Staat hätte unter der niedern Volksklasse nicht so viele Faullenzer, männlichen und weiblichen Geschlechts, denen Begriffe von Arbeit und Betriebsamkeit fehlten! Der Staat hätte nicht so viele — manchmal mit Unrecht — mismüthige und unzufriedene Bürger, wenn sie in ihrer Jugend richtig denken und urtheilen, mehr Liebe, mehr Sinn für die Tugend und Rechtschaffenheit gelernt hätten! So lange man Schulen in einem Staate für Nebensache — für Nichts — achtet; wie mag Ruhe und Zufriedenheit, wie Fleiß und Betriebsamkeit darin Statt finden. Laß es seyn, daß ein solcher Staat demohnerachtet einige rechtschaffene Bürger und geschickte Handwerksleute (die es aber blos im Ausland geworden sind) haben mag, was will das unter so vielen!

Doch — meine Absicht war, über unsere Schulen kein öffentliches Urtheil zu fällen, sondern blos verschiedene Data anzuführen, wodurch das Publicum selber, sie zu beurtheilen, in Stand gesetzt werden mögte.

Viele rechtschaffene Eltern, denen die Erziehung und Bildung ihrer lieben Jugend am Herzen liegt, führen schon seit mehrern Jahren, theils heimlich, theils hin und wieder auch öffentlich bittere Klagen über unsere Schulen, in die sie so gern ihre Kinder schicken würden. „Kinder! ihr bringt mehr Böses, als Gutes aus eurer Schule!“ pflegen sie gewöhnlich — auch nicht mit Unrecht — zu sagen; denn eigene lange Erfahrung und Aufmerksamkeit hat mich gelehrt,

daß, so lange Kinder nicht unsere Schulen besuchten, so lange waren sie gesittet und redlich gesinnt; sobald aber Jenes geschahe, fand ich Rohheit und Wildheit, in Reden und Handlungen, im höchsten Grade. Die tägliche Erfahrung mag dies rechtfertigen.

Man denke nun, was öffentliche, zweckmäßige Schulen für Gutes stiften könnten, und hier — das Gegentheil.

Zur Sache selbst, und zwar diesmal von unsern deutschen Knaben- und Töchterschulen.

I. Lehrer.

Memmingen hat außer einem Lycäo *) noch 6 deutsche (3 Knaben- und 3 Mädchen-) Schulen, und also 6 Schulmeister. Jedem von diesen ist noch ein Unterlehrer oder Provisor **) als Gehülfe beigefügt. Die

*) Eine leider! jetzt ganz in Verfall gerathene Schulanstalt, worin der Ausbund unserer Bürgerschaft, künftige Kaufleute, Juristen und Theologen gebildet werden sollen! — ?

**) Was dies, ein paar ausgenommen, für rohe und unmoralische Leute seyn mögen, sieht man aus Folgendem: „Zwei gar artige Mädchen meines Freundes kamen jüngst„hin weinend aus der Schule. Auf die Frage der Mut„ter: was ihnen fehle? gaben sie zur Antwort: Denke „Sie nur, Mutter! der Herr Provisor hat zu uns ge„sagt, da wir die Stiege (Treppe) so langsam hinun„ter gingen: So geht doch in's Teufels Na„men!" Leser! dies sagt ein Jugendlehrer — dies sagt ein Mann, dem du es schon aus seinem ganzen äußern Betragen ansehen könntest, daß er gewiß zu etwas anders besser, als zum Unterrichte unserer Jugend tauge! Doch — das nämliche Sprüchwörtlein in „Hol' mich der Teufel, wenn ich nicht" ꝛc. ꝛc. umgemünzt, ist von einem

Die Schulmeister sind gewöhnlich rechtschaffene Handwerksleute, gegenwärtig ein paar ausgenommen, die in Halle die Philologie studirt, und im dortigen Waisenhause zur Uebung Unterricht gegeben, auch mit vielen Kenntnissen im Erziehungsfache bereichert, nach Hause gekommen sind. Im Anfange stunden sie ihrer Schule mit warmem Eifer vor, nach und nach aber mußten sie sich, durch unüberwindliche Hindernisse genöthigt, ohne auf Unterstützung und Aufmunterung von Seiten der Obrigkeit hoffen zu können, dem Schlendrian, wie Andere, ergeben, wenn nicht ihre Gesundheit, ohne einigen Nutzen für die Schulen, aufs Aeußerste zerrüttet werden und sie sich Haß und Feindschaft zuziehen wollten.

Ich kann bei dieser Gelegenheit einen Schluß, den der Verfasser der Nachrichten von Memmingen, Berl. Monatsschrift Sept. S. 280, zu machen beliebt, nicht ganz unberührt lassen. Indem der Verfasser des Aufsatzes die Memminger Schulen (sich wol nichts Gutes davon bewußt), besonders Eine zu vertheidigen sucht, übereilt er sich sehr. Er sagt: „der sechste Schulmeister ist ein gewesener Schneidermeister, der aber wenigstens 20 Jahre vorher bei der besten (welcher? — Schade! daß der Verfasser uns diese vorenthalten hat) Schule Provisor gewesen: und also alles das wohl erlernt hat, was ein Schulhalter wissen muß." Gerade, als ob z. B. ein Schuster, der sein Hand-

einem Candidaten der Theologie und Lehrer obgenannten Lyceï — ! — im Cirkel etlicher zwanzig Schüler schon gar oft repetirt worden. Vaterland, dies sind deine Jugend: — Mitbürger! — dies eure Religionslehrer! Schwerlich glaubt mir der Leser, daß ich Mehreres der Art anführen könnte.

werk nicht recht gelernt, weil er keine Gelegenheit, keine Lust und Fähigkeiten dazu hatte, nun ganz und gar deswegen, weil er 20 Jahr lang geschustert, sich Fähigkeiten erworben, und sein Handwerk nun etwas besser treiben müsse, als zuvor. *) Dazu kommt noch Folgendes:

1) Wodurch soll ein deutscher Schullehrer in Memmingen sich perfectioniren? Etwa durchs ewige hersingende Buchstabiren, und immer- und immerwährende Recitiren der Catechismusfragen und Antworten, der Psalmen u. s. w. das in unsern deutschen Schulen (wie im Lycäo) ohne alle Erklärung so ganz und gar üblich ist? Unten mehr davon.

2) So hat lange Erfahrung gelehrt, daß öftere Uebung im Unterrichten die Lehrer in Memmingen commod macht, und sie dadurch Gelegenheit bekommen, sich allerlei Kunstgriffe, erlaubte oder unerlaubte, zu verschaffen, wodurch das Unterrichten ihnen bequemer und leichter wird. Dies war schon bei den besten Lehrern der Fall, weil man, wie schon oben bemerkt, auf keine Unterstützung, Aufmunterung und Belohnung warten darf, und der Fleißige wie der Taugenichts in eine Klasse gestellt, und eben so wie jener behandelt wird.

3) Auch hat ja die tägliche Erfahrung gelehrt, daß eben dieser Mann, von dem es in der Berl. Monatsschrift heißt: „er habe alles wohl erlernt," ohne

*) Vielleicht wäre der Schluß nicht so unrichtig, wenn der Verfasser nur noch zwei Wörtchen hinzugesetzt hätte: „Der Alles das wohl erlernt, was ein Schulhalter für Memmingen wissen muß.

ohne alle Geschicklichkeit für dies Fach sey. Schämt sich der Verfasser des angeführten Aufsatzes nicht, so unverschämt hinzuschwätzen? Man lese noch einmal seinen Syllogismum. —

Genug! So viel von den Lehrern.

II. Unterricht.

Von **biblischen** und andern **moralischen Geschichten**, woran Kinder so viel Vergnügen haben, und die so lehrreich als bessernd sind, **von Anleitung zu einem sittlichen, wohlanständigen Betragen**, vom **Rechnen**, eine bekanntlich beiderlei Geschlechten nöthige Wissenschaft, von Geographie, Naturgeschichte, Naturlehre, von Anleitung zu eigenen schriftlichen Aufsätzen *) — von alle diesem weiß die liebe Jugend in unsern Schulen — nichts: einige Wenige ausgenommen, die den Privatunterricht genießen können, wozu aber nicht Jeder, und der geringere Bürger gar keine Gelegenheit hat.

Vielleicht aber, mögte mancher Leser denken, werden sie in Christenthum sehr gut unterrichtet. — Allerdings ist Alles (wenigstens soll es seyn), was sie treiben, Christenthum. Also:

1) **Christenthum.** Dies wird tagtäglich, und zwar meistens die ganze Schulzeit **getrieben.** Höre aber, Leser! worin das Christenthum hier besteht: du wirst, wenn du das Gefühl für Kinder und für

*) Man wird mir hierbei doch nicht die Briefe und Predigten, die einige unserer Kinder schreiben, aber ganz und gar nicht ihre Arbeiten sind, einwerfen wollen?

Digitized by Google

das Wohl derselben hast, das ich habe, unsere Jugend bedauren. — Psalmen, Gesänge, Fragen und Antworten des kleinen und großen Catechismus Lutheri, vom sechsten bis ins funfzehnte Jahr, sinn- und geschmacklos auswendig zu lernen, dies ist unser tägliches Christenthum. — Glaube ja nicht, Leser! daß den Kindern nur eine Sylbe von alle dem, das sie lernen, erklärt oder verständlich gemacht wird: (wenn dies geschehen würde, hätte ich stille geschwiegen) denn dazu ist keine Zeit, ich verdenke den Lehrer auch ganz und gar nicht, ja, ich bedaure ihn. Denn 2 Lehrer 100 auch 120 Kinder von verschiedenem Alter, vom fünften bis ins vierzehnte Jahr, in Ein und ebenderselben Stube zu unterrichten — ist wahrlich keine Kleinigkeit! Man denke, bis alle diese Kinder memorirt, buchstabirt und gelesen haben — bleibt dem Lehrer noch Zeit zum Erklären übrig? *)

Was

*) Was würde Luther über diesen Unfug sagen? Ich theile einigen Lesern dieses Journals eine Stelle aus seinen Schriften mit, die ich letzthin zu lesen, das Glück hatte: „Die Apostel hatten zu ihrer Zeit die Bibel ans Licht „bracht. Aber indem ihre Nachkommen die Bücher ohne „Zahl häuften, haben sie es endlich dahin gebracht, daß „die Kirche anstatt der Bibel die Lehrer, die Kirchenväter, „die Concilia, zuletzt auch die Decreta — Sophisten- und „Menschenunflath ohne Ende — zu lehren und zu lernen genöthiget wurde; bis endlich der Spruch Jeremiä „erfüllet wurde: Mein Volk vergisset mein „ewiglich. Dieses ist die Ursache, warum ich eben „nicht wünsche, daß meine Bücher — (der kleine und „große Catechismus u. s. w.) länger als dieses Jahrhundert hindurch, dem sie gedienet haben, dauren mögen. „Gott

Alle Freitage Nachmittags wird, während daß die Kleinern beim Provisor buchstabiren, den Größern die Sonntagsepistel — vergiß nicht, Leser! in ein und eben demselben Zimmer: welche Stille, Sittsamkeit, Aufmersamkeit und Achtung für die Religion mag da herrschen! — alle Sonnabend aber der ganzen Schule das Sonntagsevangelium ausgelegt.

Vor einem halben Jahre sagte ein Mädchen aus Psalm 102 beim Examen folgenden Vers her: „Du wolltest dich aufmachen und über Zion erbarmen, „denn es ist Zeit, daß du ihr gnädig seyest. Denn „deine Knechte wollten gerne, daß sie gebauet würde, „und sehen gerne, daß ihre Steine und Kalch zugerich„tet würden." Sehr erbaulich für ein Kind von neun Jahren. — Beim letztern Examen frug man ein Kind aus Luthers Abendmahlsbüchlein, „Warum willt „du (Kind von neun Jahren) zum Sacrament ge„hen? Antw. Auf daß ich lerne glauben" u. s. w. Ein anderes von zehn Jahren. Frage: „Wie soll ihm „aber ein Mensch thun, wenn er solche Noth nicht „fühlen kann, oder keinen Hunger noch Durst des „Sacraments empfindet! Antw. Dem kann nicht „besser gerathen werden, dann daß er erstlich in sei„nen Busen greife" u. s. w. — — Armes Kind! dachte ich, mußt frühzeitig schon in deinen Busen greifen! Ein Mädchen von eben den Jahren antwortete auf die Frage: Wie singt man davon?

„Nicht von Mannsblut, noch vom Fleisch,
„Allein von dem heiligen Geist

„Ist

„— Gott wird zu andern Zeiten auch seine Arbeiter sen„den, gleichwie er allezeit gethan hat." —

„Ist Gottes Wort worden ein Mensch
„Und blühet eine fruchtbare Weibesfleisch."

statt: ein' Frucht Weibesfleisch. — Was mag sich das Kind dabei gedacht haben? — Dies soll Belehrung seyn! Hierdurch soll das Herz der Kinder gebildet werden! —

2) Tägliches Lesen und Buchstabiren.

3) Schreiben. Die Kinder müssen ihre geschriebene Aufgabe schon fertig in die Schule bringen, der Lehrer hat nicht Zeit, auf die Kinder Acht zu haben.

Dies ist der ganze Unterricht der Jugend einer Stadt, welche im öfters angeführten Aufsatz so glücklich gepriesen wird. — —

III. Nur noch einige üble Gewohnheiten.

1) Die Frau eines jeden Schullehrers muß ihrem Manne beim Unterrichten hülfreiche Dienste leisten; sie hat daher die Kleinen zur Aufsicht und Unterweisung unter sich. Daß dieses die Schullehrer nicht schon längst abgethan haben, wundert mich sehr.

2) Da die Einnahme der Schullehrer von der Stadtkasse außerordentlich gering ist, so müssen sie sich mit andern Nebensachen behelfen. a) Mit Dinten- Sand- Federn- Papier- und Vorschriftenhandel. Wenn der Lehrer aufgiebt, d. i. die Schrift eines Kindes billiget, so muß es eine andere Vorschrift kaufen, welches sehr oft geschehen kann. Geringe Leute sehen es sehr ungern, wenn es geschieht. Ich habe schon

schon öfters gehört, daß ein Vater oder Mutter, die eben einen Groschen eingenommen, vom Kinde gequält wurden, ihm den Groschen zu einer Vorschrift zu geben, wobei dann der Vater oder die Mutter nicht gar fein, wie sich leicht denken läßt, über den Schulmeister gesprochen. b) Jedem Kinde werden die Examensschriften vom Schulmeister aufbehalten, bis es die Schule ganz und gar verläßt. Will nun das Kind diese Schriften zum Andenken wieder, so muß es dieselben auslösen. Erst letzthin hörte ich einen Vater mit seiner Tochter, die von ihm ein paar Groschen zur Auslösung ihrer Schriften und Bücher forderte, sehr über den Schullehrer schimpfen. Nies dirigt dies nicht den Schullehrer in den Augen seiner Mitbürger und der ihm anvertrauten Jugend sehr herab? In einer Stadt, wie nach dem Sept. der Berl. Monatsf. Memmingen ist, hätte man diesem schon längst abhelfen sollen. c) Um Martini ist es eine alte Gewohnheit, daß man dem Lehrer einen, oder ein paar Groschen zum Geschenke macht. Wird es von den Kindern vergessen, so ist der Lehrer genöthigt zwei und dreimal zu erinnern. Was mögen Eltern, was die Kinder dabei denken? Dies nämliche geschieht d) beim Namenstag, e) am neuen Jahre und f) zur Badezeit.

3) Alle Sonntage Mittags treten in der öffentlichen Versammlung zum Gottesdienst vier Kinder aus einer Schule (es wird abgewechselt) auf und recitiren ein Hauptstück aus Luthers kleinem Catechismus. Ein Kind von ungefähr sechs Jahren spricht vorher das Gebet: Allmächtiger, barmherziger Gott, himmlischer Vater, der du hast deine heiligen Engel den Kindern u. s. w. Nun hat es sich schon oft zugetragen, daß dieses Kind, statt zu beten in der öffentlichen

Digitized by Google

chen Versammlung zu weinen anfing. Arme Kinder, wie quält man euch! Wie früh sollt ihr schon männlich werden, ehe ihr das Vergnügen eurer Puppen und Spielsachen genossen habt! Verständige Schullehrer hätten diese Gebräuche schon längstens gerne abgethan; aber wer unterstützt sie? Wer erstattet ihnen die Einnahme davon?

Da es uns hier an reichen und begüterten Familien nicht fehlt, wie? wenn diese (weil man von Seiten der Regierung entweder nicht kann — oder nicht will —) wie? — wenn diese begüterten, als Menschenfreunde, durch milde Beiträge und Stiftungen an Schulen manchem Unheil abhälfen, dadurch zweckmäßige Erziehung ihrer eigenen — und ihrer lieben Mitbürger — Kinder beförderten, und sich in dem Herzen jedes Rechtschaffenen ein ewiges Denkmal errichten würden? — ! — Welch' edle Anwendung des vergänglichen — Rost und Motten — Feuer und Wasser — Räubern und Dieben unterworfenen Reichthums! — Welcher Segen! welcher Lohn würde sie erwarten. —

„Sammlet euch Schätze im Himmel, da sie weder „Motten noch Rost fressen, und da die Diebe nicht „nachgraben und stehlen." Jesus.

„Den Reichen von dieser Welt gebeut, daß sie nicht „hoffen auf den ungewissen Reichthum — daß sie Gutes thun, reich werden an guten Werken, gerne geben, behülflich seyn. Schätze sammeln, ihnen selbst „einen guten Grund aufs Zukünftige! —"

Paulus.

Nach-

Nachschrift des Herausgebers.

Ich statte dem Herrn Einsender obiger Nachrichten hier öffentlich meinen Dank für die Mittheilung derselben ab. Er fragt in einem Privatbriefe an mich, ob die Journalisten in Niederdeutschland ihre Blätter etwa ausschließend für diesen Theil unsers Vaterlandes bestimmt haben? Ich antwortete: Keinesweges! wenn wir keine Nachrichten aus Oberdeutschland einrücken, so rührt dies daher, daß wir keine haben. Wer uns dergleichen mittheilt, kann auf unsern und ich denke auch auf unserer Leser Dank rechnen. Solche Nachrichten sind die Belege zu den Behauptungen einiger Leute, die man die neuern Pädagogen schilt — schilt, sage ich, denn man versteht unter neuern Neuerungssüchtige — daß es mit den Schulen überall, wenige Ausnahmen abgerechnet, noch erbärmlich aussieht, und daß auch die verbesserten noch weit entfernt sind, Muster seyn zu können.

Du fragst vielleicht, lieber Leser, ob denn das Alles wahr ist, was diese Nachrichten enthalten. Leider hat es nur gar zu viele Wahrscheinlichkeit, weil es an den meisten Orten eben so ist; und es giebt ja viel unwahrscheinlichere Dinge, die du ohne Bedenken glaubst, worauf du Stein und Bein schwörst, daß sie wahr sind, ohne daß du ihre Urheber besser kennst, wenn du gleich ihren Namen weißt, als meinen ungenannten Zeugen. Uebrigens versichert dieser noch Folgendes: „Ich habe meinen Aufsatz dreimal abgeschrieben, ihn immer mehr und mehr gesäubert, manches schärfere Urtheil, manche schärfere — aber wahre — Bemerkungen aus Schonung ausgestrichen. Alles, was hier steht, habe ich sorgfältig, genau, mit gänzlicher Ueberlegung und bei kaltem Blute hingeschrie-

schrieben. Dazu kömmt noch, daß ich nicht aus Interesse geschrieben, daß mich nicht Zurücksetzung, Verachtung, Verfolgung — was bei Manchem die Ursache ist, sondern lediglich Liebe für meine Mitbürger und besonders für die Erziehung und Bildung ihrer lieben Kinder dazu bewogen hat."

Auf die im Journal des Luxus und der Moden geschehenen Subscriptionsanzeige zur Errichtung eines unserm unvergeßlichen Lessing geweihten Denkmals, wobei man die Beförderer dieses Vorhabens mit ihren etwanigen Beiträgen an mich hat verweisen wollen, — eine Ehre, die ich gern und mit Erkenntlichkeit angenommen habe — sind bis jetzt bei mir eingelaufen:

Von dem Herrn Consistorialsecretair Wolf in Hannover . . . 5 Rthlr.

Ich wünsche zur Ehre meines Vaterlandes, daß dies der Anfang zu einer recht zahlreichen und ergiebigen Subscription seyn möge; und ich werde den fernern Erfolg in diesem Journal anzuzeigen nicht ermangeln. Braunschweig, den 10. Febr. 1790.

Campe.

Digitized by Google

Braunschweigisches

Journal

Herausgegeben

von

E. Chr. Trapp.

Drittes Stück. März 1790.

Im Verlage der Schulbuchhandlung.

Dieses Journal wird mit Anfang jedes Monats nach allen Hauptorten Deutschlands versandt, wo es in den ansehnlichsten Buchhandlungen und auf allen Postämtern, durch Besorgung des hiesigen Hochf. Hofpostamts und des hiesigen kais. Reichspostamts für 8 ggr. zu haben ist. Vier Hefte machen einen Band aus.

Inhalt.

1. Beschluß der im Januar d. J. abgebrochenen Bemerkungen über die im zehnten Stücke v. J. des Braunschweigischen Journals aufgeworfene Frage: Sollte das preußische Religionsedict für die Verbreitung der wahren Aufklärung wirklich so gefährlich seyn, als man glaubt? Seite 261
2. Fragmente eines Tagebuchs über die Entwickelung der körperlichen und geistigen Fähigkeiten eines Kindes, von Herrn Fr. Wilh. Jon. Dilenius. (Fortsetzung) 279
3. Bemerkungen, veranlaßt durch eine Recension meiner Abhandlung über die Bestimmung, Würde und Bildung christlicher Lehrer, 1789, im zweiten Stück des neun und achtzigsten Bandes der allg. deutschen Bibl. von C. J. R. Christiani. 298
4. Beitrag zur Erklärung der Gespenster- oder Geistererscheinungen, von Hrn. D. F. Ch. Krebs in Blankenburg. 319
5. Beantwortung einiger Einwürfe der Herausgeber des Tagebuchs eines Vaters im Auguststücke vor. Jahrganges von dem Verf. dieses Tagebuchs. 322
6. Einige Bemerkungen über die Stelle des Plinius: Naturgeschichte Buch 2, §. 5. 332
7. Wofür mögen die ersten palästinischen Christen wol das Christenthum gehalten haben? 336
8. Ueber die in der Schulbuchhandlung in Braunschweig herauskommenden Auszüge aus den franz. Klassiker von dem Herausgeber derselben. 350
10. An die Frau Kammerherrin von der Recke zu Wörlitz. 366
11. Recension. 369
12. Nachrichten. 376

Der sel. Rektor Lieberkühn hat bekanntlich von Zeit zu Zeit mehrere kleine Schriften über wichtige Gegenstände des Schul- und Erziehungswesens herausgegeben, welche bald richtige scharfsinnige Bemerkungen, bald heilsame, zweckmäßige auf Erfahrung gegründete Rathschläge des vortreflichen Mannes, in einem edlen musterhaften Styl vorgetragen, enthalten.

Da dergleichen kleine Schriften aber das gewöhnliche Schicksal haben, daß sie bald vergriffen werden und verloren gehen: so haben mehrere Freunde Lieberkühns den Wunsch geäußert, daß dessen sämmtliche kleine Schulschriften zusammengedruckt, und solchergestalt der Vergessenheit entrissen werden möchten.

Der Herr Prof. Gedike allhier, hat es über sich genommen, diesen Wunsch zu befriedigen; er hat nicht nur die bereits einzeln gedruckten Schriften gesammlet, durchgesehen und geordnet, sondern auch aus den hinterlassenen Papieren des sel. Mannes, diejenigen vollendeten Aufsätze hinzugethan, die es verdienen dem Publikum mitgetheilt zu werden, und wird überdies dem Buche eine kurze Lebensgeschichte Lieberkühns vorsetzen.

Ich bin bereit, den Verlag dieser Schriften zu übernehmen, wenn sich so viele Liebhaber finden, daß die Kosten des Drucks bestritten werden können, und biete demnach dem Publikum hiemit auf Subscription zu 12 Gr. Preuß. Cour. an:

Lieberkühns Ph. Jul. Schulschriften, gesammlet und herausgegeben von L. F. G. E. Gedike.

Das Ganze wird ohngefähr 20 Bogen in 8. betragen, die Subscription steht bis zur Mitte des März 1790. offen, und die Namen der Herren Subscibenten sollen vorgedruckt werden. In der Jubilatemesse 1790 wird das Buch abgeliefert, und wird nach verlaufenem Subscriptionstermin, 16 Ggr. kosten.

Man wünscht übrigens mit dieser Ankündigung noch eine andre Absicht zu erreichen.

Der sel. Lieberkühn pflegte seine im Alter und Dürftigkeit noch lebende Eltern, als ein treuer, dankbarer Sohn, ansehnlich zu unterstützen; jetzt beweinen diese guten Eltern am Grabe eines solchen Sohnes, zugleich die hin-

hingefallene Stütze ihres grauen dürftigen Alters — man glaubt also das Honorarium von diesem Verlage am zweckmäßigsten anzuwenden, wenn man es zu einiger Abhelfung des Mangels dieser würdigen Alten bestimmt; der Herr Prof. Gedike wird mit Bewilligung der Frau Witwe Lieberkühn, dies Geschäft gewissenhaft besorgen, und es läßt sich nun nach offener Darlegung des doppelten Zwecks bei Herausgabe dieser Schulschriften, vom deutschen Publikum eine kräftige Unterstützung mit Zuversicht erwarten, zumal da gewiß jeder Freund Lieberkühns, dem diese Anzeige zu Gesicht kommt, unaufgefodert mitwirken wird, die vorgesetzten Zwecke durch zahlreiche Subscribentensammlung zu befördern. Breslau den 31 Oct. 1789.

Gottlieb Löwe.

Die Schulbuchhandlung wird auf dieses Werk, das eine so wohlthätige Absicht hat, recht gern Pränumeration annehmen.

In der Braunschweigischen Schulbuchhandlung werden auf der bevorstehenden Jubilatemesse folgende neue Bücher erscheinen.

1. Leben Benedicts von Spinosa, von M. Philipson. Enthält nicht blos eine Lebensbeschreibung des Spinosa; sondern auch eine Auseinanderlegung und Entwickelung seiner Lehrsätze. 8.

2. Auszüge aus den Französischen Klassikern; zur allgemeinen Schulencyclopädie gehörig; verfertiget von E. C. Trapp. Zweiter Theil. Racine und Corneille. Die, in diesen Band aufgenommenen Stücke des Racine und Corneille sind so gewählt, daß sie der Jugend ohne alle Abkürzung vorgelegt werden konnten. 12.

3. Geschichte der Unreinigkeiten im Magen und den Gedärmen; entworfen von G. F. Hildebrandt, Professor der Anatomie. Ein Buch für solche, welche nicht Aerzte sind, 3 Theile. 8. Dies Werk beschreibt und zwar nach eigenen Beobachtungen und Versuchen, nicht nur die Ursachen und Wirkungen der Unreinigkeiten im Unterleibe, sondern auch die dawider anzuwendenden Mittel, und zwar auf eine Art, die für jeden Ungelehrten verständlich ist. (Die Fortsetzung dieses Verzeichnisses künftig.)

Braunschweigisches Journal.

Viertes Stück.

April 1790.

I.

Antwort auf Herrn Rath Andre zweites Schreiben über geheime Gesellschaften im zehnten Stück des vorigen Jahrgangs.

Es scheint mir immer noch, mein Hochgeehrter Herr, daß die Mitglieder einer geheimen Gesellschaft Interesse und Verpflichtung haben, die Geheimnisse ihres Ordens oder ihrer Gesellschaft geheim zu halten, und sie nur denen mitzutheilen, die dazu eine vorschriftsmäßige Empfänglichkeit haben.

Wäre das nicht, so hörten ja die Geheimnisse auf Geheimnisse zu seyn, und der ganze eigentliche Zweck dieser Gesellschaften fiele weg. Sind also wichtige und gemeinnützige Lehren und Wahrheiten dasjenige, was als Geheimniß in denselben vorgetragen

wird: so müssen nothwendig auch diese vor Uneingeweihten geheim gehalten werden, wenn die ganze Absicht und Einrichtung der Gesellschaft nicht zerstöret oder vernichtet werden sollen. Daß nun ein solches Interesse und eine solche Verpflichtung verdammlich und unglücklich mit Recht zu nennen sind, scheinet mir ganz unleugbar, scheinet mir selbst alsdann so, wenn nur besondre beßre Vorstellungs- Erklärungs- oder Beweisarten dieser Lehren das eigentliche Geheimniß ausmachten.

Sie selbst wollen und können dies nicht in Abrede seyn. Sie wenden bloß dagegen ein: es scheine jeder geheimen Gesellschaft Hauptgesetz zu seyn, auf ihre Ausbreitung und auf Vermehrung ihrer Mitglieder zu denken. Sie meinen diese Handlungsart widerspreche offenbar dem von mir besorgten verdammlichen Interesse derselben, ihre Lehren vor andern Uneingeweihten geheim zu halten. Aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich diesen Widerspruch gar nicht finden kann. Die Mittheilung der Geheimnisse geschiehet ja auf diese Art durchaus doch nur an Eingeweihte — und dieser kann, auch bei dem größten Ausbreitungseifer der Gesellschaft, immer nur eine sehr mäßige und beschränkte Anzahl seyn. Es blieben also diese gemeinnützigen Wahrheiten das ausschließende Eigenthum einer solchen Gesellschaft — so viel näm-

nämlich an ihr läge — und das ist doch unrecht, offenbar unrecht.

Sie sagen: „der Fall könnte gar wohl in irgend einer der vielen geheimen Gesellschaften Statt finden, daß man allgemein bekannte, praktisch religiöse und moralische Wahrheiten in so fern zum Gegenstande des gesellschaftlichen Geheimnisses machte, daß man ganz eigne wirksame, bisher nicht so gebrauchte Mittel zur Annehmung, Verbreitung und Befolgung dieser Wahrheiten erfände, zur Anwendung dieser Mittel die Mitglieder verbände, und gerade in dem Unbekanntseyn dieses beabsichtigten Zwecks und der dazu deshalb angewendet werdenden Mittel, nicht allein das Geheimniß der Gesellschaft, sondern auch die specifische Wirksamkeit der letztern setzte."

Ich muß Ihnen gestehen, daß ich mir von einer solchen Art Mittel gar nicht im Stande bin einen Begriff zu machen — noch weniger kann ich einsehen, wie und warum ein solcher beabsichtigter Zweck ein Geheimniß seyn, wie in dem Unbekanntseyn dieses Zwecks und der dazu deshalb angewandten Mittel das Geheimniß der Gesellschaft und die specifische Wirksamkeit der letztern bestehen soll. In der That, ich verstehe Sie hier ganz und gar nicht. Mir kommt es eben so natürlich als nothwendig vor, daß der Mensch darum wissen müsse, wenn er aufgeklärter und

edler werden soll, daß man ihm ums Himmels Willen diesen großen Zweck nicht verheimlichen dürfe, eben so wenig als die Mittel, wodurch er zu denselben gelangen kann. Er muß ja durchaus dazu und zwar absichtlich mitwirken, wenn ein solcher Zweck bei ihm erreicht werden soll. Kann er verständig, weise und tugendhaft werden ohne überzeugt zu seyn, daß Verstand, Weisheit und Tugend ein wünschenswerthes Ziel sind, und das Glück des Menschen ausmachen?

Ich kann mir wohl denken, daß es bei gewissen einzelnen besonders gestimmten oder vielmehr verstimmten Menschen möglich und selbst rathsam seyn kann, sie zu dieser oder jener guten mechanischen Fertigkeit zu gewöhnen oder ihnen eine schädliche blos mechanische Gewohnheit zu verleiden und sie davon abzubringen, ohne daß man ihnen diese Absicht und die Mittel, deren man sich dazu bedient, vorhergesagt hat. Aber so etwas kann 1) nur bei einzelnen, in diesem Betracht wenigstens schwachen, verstimmten oder verwöhnten Menschen Statt finden — davon gilt also die Folge nicht aufs allgemeine.

Was unter besondern Umständen schicklich und zweckdienlich ist, kann in der Regel und im Allgemeinen äußerst unpassend und zweckwidrig seyn — und das ist hier grade der Fall.

2)

2) Kann es nur bei äußeren mechanischen Handlungen, nicht aber bei Einsicht des Verstandes und moralischer Gesinnung Statt finden. Diese erfordern schlechterdings ein eigenes freies Bewußtseyn und man kann zu ihnen keinen Menschen blindlings und ohne daß er weiß, wie ihm geschiehet, verhelfen.

3) Doch könnte es in gewissen einzelnen besondren Fällen, z. B. wegen eines Vorurtheils gegen diese oder jene Lehre der Wahrheit, oder wegen eines schädlichen Misbrauchs, der von derselben bei diesem oder jenem Menschen zu besorgen stände, rathsam seyn, diesen Einen nach seiner besondern Individualität so zu unterrichten, daß man ihn das letzte Resultat der Belehrung, die man ihm ertheilt, nicht eher wissen läßt, bis er es zu sagen mit seiner eigenen Einsicht erreicht hat.

Diese Methode beim Unterricht kann auch den Zweck haben, die eigne Geistesanstrengung des Lehrlings stärker anzuspornen und ihm das selbst gleichsam erfundene und entdeckte Resultat desto auffallender, einleuchtender und werther zu machen.

Aber von dieser längst bekannten und ausgeübten Methode kann hier nicht die Rede seyn — da dieselbe ohnedem in ihrer Anwendung so sehr durch die Individualität des Lehrlings, und durch die jedesmaligen Umstände bestimmt wird, daß

sich unmöglich eine ganze Gesellschaft dazu verbinden und vereinigen kann, die Wahrheit auf eine solche Art auszubreiten.

Sie reden von ganz eignen, wirksamen, bisher nicht so gebrauchten Mitteln zur Annehmung, Ausbreitung und Befolgung der praktisch religiösen und moralischen Wahrheiten.

Also können das nicht die längstbekannten und angewandten, einfachen, natürlichen Mittel seyn, wodurch man die Menschen zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Liebe des Guten führt; es müssen bisher unbekannte, künstliche, äußere, fremdartige seyn, die nicht ihren Grund und die Kraft ihrer Wirksamkeit in der Natur der Wahrheit und des Guten selbst, und an und für sich haben.

Die Wahrheit will aber nur durch sich selbst und mit eigner Einsicht erkannt, das Gute will nur um sein selbst willen frei geliebt seyn. Alle fremdartige äußere Mittel, wodurch wir den Menschen erstere wollen anschaulich, überzeugend, wichtig, und letzteres anziehend und liebenswürdig machen, taugen plattterdings nicht, und sind ohne alle Ausnahme zweck- und naturwidrig.

So lange diese große und heilige Wahrheit nicht anerkannt und in der Ausübung befolgt wird, kann man auf gar keine gründliche und wahre Erleuch-

leuchtung und Veredlung des menschlichen Geschlechts rechnen. So lange man noch wähnet, die Menschen, und zwar nicht einzelne, sondern das ganze Geschlecht, müssen als Kinder, als Blinde, oder wol gar als Maschinen gegängelt und geleitet werden — müssen, nicht oder können nicht sich selbst bestimmen durch Vernunft und Freiheit — so lange sind noch immer dem Despotismus, der Herschsucht, der Unterdrückung der natürlichen und bürgerlichen Freiheit, dem Gewissenszwang, dem Priesterbetrug und der Geheimnißgaukelei Thor und Thür geöffnet — so lange gibt es noch immer Beschönigung für jede Art von List, Ränken und Gewalt, womit der Mächtigere, der Verschmitzte und der eingebildete oder vorgebliche Weise seine Mitmenschen täuscht, hintergeht, misbraucht und unterdrückt.

Man darf nur das Schild guter Absichten, der Gemeinnützigkeit, der öffentlichen Glückseligkeit u. s. w. aushängen, und kann darunter gemach jeden schwarzen Plan decken, und die Menschen nach Herzenslust tiranniſiren und betrügen, aus ihnen und mit ihnen machen, was man will.

Man ruft immer — ja die Menschen sind noch nicht so weit, daß sie das helle Licht der Wahrheit ertragen, daß sie die Tugend um ihrer selbst willen lieben könnten. Es kommt mir äußerst sonderbar und anmaaßend vor, wenn ein

Mensch so über seine ganze Gesellschaft, über die Menschen überhaupt urtheilt und abspricht. Aber gesetzt, ein solches Urtheil wäre zum Theil gegründet, was folgt daraus? Daß wir die Menschen immer noch fort täuschen, immer noch fort gängeln müssen?

Keinesweges folgt das daraus.

Der Schade, welchen das helle Licht der Wahrheit in diesem oder jenem blöden Geistesauge und schwachem Gemüthe verursachen kann, kommt gar nicht mit demjenigen in Vergleich, welchen Unwissenheit, Vorurtheile, Aberglauben, Täuschung, Herschsucht und Mangel an Selbstständigkeit und an bürgerlicher und moralischer Freiheit unter den Menschen anrichten.

Das lehret und beweiset die Natur der Sache — das lehret und beweiset die Geschichte aller Zeiten und aller Völker.

Immerdar hat die freiste Ausbreitung der Wahrheit mehr Gutes als Böses, mehr Segen als Verderben für die Menschheit gestiftet und befördert. Die kleinliche Aengstlichkeit und das ewige Rücksichtnehmen auf möglichen Nachtheil, die sich von jeher so viele erleuchtete Männer bei ihrem Bekenntnisse und Vortrage der Wahrheit haben zu Schulden kommen lassen, hat hergegen unsäglich geschadet.

Soll

Soll das Kind nicht eher, sich selbst überlassen, von seinen Füßen Gebrauch machen, und wirklich gehen, bis man die völligste Sicherheit hat, daß es nicht mehr strauchle oder falle? *) Da laufts Gefahr, sehr spät gehen zu lernen, vielleicht nie. Und doch ists unendlich besser, daß es 10 und 100 mal falle, als daß es sein Lebelang ein schwaches, unbehülfliches von fremder Unterstützung abhängiges Geschöpf bleibe. So ists denn auch für den erwachsenen Menschen unendlich wohlthätiger, wenn er bei eigner Verstandes- und Vernunfterkenntniß, und beim Genuß moralischer und bürgerlicher Freiheit unzählichemale strauchelt und fällt, sich irrt und vergehet, als wenn er ewig eine selbst durch die weiseste und beste Autorität geleitete Maschine bleibt.

„Sie fragen mich, S. 206: ob ich es nicht „edel und menschenfreundlich finde, daß die Ge„sellschaft die noch nicht wahlfähigen unter den „vielen Berufenen versuche nach und nach wahl„fähiger zu machen, und sie erst zu voller Em„pfänglichkeit vorzubereiten, ehe sie der noch klein„lichen Seele das Große ihres Zwecks zeige,

*) Wer lächelt oder lacht nicht über jenen klugen Mann, der sich vornahm, das Schwimmen nicht eher zu versuchen, bis er Meister in der Kunst desselben sey?

„und den noch lauen Thäter zu seinem Beitrage „für die Erreichung desselben auffordre?“

Nach dieser Ihrer Frage, und nach mehreren ähnlichen Aeßerungen von Ihnen zu urtheilen, wären die geheimen Gesellschaften Institute, die nur für rohe ungebildete Menschen, für kleinliche Seelen, für Kinder an Alter oder Verstande eingerichtet wären. Eines solchen Zwecks hat sich aber, so viel ich weiß, noch keine geheime Gesellschaft jemals berühmt, so edel derselbe auch seyn mag. Fände er bei irgend einer wirklich Statt: so sehe ich gar nicht, warum diese eine geheime Gesellschaft bliebe — auch weiß ich immer noch nicht, wie man durch Verheimlichung ihres Zwecks, in Rücksicht auf die Neuangenommenen, diese dadurch würdig vorbereiten könne. *) Wie kann man die Menschen, frage ich noch einmal, aufklären und veredeln, ohne daß man ihnen

*) Es ist allerdings nicht möglich, einen angehenden Lehrling mit dem ganzen Inhalte und Zwecke der Wissenschaft, worin man ihn unterrichtet, im Voraus bekannt zu machen. Man kann und muß ihm jedesmal nicht mehr sagen und erklären, als er fassen und nützen kann — und als zum gehörigen Verstehen des Nächstfolgenden erfodert wird. Dieses ist ein wesentlicher Grundsatz, der ganzen vernünftigen Unterrichtsmethode jeder Kunst und Wissenschaft. Aber man siehet von selbst ein, daß

nen sagt, was man von ihnen will und was man mit ihnen vorhat? Auch kann ich eine solche Verheimlichung seiner wahren Absichten und Zwecke nicht anders als eine absichtliche Verhüllung der Wahrheit ansehen. Man bringt dabei ja offenbar die Menschen durch allerlei Umschweife und Irrgänge erst dahin, wo man sie auf dem ganz geraden Wege, kürzer und schneller hätte bringen können und sollen. Zu geschweigen, daß uns nichts in der Welt die wirkliche Weisheit und Redlichkeit dieser heimlichen und in der Dunkelheit aufklärenden Weisen und Edlen verbürgt und verbürgen kann, da doch dieser Punkt vernünftiger Weise zu allererst ganz ins Reine und zu völliger Sicherheit gebracht werden müßte.

Sie scheinen mir auf der folgenden Seite, die so wesentlich verschiedenen Begriffe, allgemeine Wahrheiten veranschaulichen, und durch Bilder verheimlichen, zu vermischen. Einen allgemeinen Satz veranschaulichen, heißt, die Wahrheit desselben in der Anwendung auf bestimmte, vor uns

daß davon hier gar nicht die Rede ist. — Man verschweigt bei dieser Methode nichts, man hält nichts geheim — Man bemühet sich bloß dem Lehrlinge nur das und auf die Art, was und wie es ihm verständlich und nützlich ist, vorzutragen.

uns liegende Beispiele und in der Erfahrung gegebne Fälle, einleuchtend und begreiflich machen. Durch Bilder etwas versinnlichen, ist eine ganz andre Sache — dabei kömmts auf Aehnlichkeit und deren Vergleichung unter den verschiedenartigsten Dingen und Begriffen an — man vergleicht insonderheit das Sinnliche mit dem Unsinnlichen, das Körperliche mit dem Geistigen, Erfahrungsbegriffe und Sätze mit Vernunft-Ideen, und das alles nur in Rücksicht auf gewisse Aehnlichkeiten. In manchen Fällen kann eine solche Vergleichung zur Beförderung des Anschauens dienen und solches erleichtern — aber sehr häufig verwirrt sie auch die Begriffe, und ist ihrer Deutlichkeit und Richtigkeit mehr hinderlich als beförderlich. Vorzüglich ist dieses Letztere der Fall in Ansehung der Lehren der Religion. Die Versinnlichung derselben durch Bilder, hat unendlichen Schaden gestiftet — einen Schaden, mit den, nach meiner Ueberzeugung, das etwanige Gute, was dadurch bewirkt ist, sich gar nicht in Vergleichung setzen läßt.

Sie meinen die abstraktesten und am schwersten zu begreifenden Vernunftwahrheiten der Religion und Moral könnten und müßten, oder würden in den geheimen Gesellschaften durch Bilder versinnlicht werden.

Ich

Ich muß Ihnen gestehen, daß, nach meiner Ueberzeugung, diese Art von Wahrheiten sich grade am wenigsten auf eine zweckmäßige Art durch Bilder versinnlichen läßt. Wer dieselbe nicht ohne Bilder denken und fassen kann, der wird sie gewiß gar nicht denken und fassen, sondern die Bilder werden nur ein chaotisches Gewirre von Vorstellungen in seinem Verstande erzeugen, welches demselben nicht nur auf keine Weise nützlich seyn kann, sondern wesentlichen Schaden verursachen wird.

Ferner bin ich auch der Ueberzeugung, daß die abstraktesten und am schwersten zu begreifenden Wahrheiten der Religion und Moral nicht grade die für die Geistes- und Herzensbildung wohlthätigsten sind, und daß wir eben keinen Grund haben, uns so sehr zu plagen, um sie den Menschen zu versinnlichen. Wir wissen jetzt, der Vorsehung sey Dank, daß wir durch die abstraktesten metaphysischen Spekulationen, in einer wahren und würdigen Religionserkenntniß um nichts weiter kommen können. — Daß es ein ganz fruchtloses Bestreben ist, da metaphysische Beweise und demonstrative Gewißheit zu suchen, wo wir über den Vernunftglauben gar nicht hinaus können.

Eine wirkliche heilsame praktische Religionserkenntniß bedarf also um so weniger einer Versinnlichung ihrer Wahrheiten durch Bilder, da

dieselben so äußerst einfach und jedem gesunden Menschenverstande an und für sich so einleuchtend und begreiflich sind. Der Lehrer der Jugend und des ungebildeten Herzens, muß allerdings darauf bedacht seyn, sie den seiner Sorgfalt anvertrauten Gemüthern anschaulich zu machen — aber Sie wissen, daß, nach meiner Meinung, dieses etwas ganz anders ist, als durch Bilder versinnlichen.

Um meine Behauptung zu widerlegen, daß der wahre Sinn und die Bedeutung bildlicher Vorstellungen, Allegorien, Ceremonien, Rituale, Hieroglyphen u. s. w. so leicht verlohren gehen, wenigstens für den großen Haufen, und daß sie alsdann so viel Misverstand, Misdeutung und Misbrauch erzeugen, und insonderheit verursachen, daß die Menschen am Aeußern und an der Schaale kleben bleiben: führen Sie umständlich die großen Fortschritte an, welche das menschliche Geschlecht seit Jahrtausenden in der Erkenntniß der Wahrheit gemacht hat — und schildern die Höhe, worauf insonderheit jetzt die gesittete Menschheit, in Absicht auf richtiges, tiefes und freies Denken, stehe.

Aber, mein theurer werthgeschätzter Freund, was ist in dieser Art zu schließen für eine Folge? Nimmermehr werden Sie mich überreden, daß wir unsere großen Einsichten in den Wissenschaften und den Grad von Vollkommenheit, auf welchem

chem sich mehrere derselben jetzt befinden, dem Bilder- und Allegoriengebrauch der Mysterien und Hieroglyphen, oder wol gar den geheimen Gesellschaften zu danken haben.

Immerhin mag dieses eine der untersten Stufen seyn, welche das menschliche Geschlecht, in Rücksicht auf einige Arten seiner Geistesausbildung, einmal betreten hat, und nach dem Lauf und der Natur der Dinge auch betreten mußte — aber folgt nun daraus, daß diese untersten Stufen das Ziel sind, bei dem wir verweilen müssen — sollen wir die Menschen immer dahin wieder zurückführen und da lassen, wo sie schon vor mehreren tausend Jahren waren — oder kann ich dem ersten Schritt zum Ziele das beimessen, was mir eine Folge von so vielen tausend nachherigen zusammengenommen ist?

Ich will bei dieser Gelegenheit noch anmerken, daß die Idee: man müsse bei der Ausbildung des einzelnen Menschen den Weg einschlagen, welchen das ganze Geschlecht in seiner Ausbildung gemacht hat, im Allgemeinen sehr unrichtig und chimärisch ist — und nur in einer und der andern Rücksicht eine zweckmäßige Anwendung und Ausführung verstattet. Das menschliche Geschlecht hat sich durch ungeheure Labyrinthe durcharbeiten müssen, ehe es auf den Gipfel von Cultur, worauf

auf es sich jetzt in einem großen Theile seiner Glieder befindet, hat gelangen können.

Es mag das, weil es einmal geschehen ist, wol nöthig und gut gewesen seyn — aber daraus folgt gar nicht, daß der Weg durch diese Abgründe und Irrsäle an und für sich nöthig, recht und gut ist.

Es mag seyn, daß allegorische Vorstellungsarten, Hieroglyphen, Mysterien, metaphysische Grübeleien und scholastische Spitzfindigkeiten zur Ausbildung unsers Geschlechts so nothwendig waren, wie es vielleicht ebenfalls Hierarchie, Despotismus, Intoleranz, Sklaverei u. s. w. waren.

Aber werden alle diese Dinge dadurch gerechtfertigt, das sie einmal da gewesen sind, und daß ihrer, ohnerachtet die Menschen endlich eine so beträchtliche Höhe geistiger und moralischer Vollkommenheit und Würde erreicht haben, oder vielmehr dereinst noch erreichen können? Das ist nicht möglich — denn sonst ließe sich ja alles in der Welt rechtfertigen. So wäre ja unser ganzes Bestreben, eine immer zunehmende Veredlung und Beseligung unsers Geschlechts zu befördern, unnöthig und vergeblich.

Die Geschichte aller jener Verirrungen und die Beschreibung aller der Abwege und Labyrinthe mögen die Gelehrten immerhin studiren, um daraus einen sehr wichtigen und lehrreichen Theil

der Menschheitsgeschichte zu bilden. Sie mögen insonderheit auch allen ihren Scharfsinn auf Erforschung der Mysterien und Enthüllung der Hieroglyphen verwenden — aber sie müssen um Gotteswillen nicht den Einfall haben, ihre Zeitgenossen durch Mysterien und Hieroglyphen belehren und veredeln, weiser und tugendhafter machen zu wollen. Ich bin überzeugt, mein edler Freund, daß dieses auch gar nicht Ihre Absicht seyn kann, ohnerachtet Sie mit so vieler Wärme von dem Konkurriren der Köpfe zur Mysterien Erforschung und Hieroglyphen Enthüllung reden. Uebrigens weiß ich für mein Theil nicht, was für neue Entdeckungen für alle Theile sich auf diesen neuen noch unbekannten Bahnen gefunden haben. Daß diese Forschung jene, nach Ihrem Ausdruck, berüchtigt gewordene allgemeine Maurerversammlung veranlaßt hat, kann wol seyn. Aber was ist denn auf dieser berüchtigten Versammlung so ganz besonders neues entdeckt, oder welcher große Segen von Licht und Weisheit ist dadurch über die Erde verbreitet worden? Mir ist von dergleichen Früchten derselben gar nichts zu Auge oder zu Ohr gekommen, und ich wäre sehr neugierig, etwas davon zu vernehmen, oder als Uneingeweihter, nur etwas davon ahnden zu können.

Daß die Untersuchung der Hieroglyphen der Maurerei den Nutzen hat, daß sie eine Ver-

anlassung zu Denkübungen mehr ist, will ich ganz und gar nicht in Abrede seyn.

Die Schriften des spitzfindigsten Scholastikers aus dem finstern Zeitalter, und die des orthodoxen Dogmatikers aus dem vorigen Jahrhundert, geben gewiß ebenfalls zu Denkübungen reichliche Veranlassung. Aber es kommt darauf an, ob wir keine wohlthätigere und gemeinnützigere haben als diese, ob es nicht, für den bei weitem größten Theil der Menschen wenigstens, eine heilsamere und zweckmäßigere Uebung im Denken ist, Mathematik, Physik und andere auf die Beförderung der menschlichen Glückseligkeit nahen Einfluß habende Wissenschaften zu studiren, als jene Hieroglyphen zu enthüllen, und dieses System von Spitzfindigkeiten und grundlosen metaphysischen Ideen zu durchgrübeln.

Sie sagen zwar, „daß es bei den Denkü„bungen am Ende nicht sowol darauf anzukom„men scheine, das gesuchte Ziel zu finden, als „darauf, daß sie nur zur Vervollkommnung der „Geisteskraft angestellet werden.“ Nach meiner Einsicht würden aber doch diejenigen Denkübungen den Vorzug haben, bei denen sich wirklich ein Ziel suchen und finden läßt, und von denen das Ziel des Suchens und Findens werth war. Ohne eben ein Feind von Denken zu seyn, wollen mir doch die bloß formellen Denkübungen nicht so

recht

Digitized by Google

recht gefallen — weil es mir immer beſſer ſcheint, mit dem formellen Nutzen zugleich einen materiellen zu verbinden, und weil ich ſelbſt die Ueberzeugung habe, daß der formelle Gewinn, nämlich die Vervollkommnung und Ausbildung der Denkkraft, um ſo größer ſeyn wird, je mehr Wahrheit, Realität und Würde der Gegenſtand hat, mit dem ſich unſer Denken beſchäftigt.

Aber, wenn ich Ihnen nun auch zugäbe, daß die Myſterien eine ganz vorzügliche Veranlaſſung zu Denkübungen geben, was folgt daraus?

Nichts weiter, als daß einige, mit ausgezeichneter Denkkraft begabte Menſchen, ſich mit ihrer Enthüllung im Denken beſchäftigen mögen.

Wahrlich kann doch nicht daraus folgen, daß man den Unterricht in den Myſterien allgemein einführe, und daraus eine gewöhnliche Belehrungsart machen ſoll. Es iſt keine noch ſo ſonderbare Verirrung des menſchlichen Geiſtes, die für den, der ihrem Urſprunge und Gange recht nachſpürt, nicht Uebung der Geiſteskraft veranlaſſen, und ſelbſt Stoff zu vielen wichtigen und lehrreichen Betrachtungen darbieten ſollte — aber ſollten wir deswegen dieſe Verirrungen beibehalten, abſichtlich uns ſelbſt verirren und Andere in die Irre führen? Ei das wäre doch etwas gar Sonderbares und Arges — und doch begreife ich, daß ein rechtes Studium con amore ſolcher

Verirrungen jemand, selbst bis dahin, verleiten kann. Erlauben Sie mir zum Beschluß nur noch eine Anmerkung.

Ich habe in dem vorigen behauptet, daß ein ewiges Gängeln, Bevormunden und Leiten der Menschheit selbst alsdann nichts tauge, wenn es von der weisesten und besten Autorität geschehe; und kann nicht umhin zu bemerken, daß die Voraussetzung einer solchen weisen und guten Autorität eine äußerst mißliche und unsichere Voraussetzung ist. Die unbeschränkten Regenten der Menschheit in den Staaten, in der Kirche und in den geheimen Gesellschaften werden nebst ihren Vertheidigern nicht müde, zu behaupten, daß die Menschen durch Autorität regiert und geleitet seyn müssen, wenn ihr leibliches, geistiges und ewiges Wohl befördert und erreicht werden soll. Aber wer sind denn diese unbeschränkten Regenten, Päbste und hohe Oberen, mit der weisen unfehlbaren Autorität, womit sie uns im devoten Gehorsam und im blinden Glauben beherrschen wollen? Sind sie höherer Art oder sind sie nicht eben so schwache Geschöpfe als wir?

Sind denn nicht die Einsicht und Meinung eines oder einiger Menschen unendlich leichter, der Gefahr des Irrthums ausgesetzt, als das Resultat der freien Untersuchung und des Nachdenkens von Tausenden und Millionen? Wie ist es doch

mög-

möglich, daß die Menschen jemals einen oder auch selbst einige wenige Menschen unbedingt, als ihre Gesetzgeber, Glaubens- und Gewissenrichter anerkannt haben? Welch eine schreckliche Lage ist es, worin ein Mensch sich befindet, von dessen Willkühr das Glück und Unglück, das Thun und Lassen, das Glauben und Bekennen von tausenden oder von Millionen seiner Mitbrüder abhängt? Was schützt ihn auf dieser schwindlichten Höhe vor den sinnlosesten Verirrungen des Verstandes und den abscheulichsten Verkehrtheiten des Herzens? Wehe dem Sterblichen, der in der unseligsten Lage ist, ohne Scheu Böses thun zu können! Nie hätten die Menschen um ihrer eigenen Sicherheit und Wohlfahrt und selbst nicht um der Glückseligkeit dieses Einen willen, ihn in eine solche Lage gerathen lassen sollen. An dieser Klippe müssen die reinste Tugend und der höchste Verstand fast nothwendig scheitern und die öffentliche Wohlfahrt ist und bleibt dabei des Zufalls mißliches Spiel.

Nur bürgerliche und sittliche Freiheit in vollester Unbeschränktheit, nicht Autorität, nicht Willkühr, und stammten sie auch vorgeblich vom Himmel, sichern und gründen das Glück der Menschheit.

Sittliche und bürgerliche Freiheit, können wiederum nur bei Gesetzen bestehen, denen alles

unterworfen ist, denen sich alles unterworfen anerkennt. Die sittliche Freiheit gründet sich auf die ewigen nothwendigen Gesetze der Vernunft, die keine Autorität zulassen und bedürfen. Die bürgerliche Freiheit gründet sich auf Gesetze, die das Resultat der Einsicht und des Willens der größeren Anzahl der Bürger des Staats sind, welches durch rechtmäßige, d. h. durch die Mehrheit der Stimmen, freigewählte Repräsentanten, öffentlich erklärt seyn muß — so daß jeder Bürger im Staate ein wirkliches, wesentliches Mitglied der gesetzgebenden Gewalt ist. Die ausübende Gewalt oder die Regierung ist diesen Gesetzen dergestalt unterworfen, daß es ihre erste und heiligste Pflicht ist, über die Aufrechthaltung derselben zu wachen, und sie in allen ihren Theilen aufs gewissenhafteste zu befolgen. Die Regierung kann und soll, ihrer natürlichen Bestimmung nach, nichts weiter seyn, als diejenige Gewalt, welche die bürgerliche Freiheit dadurch, daß sie über die Beobachtung der Gesetze wacht, schützt und sichert. Alles, was die Regierung sich weiter anmaaßt, ihre ganze übrige Autorität, wodurch sie die freien Handlungen der Menschen regieren und leiten will, ist vom Uebel.

Sie soll die bürgerliche Freiheit schützen und nicht beschränken, sie soll die Gesetze ausüben und

und nicht geben, sie soll der erste Diener und nicht der Vormund der Gesellschaft seyn.

Diese Grundsätze werden Sie, mein Herr, unstreitig als richtig anerkennen. Sie werden mit mir überzeugt seyn, daß dieselben die einzige sichere Grundlage sind, auf der das Gebäude der öffentlichen Glückseligkeit und aller menschlichen Wohlfahrt sicher ruhen kann.

Aber wenn Sie hierin mit mir einstimmig sind, so müssen Sie mir auch zugeben, daß es Pflicht sey, auf alle Weise dahin zu streben, die Menschen dieser ihrer hohen Bestimmung und Glückseligkeit immer fähiger zu machen, und alles, was sie an der Erreichung derselben hindern kann, möglichst aus dem Wege zu räumen. Nun ist nichts der Entwicklung und dem Gebrauch der moralischen und bürgerlichen Freiheit nachtheiliger, als der Hang und die Gewohnheit, irgend einer Autorität blind zu vertrauen, zu glauben und zu folgen.*)

*) Man wird das, was ich über den Misbrauch der Autorität gesagt habe, hoffentlich nicht misverstehen, um mich aber gegen einen solchen Misverstand völlig zu sichern, will ich noch bemerken:

1) Daß, nach meiner Meinung, die Autorität der allgemeinen Vernunft, und der besondern bürgerlichen Gesetze die höchste Autorität und von ein

So lange die Menschen von dieser Geistesschwäche nicht geheilet sind, ist gar nichts für ihre Erlösung aus den Banden der Knechtschaft zu hoffen. Wer kann es aber leugnen, daß die ganze Einrichtung der geheimen Gesellschaften, einem solchen Hange, einer solchen Verwöhnung Vorschub und Nahrung gebe? Ein zweites, mit diesem ersten in naher Verbindung und im gegenseitigen Einfluß stehendes Hinderniß der bürgerlichen Freiheit, insonderheit ist das unselige Verheimlichen oder die Geheimnißkrämerei.

So

einzelner Menschen Willkühr völlig unabhängig seyn muß.

2) Daß die Autorität einzelner Menschen oder Korps, in der großen bürgerlichen Gesellschaft nur eine gesetzmäßige seyn kann und darf, d. h. lediglich davon abhängen muß, ob und in wie fern die Gesellschaft, diesem Einen oder diesem Korps den Auftrag gegeben, über die Ausübung der Gesetze zu wachen.

3) Eine ganz andere Art von Autorität ist die persönliche, welche aus anerkanntem persönlichem Vorzuge, und aus einem vollen Vertrauen, ohne allen äußern Zwang, zugestanden wird.

4) Die vertragsmäßige Autorität, welche z. B. in dem Verhältniß des Gesindes gegen die Herrschaft Statt findet, ist in ihrer Art wieder völlig verschieden, so wie solches

5)

So lange über die öffentlichen inneren Angelegenheiten und die ganze Einrichtung des Staats, über den Zustand und die Verwaltung der Finan-

 zen,

5) die natürliche Autorität ist, in welcher bei den unerwachsenen Kindern die Eltern stehen und stehen müssen.

Es ist sehr übel, daß man diese in ihrer ganzen Natur, in ihrem Ursprunge, in ihrem Zwecke und in ihren Wirkungen so äußerst verschiedenen Arten von Autorität unter einander vermengt. Die eine statt der andern genommen, dieser das zugeschrieben hat, was jener nur zukommt u. s. w. Die unglücklichste Verwechselung dieser Art, die zu gleicher Zeit für die Menschheit so äußerst entehrend ist, ist die Autorität der Regierung mit der Autorität eines Vaters. Diese durch Mode und Gewohnheit so geläufig gewordene Verwechselung himmelweit verschiedener Begriffe, gehört zu den unerkannten Sünden und verdient um so mehr eine ernsthafte Rüge.

Nur noch zwei Anmerkungen.

1) Es ist sehr wünschenswerth und glücklich, wenn die persönliche Autorität sich zu einer jeden andern Art derselben gesellet — wenn z. B. der Regent, der Richter, die Herrschaft, die Eltern, sich Vertrauen und Liebe für ihre Person zu erwerben wissen. Man siehet die heilsamen Folgen davon ohne weitere Auseinandersetzung ein. Gleichwol könnte unter gewissen Umständen, eine zu große persönliche Autorität eines zum Despotis-

mus

zen, über die Handhabung der Gerechtigkeit u. s. w. *) ein Schleier gezogen wird, hinter welchen man nur Eingeweihte, d. h. solche, die durch Privatinteresse diese Geheimnisse zu bewahren gehalten sind — läßt — so lange die Bürger des Staats

mus geneigten Fürsten der Freiheit der Bürger des Staats leicht gefährlich werden.

2) So nothwendig und unvermeidlich es auch ist, daß einige Menschen durch Autorität regieren, und andere sich durch Autorität regieren lassen: so ist es doch in allem Betracht für die erstern Pflicht, dahin zu sehen, daß sie durch ihre Autorität die Selbstständigkeit und Freiheit ihrer Untergebenen so wenig als möglich beschränken.

Nicht nur die natürliche Bestimmung des Menschen macht ein solches Verhalten zu einer heiligen Pflicht, sondern es ist auch selbst der Klugheit durchaus gemäß; denn je einsichtsvoller, weiser, freier und selbstthätiger der Mensch ist, desto besser weiß er zu gehorchen — vorausgesetzt, daß man keinen andern, als einen schuldigen und pflichtmäßigen Gehorsam von ihm fodert.

*) Daß gewisse Dinge unter diesen oder jenen Umständen auf eine Zeitlang, mit Recht und Fug, Staatsgeheimnisse seyn können und müssen, versteht sich von selbst. Diese Dinge betreffen aber nur äußere und zufällige Verhältnisse und vorübergehende Veränderungen, niemals die innere und bleibende Verfassung des Staats.

Digitized by Google

Staats selbst glauben, daß alle diese Dinge mit Recht Geheimnisse für sie sind — so lange gar nicht einmal Interesse bei denselben für das gemeine Wohl Statt findet, so lange man gar nicht einmal weiß, was öffentlicher Geist ist — nun so lange hat es auch mit dem Aufkommen der bürgerlichen Freiheit gar nichts zu sagen, wie alle diejenigen, die dabei interessirt sind, daß sie nicht aufkomme, solches sehr wohl wissen, und diesem gemäß ihre Maaßregeln ganz klüglich getroffen haben.

Oeffentlichkeit ist der ganz unfehlbare Weg, der uns endlich in allen Dingen zur Wahrheit, und zu dem, was Recht und gut ist führet — Verheimlichung oder Geheimnißkrämerei ist der ganz unfehlbare Weg zum Gegentheil und stürzet uns sicher am Ende ins Verderben.

Daß die geheimen Gesellschaften den Geist der Publicität oder Oeffentlichkeit auf keine Weise befördern, sondern demselben vielmehr sehr nachtheilig sind, bedarf doch wol keines Beweises.

Sie sind also mittelbar, durch ihre ganze innere und wesentliche Einrichtung dem Wachsthum der natürlichen und bürgerlichen Glückseligkeit hinderlich, indem sie die Menschen verwöhnen, sich nach Autorität zu bestimmen, die Geheimnißkrämereien befördern und begünstigen, und den Geist der Publicität ersticken.

Daß

Daß sie an und für sich selbst und unmittelbar mehr Schaden als Gutes stiften können und müssen, ist mir aus den, in meinen Aufsätzen angeführten Gründen mit voller Ueberzeugung einleuchtend. Auch könnte nach meiner Einsicht das Gute, welches einige derselben vielleicht bewirken, in vieler Rücksicht weit größer seyn, und weit vollkommner bewirkt werden, wenn sie den Schleier des Geheimnisses abwerfen und öffentlich zu Werke gehen wollten.

Daß die Erfahrung die Richtigkeit meines Urtheils über den Werth der geheimen Gesellschaften und ihren Einfluß auf die menschliche Glückseligkeit, mehr als zu sehr bestätigt, darf ich Ihnen kaum sagen. Eine Menge unserer Zeitschriften sind ja angefüllt mit Nachrichten von den unwürdigsten und schädlichsten Misbräuchen, die in mehrern derselben herrschen und durch sie verbreitet werden sollen.

Geisterseherei, Aberglauben, fanatische Schwärmerei, Kabalen, Intriguen sind vielen derselben öffentlich vorgeworfen — und man hat seine Anklagen zum Theil bewiesen und mit Aktenstücken belegt. Sie haben eine Menge, theils ernsthafter und selbst tragischer, theils possierlicher Auftritte und Farcen auf dem schriftstellerischen Schauplatze und im bürgerlichen Leben veranlaßt. Außer dem Bösen und Verderblichen, welches man

von

von manchen derselben beweisen und aller Welt vor Augen legen konnte, hat man von andern solches nur muthmaaßen und ahnden können, oder man hat sich wenigstens nicht im Stande gesehen, aktenmäßige Beweise davon zu liefern, und man hat behauptet, daß diejenigen, die solche liefern könnten, wenn sie auch den Willen dazu hätten, es um ihrer persönlichen Verhältnisse, um ihres Lebens und ihrer bürgerlichen Wohlfahrt willen nicht wagen dürften.

Zum Nachtheil der Wissenschaften und würdiger, gemeinnütziger Betrachtungen, ist das lesende Publikum mit einer Menge von Brochüren, Anekdoten, Streit- und Schmähschriften über diese, bald ernsthaften, bald lächerlichen Possen heimgesucht worden, und diese Alfanzereien haben nicht nur den zunächst dabei interessirten Personen, sondern einer Menge andrer, ja beinahe der ganzen lesenden Welt, einen beträchtlichen Theil der so kostbaren Zeit geraubt, welcher viel würdiger und nützlicher hätte verwandt werden können.

Von dem Guten und Verdienstlichen, welches von irgend einer geheimen Gesellschaft gestiftet seyn soll, und wozu nun grade das geheimnißvolle Dunkel gefodert würde, erfahren wir dabei schlechterdings nichts — man giebt uns auch nicht einmal Gelegenheit, davon das geringste zu ahnden.

Ist es unter diesen Umständen nun nicht Pflicht, wider geheime Gesellschaften zu reden, zu schreiben und davor zu warnen? Wenn man auch gern zugiebt, daß eine weniger schlecht seyn kann wie die andre, woran unterscheiden wir denn jene von dieser? Woran erkennt man ihren größern oder geringern Unrath? Jeder wird doch wol die seinige für die beste halten und ausgeben. Vollends übel ists, daß man sich bei dieser Untersuchung auch nicht einmal auf das Zeugniß der redlichsten Männer, die Mitglieder einer solchen Gesellschaft sind, verlassen kann — da bekanntlich immer nur sehr wenige Mitglieder den wahren Zweck derselben kennen.

Gesetzt endlich, es existirte auch wirklich eine oder die andere unter den unzähligen Gesellschaften dieser Art, in welcher keine Misbräuche herrschten — gegen deren Zweck und Einrichtung sich nichts einwenden ließe, so glaube ich doch, daß ein solches einzelnes Beispiel uns gar nicht bestimmen könne, die Errichtung und Erhaltung der geheimen Gesellschaften als wohlthätig für die Menschheit anzusehen. Eine Einrichtung, die eines so großen Misbrauchs, und einer so großen gefährlichen Verderbtheit so gar leicht fähig ist — von der sich so äußerst viel Nachtheiliges und so sehr wenig Gutes im Voraus absehen läßt — von welcher wir selbst aus Erfahrung von dem dummsten und einfältigsten Schüler und Studenten bis

zu

Digitized by Google

zu dem veredelsten R. K. Orden, eine so ungeheure Menge böser und so gar weniger gute Folgen wissen — eine solche Einrichtung glaube und sage ich, taugt für die Menschheit überhaupt nicht, und ist schon des bloßen Beispiels wegen ohne Einschränkung zu verwerfen.

Dieses ist und bleibt denn das Resultat meines Nachdenkens und meiner Ueberzeugung über den Werth der geheimen Gesellschaften und ihren Einfluß auf die menschliche Glückseligkeit. Mich hat in diesem meinem Urtheile und dessen öffentlichen Aeußerung gar keine Art von persönlichen oder Nebengründen geleitet und bestimmt. Nie hat mich irgend ein Mitglied einer geheimen Gesellschaft, noch weniger eine ganze solche Gesellschaft beleidigt — und soweit ichs absehen kann, findet kein persönliches Interesse für mich dabei Statt, ob die geheimen Gesellschaften bestehen, zahlreich und vervielfältigt werden oder zu Grunde gehen. Ich hielt es für Pflicht, das Resultat meines Nachdenkens über diesen gewiß nicht unwichtigen Gegenstand, mit den Gründen desselben, öffentlich und freimüthig bekannt zu machen.

Vielleicht, dachte ich, giebst du einem oder dem andern Leser zum eigenen ernsten Nachdenken Veranlassung und reitzest den Untersuchungsgeist — nachtheilige Folgen, glaubte ich, könne das auf keine Weise haben. Meine Ueberzeugung

gung war fest und lebhaft — dies machte, daß ich dieselbe auch im Vortrage und im Ausdruck etwas lebhaft äußerte. Man wird mich hoffentlich deshalb nicht beschuldigen, daß ich mein eignes Urtheil Andern habe aufdringen wollen — So etwas fällt mir nicht ein und kann mir nicht einfallen. Ich habe anonymisch geschrieben, damit durchaus nichts von persönlichen Rücksichten, bei mir oder bei Andern, der freien Untersuchung der Sache hinderlich würde. Man hat, wie ich aus mehrern Beweisen gesehen, meine beiden ersten Aufsätze einiger Aufmerksamkeit gewürdigt — und man hat die Gründe für meine Behauptung triftig gefunden.

Natürlicherweise mußte es mir angenehm seyn, meinen Zweck nicht verfehlet zu haben — insonderheit angenehm aber war es mir, von mehrern Mitgliedern geheimer Gesellschaften, die zum Theil Männer von großem Ansehen in denselben sind, gelegentlich und auch auf ausdrückliche Aufträge an die Herausgeber dieses Journals zu erfahren, daß ich nach ihrem Urtheile nützliche Wahrheiten gesagt habe.

Ohnerachtet nun meine Ueberzeugung hiedurch allerdings noch mehr befestigt ist, kann ich es doch sehr wohl leiden, daß andre Menschen die grade entgegengesetzte haben, und verschiedne meiner Freunde, (denn die meisten unter denselben ha-

haben sich von allen diesen Verbindungen losgesagt) die ich von ganzen Herzen ehre und liebe, sind noch Mitglieder geheimer Gesellschaften, ohne daß sie dadurch irgend etwas bei mir verliehren.

Man kann ja seine eigne feste lebhafte Ueberzeugung haben, und solche freimüthig äußern, ohne daß man sie Andern aufdringen will oder der Intoleranz mit Recht beschuldigt werden kann.

So viel zu meiner Rechtfertigung, daß ich über diese Materie und daß ich so und nicht anders darüber geschrieben habe, und hiermit ist denn auch alles, was ich über die ganze Sache zu sagen habe, zum Trost meiner Leser völlig geendigt.

Ihnen, mein Herr, bin ich mit der Ihren Einsichten, Gesinnungen und Verdiensten schuldigen, vollkommenen Hochachtung aufrichtigst ergeben.

2.

Aspasiens Weisheit.

Aspasia. Neära.

Nun meine liebste Neära, hast du gestern viel Vergnügen auf Dionens Landgute genossen?

N. (kalt und verdrüßlich) Ich kann nicht viel davon rühmen.

Asp. Wie so? — Der Himmel war lachend, der Morgen süß, die Reisegesellschaft auser-

leſen. Das Landgut iſt ſo vorzüglich angenehm; Kunſt und Natur, Pracht und Nettigkeit hat der feinſte Geſchmack da aufs vollkommenſte vereinigt. Ich wüßte nicht, was dir an ſolchem Tage, an ſolchem Orte, in ſolcher Geſellſchaft noch zum beſten Vergnügen könnte gefehlt haben, — wenn dich nicht etwa Kopfweh plagte.

N. Deſſen brauchts ſo wenig, als Zahnſchmerzen, um einen den angenehmſten Ort und die frohe-ſte Geſellſchaft zu verderben.

Aſp. Was in aller Welt begegnete dir dann, das dich verſtimmte und verdrießlich machte?

N. Todt mögt' ich mich ärgern, daß ich dahin gereiſet bin. Denk nur einmal: ich meine, Dione liebt mich; ſo froh ſind wir oft bei einander geweſen, ſo herzlich und um meine Freundſchaft bemüht zeigte ſie ſich. Die Schlange ſchreibt mir da noch einen Brief voll Ergießungen der Zärtlichkeit; bezeugt, wie glücklich ſie ſich achten würde, wenn ich ſie beſuchte; wie ſie alles zu meinem Vergnügen einrichten wolle, wie ſie entzückt dem Augenblicke entgegenſähe, da ſie mich umarmen würde. — Das halte ich Närrin für Wahrheit, und reiſe hin. Wie ſie mir entgegenkommen, wie ſie in meine Arme fliegen wird! dachte ich froh unterweges. Ich komme nahe; aber

aber da ist keine Dione zu sehen, keine, die meiner Ankunft wartet. Ich komme endlich an. Auf dem Hofe, im Eintritt des Hauses keine Dione. Ein Bedienter muß mich hinauf führen. — Ich fasse mich, trete auf den Saal, und sie — bleibt ruhig auf ihrer Stelle.

Asp. Ei! und das ohne mit Jemand im Gespräch zu seyn?

N. Ja mit der Gesellschaft, die schon da war. Das Gespräch wurde lebhaft fortgesetzt.

Asp. So. Aber sie bewillkommte dich doch?

N. Mit einer gnädigen Miene, und bat mich Platz zu nehmen. O ich hätte rasend werden mögen.

Asp. Und auch nachher ließ sie dich wol unbeachtet sitzen?

N. Nein, sie kam und wollte sich wieder einschmeicheln, liebkoste und küßte mich, fragte, ob mir nicht recht wohl wäre, oder was sie mir zum Vergnügen thun könnte. — Die Affe meinte, ich sollte nun gleich wieder gut werden.

Asp. Aber, Neära, machtest du den Verdruß dir nicht selbst? Warum dachtest du bestimmt, sie würde dir entgegen kommen, dich in der Ferne schon empfangen, oder doch bei der Thüre? Konnte sie nicht durch viele kleine Vorfälle abgehalten werden? Konnte sie die Viertelstunde deiner Ankunft wissen? Sollte sie

die ganze Gesellschaft um deinetwillen vernachlässigen und zurücksetzen?

N. O sie würde sich ganz anders betragen haben, wenn sie so, wie sie mir gelogen hatte, mich liebte.

Asp. Aber du fandest doch, daß Dione schon Gesellschaft hatte: mußte sie nicht dabei bleiben? Dürfte sie, um ein interessantes Gespräch nicht zu stören, bei dir, als einer trauten Freudin, die Complimente nicht kürzen. — Kam sie doch nachher, sagst du, und that so herzlich und freundschaftlich.

N. Die Treulose!

Asp. Du bist heftig, Neära.

N. Ja, mit Recht.

Asp. Nein mit Unrecht, wenn Dione dich sonst nicht beleidigt hat. Nicht sie machte dir Verdruß, sondern deine überspannten Forderungen, deine getäuschten Erwartungen.

N. Ja, und außerdem wurde soviel gelacht und gespottet, bald über dies, bald über das; und ich merkte doch wol, daß man mich nur darin zum besten hatte.

Asp. Freilich, wenn deine Freundinnen dich necken und höhnen wollten, waren sie sehr unartig, und du hattest Ursache verdrüßlich zu werden. Aber weißt du auch gewiß, daß sie das zur Absicht hatten?

N.

N. Hm, das kann man bald merken.

Asp. Aber wenn dir es nun nach Sinne gegangen wäre, wenn du aufgeräumt gewesen wärest: würdest du nicht auch gelacht, gescherzt, vielleicht gespottet haben? — Die Hand aufs Herz, Neära.

N. Ja, ja; das hätte ich gethan.

Asp. Und wärst du denn deswegen gleich arg und böse gewesen? Hättest du deswegen gleich den bittersten Zorn deiner Freundinnen verdient? — Du schweigst. Dies Schweigen macht dir Ehre. Laß deine Leidenschaft fahren, und siehe die Sache an, wie sie ist. — Wie oft schon, Neära, führte dich deine Eitelkeit, deine Eigenliebe, dein Stolz auf Abwege! wie viel Verdruß hat sie dir nicht schon gemacht! — Dione durfte dir nur entgegenkommen, dich einholen, oder dich bei der Thüre empfangen, dich im Saale obenan setzen oder über dir die ganze Gesellschaft vergessen: so würdest du gestern wie im Himmel gewesen seyn, und — alles mit andern Augen angesehen haben.

N. Das gestehe ich ein.

Asp. Sag denn, wem hast du mehr zu zürnen, deinen eiteln Erwartungen, oder deinen Freundinnen?

N. (niedergeschlagen) Hab ich dir noch nicht genug eingestanden?

Asp. Lerne denn immer mehr, meine Liebe, daß wir in uns selbst den Grund von Ruhe und Vergnügen haben müssen, wenn die Umstände uns nicht Gram und Unruhe bringen sollen. Der angenehmste Ort, der schönste Maitag, die froheste Gesellschaft heitert uns nicht auf, wenn wir uns selbst Unruhe, Misvergnügen und Verdruß machen. — Einbildungen, die uns allemal von herrschenden Leidenschaften eingegeben werden, vernichten zu oft unser Vergnügen, als daß wir thöricht genug seyn sollten, uns ihnen immer aufs neue zu überlassen.

Aber noch eins; hast du deinen Verdruß der Gesellschaft verrathen?

N. Nur allzuviel.

Asp. Wie denn? Durch Kaltsinn, Schweigen, Nichttheilnehmen an Gesprächen, Scherzen und Spielen? Oder durch Bitterkeit und Anzüglichkeit? Oder daß du Dionen gleichsam deine Freundschaft aufgesagt?

N. Ach ich glaube durch alles.

Asp. Sieh, so warst du ja ungerecht gegen alle, wegen eines bloßen Verdachts, den du gar nicht hättest schöpfen sollen; wegen Zorns, den dir deine Einbildung eingab. Du zürnest ihnen, da sie Ursach hatten mit dir unzufrieden zu seyn. Verdrüßlich tratst du in die Ge-

Gesellschaft: was konnten Terpandra, Dione und alle die guten Damen und Herren davor?

N. Die erste Begegnung war mir auch gar zu befremdend, zu beleidigend.

Asp. Man beschimpft sich, Neära, wenn man Unrecht beschönigen will; und wenn man seine Fehler nicht eingesteht, verwandelt sich der Verdruß über sich selbst zu leicht in Haß gegen Andere, welchen zu rechtfertigen, dann gehässige Beschuldigungen gebraucht werden.

N. O ich mögte, daß mirs nie so gegangen wäre.

Asp. Und mir ist es gewissermaßen lieb, weil du siehest, wie viel noch Eitelkeit und Ehrsucht über dich vermag, — wie übereilt zu handeln du im Stande bist, — und wie der beste Verstand bei großer Leidenschaftlichkeit nichts vermag, unser Betragen recht zu leiten.

Jetzt hast du aber Ursache, sehr auf deiner Hut zu seyn.

N. Warum?

Asp. Daß du nicht aus falscher Schaam, um nicht gefehlt haben zu wollen, deine beleidigten Freundinnen meidest, oder deine Unart zu rechtfertigen suchest.

N. Du hast Recht; es war schon insgeheim beschlossen, sie zu meiden.

Asp. Dann hättest du dich um deine Freundinnen gebracht, wie um die Liebe deiner Schwiegerinnen.

N. Ich bitte dich, du weißt ja, warum ich mit diesen habe brechen müssen.

Asp. Ja, um wichtiger — Kleinigkeiten willen. Ein unüberlegtes Wort, ein deiner Empfindlichkeit unangenehmer Scherz, einiges Selbstgefühl, das deinen Stolz beleidigte, ein kleiner Eigensinn, das ist alles. — Hofst du denn, wenn du dich um alle Vertraute und Freundinnen gebracht hast, glücklicher zu leben?

N. Im geringsten nicht.

Asp. Nun aber, willst du ganz engelreine finden, und die dazu ganz nach deinem Sinne, ganz Verehrerinnen deiner Gottheit sind?

N. (beschämt und verwirrt) Verlang ich denn die?

Asp. Mir scheints so. Wenn das nicht ist, so mußt du deiner Freundin gestatten, daß sie — sie selbst ist, von dir an Verstande, Einsichten, Launen, Begierden verschieden; und nicht verlangen, daß sie in deinen Augen keine Fehler haben. Hast du nicht in ihren Augen die deinigen.

N. Allerdings.

Asp. Haltet euch denn einander Fehler und Schwachheiten zu gute. — Du, gutes Mädchen, wechselst so oft deine Freundinnen, weil du

du immer zu viel von neuer Freundschaft erwarteſt und zu wenig in der alten findeſt. Aber wiſſe, jeder Menſch kehrt ſeine glänzende Seite hervor, wie er die beſte Kleidung anlegt, wenn er in Geſellſchaft oder ins Publikum geht; im Nachtzeuge nimmt er ſich anders aus. Bei Allen, die du näher kennen lernſt, wirſt du Fehler finden. Suche alſo geſchloſſene Freundſchaft zu erhalten, beſſere deine Freundinnen und beſſere dich, um ihnen zu gefallen. Sey beſcheiden, gefällig und treu.

N. Aber wie mach' ichs, daß ich nun mein Unrecht, wie du es nenneſt, wieder gut mache?

Aſp. Beſuch Dionen je eher je lieber, und ſo auch deine Freundinnen alle, ehe Schaam, Widerwillen in deinem Herzen erweckt, damit du den unangenehmen Eindruck, den du auf ſie gemacht haſt, ſogleich auslöſcheſt; und dann danke es Aſpaſien, daß ſie dir deine Freundinnen erhalten hat.

3.

Briefe aus Schottland.

Erster.

Edinburg, den 27. Mai 1789.

— Seit meinem letztern Schreiben bin ich zweimal von London nach Cornwall gewesen; und itzt habe ich den Anfang der großen mineralogischen Reise gemacht, von welcher ich Dir vorm Jahre eine vorläufige Nachricht gegeben habe, und von deren Fortgange du von Zeit zu Zeit aus den entferntesten wüstesten Inseln und Gebürgen dieses Reichs Nachricht haben sollst. Sie wird auf öffentliche Kosten unternommen und mit mächtiger Hand unterstützt von den größten Herren dieses Landes; und meine Cornischen Freunde haben sie vielmehr befördert, als gehindert; denn in Cornwall bin und bleibe ich fürs erste noch immer ansäßig. Ich bin versichert, daß euern schwesterlichen und brüderlichen Herzen dies ehrenvolle Zeugniß öffentlichen Vertrauens in einem fremden Lande kein gleichgültiger Beweis meines nicht verkannten guten Willens seyn werde.

Die große Absicht meiner Reise ist: allgemeine Untersuchung der Gebirge, Marmorbrüche und Gruben in einem Lande, wo es bis itzt dem

gemeinen Mann zu oft an Arbeit und Unterstützung gefehlt hat; und wo man nach meinen Berichten eine und die andere nützliche Unternehmung zu machen gewillet ist — denn wohlthätiger Patriotismus und lohnende Thätigkeit verbreiten sich nun bis in die entferntesten Winkel des Reichs, wo alles lebt und nach Verbesserung und Verfeinerung strebt. Eine kurze Reise nach England würde Dir das herrlichste Schauspiel zeigen, und vielleicht empfindest du einigen Stolz — nein! lieber schwesterliche Wallung in deinem Herzen, daß ich nicht unwürdig bin, etwas dazu beizutragen.

Edinburg ist nach seiner Lage und Bauart eine der sonderbarsten und prächtigsten Städte von Europa. In den neu angebauten Theilen — denn sie wächst wie andere englische Städte von allen Seiten als ein Polyp aus sich selbst heraus — ist sie auch reinlich; und die uralte Gewohnheit zur Nachtzeit allen Unrath aus den Fenstern in die Straßen zu schütten ist vielleicht nur noch in den kleinsten Gäßchen der alten Stadt gebräuchlich. Dies schließe ich aus gewissen Lüften, die Nachts aus selbigen in die großen Straßen wehen; und ich empfand es wie andere Sonderbarkeiten gleich bei meiner Ankunft am 23sten dieses.

So-

Sobald man die englische Grenze bei Coldstream überschritten, zeigt alles eine verschiedene Natur und Sitte — die Natur und Gebürge bis nach Dalkeith arm, nackt und bloß; und die Menschen — die gemeinen nämlich — ungleich schmutziger, ärmer, stärker, dagegen aber auch ehrlicher als in England. Die Delikatesse, Zärtlichkeit und Niedlichkeit der englischen Mädchen und Weiber findet man hier nur unter den vornehmsten; und es kränkt einen und thut einem Leid, Kinder und ohne Ausnahme alle Dienstmägde barfuß durch Dick und Dünne gehen zu sehn, ja sogar von solchen Barfüßerinnen in den schönsten Zimmern bedient zu werden. Was sagst du zu Häusern, die gewöhnlich sieben Stockwerk, zuweilen sogar vierzehn Stockwerk hoch sind? Berg und Thal in der Stadt machen es nothwendig und möglich. Eben diese schreckliche Höhe der Häuser aber zieht gewaltige Unbequemlichkeiten nach sich — ohne Windeltreppen von Stein in den Häusern, allen Bewohnern derselben gemein, immer offen und folglich mehrentheils schmutzig — Jedes Stockwerk hat seine eigene verschloffene Thür. An Abtritte ist nicht zu denken; und wenn man nicht hier geboren oder ein Franzose oder Spanier ist: so ists einem gewaltig auffallend und schier lästig. Doch genug von Sonderbarkeiten eines Landes, das ich zum erstenmale sehe —

und

und in England verwöhnt. Zu Leipzig erinnere ich mich ähnliche Bauart und Unbequemlichkeit bemerkt zu haben.

Ueber die Höflichkeit, Gastfreiheit und Geselligkeit der Leute und über meine vortrefliche Aufnahme unter den Größern und Gelehrten geht gar nichts. Ich bin froh, daß ich morgen von hier nach Glasgow abgehn kann, denn ich habe mich fast krank essen, lachen und tanzen müssen. Von da ein mehreres für Euch. — — — Wenn Du dies erhältst, so bin ich zu Inverara bei dem Herzoge von Argyls, von wo ich nach der Insel Tirie, Mull u. s. w. reise. Nimm die Karte zur Hand und suche mich. — — —

Zweiter.

Glasgow, d[illegible] 3. Jun. 1789.

Mit Güte und Höflichkeit überhäuft reiste ich gestern Morgen ab von Edinburg, von wo ich Dir am vorigen Freitage einen langen Brief schrieb und ihn mit der Post geradezu nach Deutschland sandte. Dieser kömmt auf gleiche Weise und soll Dir und unserm lieben *** nicht sowol von Bergbau und Gruben und meinen Hauptarbeiten, sondern von dieser Stadt und deren Handel und Fabriken eine kurze Nachricht geben. Es wird Euch kein

kein geringer Beweis vom guten Fortgang meiner Reise und meiner ehrenvollen Lage seyn, zu vernehmen, „daß ich schon diesen Morgen von dem Ma„gistrat dieser großen und prächtigen Handelsstadt „eine öffentliche Einladung zum morgenden Fe„stin, wegen des königlichen Geburtstages, erhal„ten habe;“ dem ich auch gewillet bin beizuwohnen. Denn ohne Mitwürken der hiesigen Kaufmannschaft würden meine besten Untersuchungen und der edelste Patriotismus der Herren in den benachbarten Inseln und Hochländern nur sehr langsam nützlich werden.

Von Edinburg bis hier ist nur eine halbe — oder eine kleine und mäßige Tagereise von 48 Meilen. Nach Norden sieht man dreiviertel des Weges den langen Seearm the Firth of Forth genannt, welcher der Handlung und Schifahrt von E. und G. so nützlich ist und durch einen sehr prächtigen Kanal, der sich von Falkirk bis nach Dunbarton erstreckt, mit der Clyde und dem Hafen von Glasgow verbunden wird. Jenseits dieses Seearms sieht man die hohen und zum Theil schon rauhen Gebürge von Clackmannan und Stirlingshire; die weiter nach Norden in völlige Wildheit ausarten. Die Straße selbst geht durch reiche und wohlgebaute Felder am Abhange niedriger Anhöhen, von wo man stets die herrlichsten Aussichten nach Norden hat.

Dis-

Diſſeits Falkirk paſſirte ich unter vorgedachten Kanal durch, der hier vermittelſt eines prächtigen Aquedukts oder einer großen ſteinernen Brücke über ein Thal von einer Anhöhe zur andern geleitet worden iſt, ſo daß man zuweilen ſchwer beladene Schiffe über ſich in der Luft gleichſam wegfahren ſieht über einer ſchönen gepflaſterten Landſtraße, die vielleicht zu eben der Zeit von Frachtwagen, Kutſchen und Menſchen und Vieh wimmelt. Land- und Jagdhäuſer reicher Schottiſchen Familien und wohlbelohnter Kaufleute zeigen ſich von Zeit zu Zeit an eben der Straße, beſonders einige von großer Schönheit, welche Sir Thomas Dundaß und einem Grobſchmiede Namens Forbes gehören, der im letzten Kriege durch Lieferung des Kupfers zur äußern Bekleidung der Kriegesſchiffe ſehr ſchnell ein großes Vermögen erwarb, aber in ſeinen Sitten und übrigen Geſchmack und Begierden noch immer ein Grobſchmidt iſt — oder ſeyn ſoll. Dieſe Landhäuſer erregen angenehmere Empfindungen, als viele alte verfallene Kirchen, Klöſter und Schlöſſer, die man auch auf dieſer Straße in manchen Dörfern und Städten findet, und die Ueberbleibſel der elenden Zeiten ſind, in denen Kriegen, Plündern und Beten oder Gebete plappern die einzigen Gewerbe waren. Auch ſind ſie dem Liebhaber unſerer Zeiten natürlicherweiſe gefäl-

fälliger, als die Ueberbleibsel der itzt fast ganz niedergepflügten römischen Verschanzungen, welche mit dem Falkirkschen Kanal parallel laufen und zur Zeit des Kaisers Antoninus im zweiten Jahrhundert gegen die alten Pikten oder Einwohner vom nördlichen Schottland zur Deckung der römischen Garnisonen und Kolonien im südlichern Britannien errichtet sind. — Je länger ich lebe und je mehr ich den Fortgang nützlichen Fleisses in diesen Gegenden bemerke und segne, je mehr verliebe ich mich in unsere Zeiten, und je mehr danke ich der Vorsehung von treflichen Eltern in solchen Zeiten geboren zu seyn.

Zu Killsyth speiste ich, jedoch in guter Gesellschaft, zum erstenmale in Großbritannien mit Ekel in einem säuischen Hause, wo es stank. Die Speisen waren gut; nach alter Landessitte hatte man aber hier noch nicht die wohlfeile Wohllust der Reinlichkeit gelernt, die selbst der Arme sich geben kann und aller Orten geben sollte.

Zu Dalmaly in Glenorchy dem nördlichen Theile von Argylashire nehme ich heute am 15. Jun. wiederum die Feder zur Hand. — Vom Handel und den Fabriken der Stadt Glasgow und Paisley ist zu viel für einen Brief zu sagen. Aus zwei Umständen läßt sich jedoch von ihrer Wichtigkeit und wachsendem Flore urtheilen. Die feinsten Musline und andere baumwollene

und

und feine Leinenwaaren werden hier in so ungeheurer Menge hoher Vollkommenheit und geringen Preisen verfertigt, daß in kurzer Zeit der Ostindische Muslinhandel darüber zu Grunde gehn muß. Man hat sogar angefangen Musline auf Mühlen zu weben, in denen eine einzige kleine Feuermaschine hunderte von Weberstühlen in Bewegung setzt, und die Arbeit vieler Hände erspart und in höchster Vollkommenheit darstellt. Mrs. Richie und der Professor Anderson in Glasgow haben mir versprochen mit erster Post eine vollkommene Nachricht vom Tobakshandel zu übersenden für unsern lieben ***. — Meine Reise von da zu diesen herrlichen und majestätischen Alpenthälern war äußerst unterhaltend — an langen Landseen und Seearmen, durch wundernswürdige Scenen malerischer Wildheit, Felsen und Waldungen, und durch erfreuende Anblicke Alles überwindenden menschlichen Fleißes, der sich hin und wieder und besonders bei Inverary elysische Gefilde zu schaffen gewußt hat — getrennt vom übrigen Theile der brausenden Welt und der lärmenden großen Städte durch hohe Gebürge, die nur erst seit der letzten Rebellion durch militärische Straßen wegbar gemacht worden sind, vermittelst des Ertrags der damals confiscirten Landgüter, welchen die Weisheit und Güte Georgs II. und des Parlaments zu diesem edeln

Zwecke angewiesen hat. Wie würdest du dich mit mir freuen in dieser seligen Stille dieser vortreflichen Thäler, und herzlichen Antheil nehmen an der Unschuld und Einfalt ihrer unverdorbenen patriarchalischen Einwohner! Zwar tragen die baumstarken kriegerischen Männer keine Hosen und die ungeschmückten Dirnen keine Schuhe, Strümpfe, Kopfzeuger und Sonnenhüte; zwar reden viele von ihnen keine Dir oder mir verständliche Sprache; aber ihre buntscheckigen alten Trachten und ihre Unverdorbenheit sind meines Bedünkens sehr gefällige Kleidungen. Und was geht über die Sprache der Natur oder ihre zuvorkommende Gastfreiheit und Bereitwilligkeit? Man hat mich schon einigemal auf bösen Nebenstraßen angehalten, mich mit vortreflicher Milch und meine Pferde mit Futter zu erfrischen — ohne Erwartung einiger Wiedervergeltung. Selbst mit Musik und Gesang bin ich empfangen und begleitet worden. Und dies kann ich Dir kaum erzählen ohne Thränen in den Augen. — Grüße ꝛc.

Dritter.

Armaddy, den 30. Jul. 1789.

Ich hoffe, Du hast meine beiden letzten Briefe, den einen von Edinburg und den andern von Dal-

Dalmali erhalten. Sie enthielten den Anfang meiner hochländischen Reise, wovon der gegenwärtige etwas von derselben Fortsetzung erzählen wird; von Gruben und Bergbau jedoch nur just so viel, als hinreichen mag zu beweisen, daß ich fleißig und glücklich gewesen bin.

Auf den Gütern des Grafen von Breadalbare fand ich die Bleigruben ungefähr in demselben Zustande, als sie vor zweihundert Jahren in Deutschland gewesen seyn mögen — reich — auf den Staub gebaut und großer Verbesserungen fähig. Der fünfte Theil des Erzes bleibt im Schutt, weil man die Erze nicht durch Pochen zu reinigen und aufzubereiten versteht; und aus dem Erze selbst gewinnt man durchs Schmelzfeuer nur zwei Drittel des wahren Gehalts. Auf einer dieser Gruben zu Tyandrom hatte man den herrlichsten Kobold sorgfältig vom Bleierze geschieden und weggeworfen als schädlichen Arsenick. Ich stehe Dir dafür, daß solches nicht weiter geschehen und mir nicht übel bekommen soll. Auf manchen aufgelassenen Gruben liegt ungenütztes Pocherz bei tausend Zentnern — auf einer derselben sogar gediegenes Silber. Ich hoffe einen guten Antheil zu erhalten an den Pochwerken, die hier errichtet werden müssen.

Meine Reisen von Inverary und Dalmali aus durchs Gebürge habe ich mehrentheils zu Pfer-

de, zuweilen aber auch zu Fuß verrichten müssen — allezeit mit hochländischer Begleitung und mit dem Erfolge, daß ich das Land und die Leute um so besser habe kennen gelernt. Bei aller Einfalt, Unschuld und moralischen Vortheilen des patriarchalischen Hirtenlebens der guten Hochländer leiden sie doch unvermeidlicherweise alle damit verknüpften Unbequemlichkeiten, die sich durch keine Poesie oder sophistische Philosophie davon trennen lassen. Fast jede Familie lebt einsam für sich in der Nachbarschaft ihrer Heerde und Weide. Also muß auch jede Familie und jeder Landmann entweder alle Handwerke selbst treiben und verstehn, oder sie entsetzlich theuer bezahlen, oder derselben Vortheile ganz und gar entbehren — welches in allen diesen Fällen äußerst unbequem ist und zuweilen sonderbare Verlegenheiten hervorbringt. Meine Perüke und Stiefel nicht zu erwähnen, die sich in ausnehmend schlechten Umständen befinden, kann sich der wohlhabendste Mann manchmal nicht mit den gemeinsten Bedürfnissen versehen, bis ein Schiff auf die Küste oder ein Tabletkrämer hausiren kömmt. Und hat er denn eben kein baares Geld vorräthig — welches sich beim Hirtenleben nicht selten zuträgt — so ist er wiederum gar übel daran.

Aufs Kirchen- und Schulwesen hat diese zerstreute Lebensart der Einwohner auch einen son-

der-

Digitized by Google

derbaren Einfluß. Wie sollten kleine Kinder, im Winter besonders, mit ihrer Milchflasche und Brodtkorbe ihren Weg über Berg und Thal zur Schule finden können! Schulen sind nur errichtet in Dörfern, die nicht häufig sind, in kleinen Städtchen, die noch seltener sind, oder bei den Kirchen, die sich gemeiniglich in den volkreichsten Thälern finden.

Die Pfarren und Kirchspiele sind hier von sehr weitläuftigem Umfange, und der Priester isset hier sein Brodt wahrhaftig im Schweisse seines Angesichts. Doch ist der Schottischen Geistlichkeit selbiges mit mehrerer Gleichheit und Billigkeit zugeschnitten, als der Englischen, die entweder entsetzlich reich und müßig, oder äußerst kümmerlich und mit Arbeit überladen ist.

Das Abendmahl wird hier jährlich in jeder Pfarre nur einmal und zwar im Sommer ausgetheilt — und dies, ich gestehe es Dir, ist eins der herrlichsten Schauspiele und eine der rührendsten Scenen, die das Hochland zeigen kann — nicht wegen der Größe oder Pracht der Kirchen, die vielmehr alle zu klein, niedrig und armselig sind; auch nicht wegen einiges äußern Pomps im Gottesdienste, der presbyterianisch und daher äußerst einfach ist; sondern wegen der Großheit der Handlung selbst und [redacted] Ehrfurcht und Andacht, womit die ganze Gemeine groß und klein

derselben beiwohnen. Man sieht im Hochlande nie so viele Menschen an einem Orte beisammen, als bei dieser feierlichen Gelegenheit — alle in ihrer besten und reinlichsten Tracht. Keiner wird zum Abendmahle gelassen, als wer in der Katechisation gut bestanden, und ein Billet seines Wissens und seiner Aufführung vorzeigen kann — und von der Ceremonie ist keiner ausgenommen, weder alt noch jung, weder Vornehmer noch Geringer. Auch hört man hochländische Sprache und Gesang nirgends in größerer Vollkommenheit. Da die Kirchen alle zu klein sind, so wird bei gutem Wetter beides Hochländisch und Englisch auf den Kirchhöfen und im Felde gepredigt — und das macht eine Scene, derenthalben allein ein Maler nach Schottland gehen sollte. Denn weder St. Anton von Padua noch irgend ein Feld- oder Gassenprediger in England können ähnliche Gemeinen zusammen predigen.

Seit Anfang dieses Monats hat mich eine lange Seereise durch die Inseln beschäftigt. In einem offenen Boote mit vier Rudern und zwei Segeln ging ich von hier nach Garvelach, Esdaile, Luing, Jura, Ilai, Colonsai, Holmkill, Tirie und Mull. Wenig Reisende werden mirs nachthun. Es ist zwei bis dreihundert Meilen, und die hiesige See ist wahrlich nicht immer ruhig. Gottlob ich bin ohne Seekrankheit und

ir-

irgend einige widrige Zufälle glücklich wieder anher zurückgekommen — am vorigen Donnerstage — bringe itzt meine Bemerkungen über die Marmorbrüche in Tirie und Holmkill in Ordnung, finde mich hier im Zirkel der vortreflichen Familie meines Freundes Campbel Lochend, die an Zahl, Ordnung und Erziehung der Deinigen gleicht und gehe am Montage den 3. August weiter nach Norden.

4.

Ein Schreiben vom Fuße des Odenwaldes.

Das viele Gute, was ich aus Ihren Schriften, verehrungswürdiger Mann, für mich und meine lieben Kinder schon gelernet habe, und noch täglich lerne, erfüllt mein Herz nicht nur mit Ehrfurcht und Dankbarkeit für Sie, sondern flößet mir auch so viel Zutrauen zu Ihrer durch vortreflichen Unterricht so wohlthätigen Menschenfreundlichkeit ein, daß ich es wage, Ihnen meine Gedanken über einen im Braunschweigischen Journale behandelten und mir sehr wichtigen Gegenstand mitzutheilen, in der Hoffnung, daß Sie mir zur richtigen Einsicht verhelfen wollen.

Die Frage, welche ein Biedermann im 3ten St. 1788 des Braunschw. Journals aufgeworfen hat „ob der Staat ein Recht habe, „über Erziehungsangelegenheiten zu gebieten?“ wird nämlich vom Herrn Villaume (im 8ten und 9ten St. 1788) und von Herrn Fischer (im 10ten St. 1789) standhaft und ohne Einschränkung behauptet.

Da nun wol fast nicht zu zweifeln ist, daß diese Herren die Sache reiflich überdacht und gründlich eingesehen haben werden, weil sie sonst nicht so getrost und entscheidend darüber sprechen würden: so verwunderte ich mich nicht wenig, daß ihre allerdings bündigen Beweise auch nach wiederholten Lesen bei mir keine Ueberzeugung bewirkten, nach einiger Selbsterforschung fand ich aber, daß es lediglich daher komme, weil die Herren nicht deutlich und b e s t i m m t gesagt haben, was oder wen sie unter Staat verstehen. „Vor allen Dingen, sagte Socrates zu einem Doctor oder Professor, (wie mir unser Herr Rector erzählte) müssen wir den Gegenstand, wovon wir uns unterreden wollen, recht genau bestimmen, wenn wir uns nicht lächerlich machen wollen, indem jeder von uns vielleicht etwas ganz anders bei einem und eben demselben Worte denkt.“ Diese Art des Socrates gefällt mir sehr wohl, und ich habe mir schon oft gewünscht, die

Schrift-

Schriftsteller mögten es auch so machen, wie Socrates; allein da ihnen diese Art nicht so wohl zu gefallen scheint, wie mir, so geht es mir und meines Gleichen oft sehr übel, wenn wir nach unserer Berufsarbeit uns durch das Lesen eines guten Buches theils ergötzen, theils unterrichten wollen. So ging es mir auch, als ich die Beantwortung obiger Frage las. Wer wird hier wol unter Staat verstanden, fragte ich mich selbst? Bei dem Worte Staat weiß ich nichts anders zu denken, als 1) ein Land, worin eine Menge Menschen in bürgerlicher Gesellschaft lebt; 2) diese in eine bürgerliche Gesellschaft verbundenen Menschen selbst, oder 3) den Beherrscher dieser Menschen. Das Land, sagte ich ferner, kann hier nicht verstanden werden; denn was in diesen Abhandlungen vom Staate gerühmt wird, paßt nicht auf das Land. Also sind entweder die Einwohner oder ihre Beherrscher zu verstehen. Verstünden die beiden Herren unter Staat die gesammten Einwohner, so würde wol kein Vernünftiger daran zweifeln können, daß sich der einzele Bürger dem Willen der Mehrheit unterwerfen müsse, da es in einer Gesellschaft, deren Mitglieder gleiche Rechte haben, keinen andern Bestimmungsgrund von dem gibt, was gesellschaftlich recht ist, als den Willen der Mehrheit; allein wenn sie, wie aus einigen

Stellen zu erhellen scheint, unter Staat den Beherrscher verstehen, so können bei dem unverdorbenen, gemeinen Menschenverstande allerdings verschiedene Bedenklichkeiten entstehen; da aber die Gelehrten auf dergleichen Bedenklichkeiten nicht viel Rücksicht zu nehmen pflegen, so will ich sie auch mit Stillschweigen übergehen, und nur bemerken, daß in diesem Falle das Meiste, was mehr belobte Herren in ihren Aufsätzen vom Staate angerühmt haben, ganz und gar nicht auf denselben passe. „Der Staat, sagt Herr Villaume, beobachtet, wählt seine Verordneten; er „läßt sich nicht so leicht durch Speculationen, „Theorien, Grübeleien hinreissen, weil er das „Projectiren Andern überläßt *) und sich die „Beurtheilung nach den Lehren einer bewährten „Erfahrung vorbehält. Er hat kein Interesse, „bequeme Methoden nützlichern vorzuziehen; er „hat in Schulsachen kein Lieblingsfach, dem er „das übrige aufopferte. Er ist mir also der zu„verläßige Richter in diesen Angelegenheiten.“ Setzt man nun gleich im Anfange dieses Satzes für Staat

*) Ja manchmal überläßt er auch das Denken Andern; wenigstens las ich unlängst in einem vortreflichen Edicte: „bei der Veranlassung ..... „haben wir über die beste Art ..... nachdenken und uns berichten lassen.“

Staat, Fürst, so wird das Poetische und Unrichtige dieser Behauptung so auffallend, daß ich sehr zweifele, ob irgend ein Fürst so wenig Selbstkenntniß (wenn diese gleich eben nicht das Lieblingsstudium der Mächtigen ist) habe, daß er diese Stelle nicht für Schmeichelei oder Satire halten sollte. Ja solche Einsichten und solche Sorgen von einem Fürsten fordern, ist nicht nur unhöflich, sondern auch unbillig; und wenn die Frösche in der Fabel nur halb so unbescheiden und nur halb so ungereimte Foderungen thaten, so war es höchst gerecht, daß ihnen Jupiter einen Klotz zum Könige gab.

Der Staat soll das Erziehungswesen reguliren, „damit das Publicum nicht betrogen wer„den, daß kein Unwissender die Seelen „der Kinder verderben, und daß Jeder „sein Kind der ersten besten Schule anvertrauen „könne.“ Mein Gott! wie ist es doch möglich, solche Phantaseien vorzubringen? Werden denn nicht in allen cultivirten Ländern die Schulen vom Staate bestellt und regulirt? Wie sind aber die meisten beschaffen? Und wenn auch hier und da noch eine Schule das Glück hat, einen solchen Mann zu bekommen, wie unser Herr Rector ist, der gemeinnützige Kenntnisse hat, ists nicht oft der Staat selbst oder seine Verordneten, die ihn bald aus Geiz, bald aus andern

dern hochwichtigen Erbärmlichkeiten hindern, die Schule zweckmäßig einzurichten?

Es soll übrigens dem Staate eben so wenig übel gedeutet werden, durch öffentliche Schulen für den Unterricht, als durch Schauspielhäuser für das Vergnügen und durch Lotterien für die Spielsucht seiner Bürger zu sorgen, wenn er seine wohlthätige Vorsorge uns nur nicht mit Gewalt aufdringt; indem es ungleich schöner und besser ist, wenn der Bürger nicht gezwungen werden kann, als wenn er ein wenig (oder auch viel) geschickter, oder wie man heut zu Tage sagt, aufgeklärter wird, welches doch nicht immer die gesegnete Wirkung gewaltsamer Einrichtungen war. Auch ist die allgemeine Sicherheit nicht im Geringsten in größerer Gefahr (wie Herr Villaume allzufurchtsam vorauszusetzen scheint) wenn die Bürger nicht so geschickt und nicht so gebildet sind, wie der jeweilige Herr Staat es für gut zu finden geruhet; indem es von jeher Völker gegeben hat, noch gibt, und, so Gott will, auch ferner geben wird, wo man von alle den väterlichen und kostbaren Unterrichts- und Aufklärungsanstalten nichts weiß, und wo das Leben, die Ehre und das Vermögen der Bürger, zusammt der Unschuld ihrer Weiber und Töchter wenigstens — um nicht zu viel zu sagen — eben so sicher sind, als in einem Lande, wo lauter Bannschulen angelegt sind.

Herr

Herr Fischer meint, das Recht des Staates, die Erziehung zu reguliren, damit zu beweisen, daß er sagt: „Ich habe nämlich immer geglaubt, „daß der Fürst Vater des Volkes sey. Und da „ist mirs immer sehr unväterlich vorgekommen, „wenn er seine Kinder, so viel an ihm ist, ver„derben läßt. ꝛc.“ Ich bin sonst im höchsten Grade für die Freiheit des Glaubens, so wie für die Freiheit des Handels; allein wenn man über Gegenstände der Vernunft spricht, so kommt es gar nicht darauf an, was Dieser oder Jener glaubt oder nicht glaubt, sondern ganz allein auf das, was die natürliche Beschaffenheit und die Verhältnisse der Dinge an die Hand geben; und in dieser Rücksicht ist es also sehr abergläubisch, wenn Herr Fischer glaubt, der Fürst sey Vater des Volkes, indem nichts ungeschickter ist, das Verhältniß des Fürsten zum Volke auszudrücken, als das Bild eines Vaters, so gewöhnlich es auch ist. Zwar weiß ich wohl, daß man übelpassende Gleichnisse damit zu entschuldigen pflegt, daß man sagt: „jedes Gleichniß hinket,“ allein dieses hinket nicht nur, sondern es ist an Händen und Füßen lahm; denn welche von den Beziehungen eines Vaters könnte wol mit Vernunft auf den Fürsten angewandt werden, wenn man etwan eine einzige ausnimmt, die sich gewiß kein Fürst gefallen lassen würde, wenn er auch närrischer als Caligula und grau-

samer als Nero wäre. Die Gelehrten sollten das Publicum nicht dazu verführen, Ausdrücke, welche durch Gewohnheit zwar schon geläufig geworden sind, aber bei näherer Prüfung wenig oder gar nichts sagen, als Wahrheiten oder gar als Grundsätze anzunehmen, sondern sie sollten dasselbe vielmehr veranlassen und ermuntern, eben solche allgemein angenommene aber irreführende Ausdrücke anzuhalten und scharf zu prüfen, und wenn sie die Prüfung nicht aushalten, sie zu verwerfen, wenn sie auch ihr Ansehen dreimal weiter zurückführen könnten, als der älteste Edelmann.

Eben so poetisch und unrichtig kommt mir der Ausdruck im 3ten St. 1788. S. 313. vor, wo Sie selbst den Staat den allgemeinen Vormund seiner Bürger nannten. Wie war es doch möglich, daß ein so vortreflicher Lehrer, wie Sie, sich so vergessen konnte? Halten Sie diesen Ausdruck nicht für eine Beleidigung der Volksmajestät? Wie? Der einzige, den seine Lage fast nie mündig werden läßt, der soll der Vormund unzähliger verständiger und tugendhafter Männer seyn? Und wie sollte der mündig werden können, in welchem durch den größten Ueberfluß schon von der zartesten Kindheit an Sinnlichkeit und Wollust erweckt und gereitzet,

Wahr-

Wahrheitssinn und menschliches Gefühl hingegen erstickt werden? Wie sollte der mündig werden, vor welchem (schon wenn er selbst noch kriecht) eigennützige und sclavische Schmeichler kriechen, die ihn mit vereinten Kräften hindern, sowol Selbst- als Menschenkenntniß zu erlangen.*)

S. 311. 3tes St. 1788 sagen Sie, „weil „wir im Staate auch Schutz finden, so könnte „er allenfalls wol verlangen, daß wir ihm einen „Theil des Vaterrechts abtreten sollen. ꝛc.“ Hier findet jene Zweideutigkeit des Wortes Staat ebenfalls Statt, da man hier unmöglich den Fürsten darunter verstehen kann, indem er die Bürger nicht schützen kann, sondern vielmehr sie es sind, die ihn seine Häuser, seine Gärten, seine... schützen, sey es nun, daß sie dieses in Person thun, oder seine Waffenknechte bezahlen. Hierbei bitte ich nur, daß kein Facultätsmann (Sophisten nannte sie, glaube ich, Socrates) — denn von Ihnen habe ich eine so ungegründete und ungereimte Einwendung nicht zu fürchten — sage, der Fürst thue dieses (daß er nämlich Schutz verlei-

*) Mein Freund nimmt den obigen und den folgenden Ausdruck, als unpassend, zurück.

Der Herausgeber.

leihe) im Namen aller Bürger; denn ohne zu fragen, wann er denn von allen Bürgern den Auftrag dazu empfangen habe; so will ich nur bemerken, wie nonsensicalisch diese Formel laute, wenn man sie in gemeines Deutsch übersetzt, welches etwa so lauten würde: „Der Fürst verspricht im Namen und auf Rechnung aller Bürger, allen Bürgern Schutz, und fordert deswegen von allen Bürgern, nebst vielen andern nicht unbeträchtlichen Rechten auch einen Theil der Vaterrechte an ihn abzutreten.“

Die Vorstellung, die ich mir von Ihrer Wahrheits- und Freiheitsliebe mache, läßt mich hoffen, daß Sie diese Gedanken eines Laien nicht nur gütig aufnehmen, sondern auch Ihrem Journale einverleiben werden, damit auch Andere vor dergleichen wetterwendischen und irreführenden Worten gewarnet werden!

Am Fuße des Odenwaldes, am
12ten Febr. 1790.

J. Freimuth.

Digitized by Google

5.

Gegen Herrn Schlözer

wegen folgender Stelle in deſſen Staatsanzeigen H. 53. B. XIV. S. 120: „Hiemit würde wol namentlich Herr Campe aufgerufen, ſeinen ſchändlich-unwahren Almanach nicht nur zu unterdrücken, ſondern baldmöglichſt einen wahrhaften Gegenalmanach ins deutſche Publikum zu ſchaffen. Siehe die ſehr intereſſante Recenſion dieſes Almanachs, die bereits die Ehre deutſcher Journaliſten und Zeitungsſchreiber rettet, in einem der neueſten Stücke der Gothaer gel. Z.“ S.

Herr S. ſtößt hier ſo gräßlich in ſein hiſtoriſches Poſthorn, daß man zuſammenfährt und wunder meint, mit was für einem entſetzlichen Verbrecher oder landverderblichen Menſchen er diesmal werde angefahren kommen. Man denkt an Muttermord, an Sünde wider den heiligen Geiſt, an Peſt und was es ſonſt ſchauderhaftes gibt. Nichts von dem allen! Herr S. ſpricht bloß von einem Almanach, in welchem hiſtoriſche Unrichtigkeiten ſtehen. Wie? und dieſen Almanach nennt er einen ſchändlich-unwahren? Weiß der Mann auch, was er ſpricht? Eine unrichtige Erzählung kann, ich berufe mich auf die ganze vernünftige Welt, ihrem Urheber unmöglich anders Schande bringen, als wenn ſie vorſetz-

setzlich ist und boshafte Verläumdung zur Absicht hat. Nur der böse Wille, nicht der unwillkührliche Irrthum kann schänden. Was in aller Welt kann Herr S. für Gründe haben, eher jenen als diesen bei dem Verfasser des Almanachs zu vermuthen? Was ist ihm von meinem persönlichen Charakter bekannt, das einen solchen Argwohn rechtfertigte? Habe ich je mein Ohr der Wahrheit und der Belehrung eines Bessern verschlossen? Habe ich mich je einer Partei verkauft? Habe ich je die Gegenpartei nicht wollen zu Worte kommen lassen? Sind mir je die Mittel zu Nachrichten zu gelangen gleichgültig gewesen? Habe ich je ein Vertrauen gemisbraucht, ein Anvertrautes entwendet, und Leute um Ehre und Brodt gebracht? Welcher von allen diesen möglichen Sünden eines Historikers habe ich mich schuldig gemacht, daß ich den Verdacht einer schändlichen Absicht verdiente, wenn ich etwas erzähle, das erst allgemein geglaubt, nachher aber in einigen Stücken falch befunden wird?

Oder leuchten etwan aus dem Almanache Gesinnungen hervor, die mich schänden und sonach alles Schändliche, Lug und Trug von mir erwarten heißen? Ja das wirds seyn! Der schändliche Freiheitsgeist der! Wie er von einem Ende bis zum andern in diesem Almanache weht! Der hat mir den Kopf verrückt — nicht doch! nicht den Kopf! das

hät-

hätte ja bloß Irrthümer veranlaßt; das Herz hat er mir zur Mördergrube gemacht; und nun habe ich diesem unseligen Freiheitsgeiste zu lieb die Geschichte verfälscht, die Unschuld schwarz und den Teufel weiß gemalt. — Wer spräche so? Doch nicht Herr Schlözer? Nein; wie könnte der so sprechen? Er schien zwar sonst der Freiheit ein wenig abhold zu seyn; er konnte z. B. nicht leiden, daß die Amerikaner sich frei machten; er sagte den Freistaaten immer mit Wohlgefallen, wie es schien, alles Böse nach, was er nur auftreiben konnte. Aber er hat sich bekehrt, oder hat wenigstens den itzigen Freiheitssinn der Franzosen von der allgemeinen Proscription ausgenommen. Das erhellet aus dem zwei und funfzigsten Stücke seiner Staatsanzeigen. Das weiß, wer dies Stück etwa noch nicht gelesen haben sollte, aus dem hamburgischen Correspondenten, der diese Merkwürdigkeit aus gedachtem Stücke laut und mit Verwunderung verkündigte. Das soll, wer etwa beide nicht, aber dies Journal zu Gesichte bekömmt, hier zu meiner Rechtfertigung lesen.

S. 467. Note 5. „Und welcher Menschenfreund wird denn das (nämlich, wie es im Texte heißt, daß Galliens Bewohnern noch so viel Gefühl übrig geblieben ist, um das Joch der Tirannei abzuwerfen) nicht sehr schön finden? Ei-

ne der größten Nationen in der Welt, die erste in allgemeiner Kultnr, wirft das Joch der Tirannei, das sie anderthalb hundert Jahre lang komisch-tragisch getragen hatte, endlich einmal ab; — zweifelsohne haben Gottes Engel im Himmel ein Te Deum laudamus darüber angestimmt!"

Zu den Worten im Texte: Der Mann denkt also, die Franzosen hätten Heldenthaten gethan, macht Herr S. die Anmerkung:

S. 467. N. 7; „Heldenthaten haben sie wirklich gethan, den 14. Jul. wer läugnet das? Siehe z. E. die Campischen Briefe."

Zu folgenden Worten des Textes: In den unaufgeklärten Zeiten würde man einen Mann, der geschehene Staatsverbrechen öffentlich und schriftlich billigt ꝛc. setzt Herr S. folgende Note hinzu:

S. 467. N. 9. „Es wäre wol endlich Zeit, die oft wunderbar, schiefen Urtheile zu rectificiren, die man hie und da in Deutschland über die Vorfälle in Frankreich hört und liest. I. Die Hauptrevolution, über die alle aufgeklärte Weltbürger der großen Nation Glück wünschen, ist die vom 14. Jul. II. Bei dieser Revolution gingen Excesse vor: und wo läßt sich eine Revolution ohne Excesse denken! Krebsschäden heilt man

nicht

nicht mit Rosenwasser. Und wäre auch unschuldiges Blut dabei vergossen worden (doch unendlich weniger als das, was der völkerräuberische Despote Louis XIV. in einem ungerechten Kriege vergoß): so kömmt dieses Blut auf Euch, Despoten, und Eure infame Werkzeuge, die Ihr diese Revolution nothwendig gemacht habt! III. Die nachherigen Tumulte über wirkliche oder vermeintliche Hungersnoth haben so wenig Zusammenhang mit dem Wesentlichen der Revolution, als die Possen der Poissardes. IV. Auch die Gewaltthätigkeiten gegen den König im October gehören nicht zur Revolution: wahrscheinlich — die Zukunft wird es aufdecken — lag dabei eine Rebellion zum Grunde, die, wenn sie nicht erstickt worden wäre, dem Könige wie der Nation vielleicht gleich fatal geworden wäre. V. Durch die gelungene Revolution sind nun die Franzosen im Besitz der Macht, sich die allerglücklichste Regierungsform zu verschaffen. Thun sie es nicht, werfen sie den mit Mühe von der einen Seite aufgehobenen Karren auf die andere um, machen sie aus ihrem weiland unumschränkten Könige einen bloßen Doge, und lassen sie sich in der Folge, wo keine (monarchische) Löwen sie mehr zerreissen können, von (demokratischen) Ungeziefer fressen: je nun, habeant sibi, und Mit- und Nachwelt werden sagen: „die kappadocische Na-

tion wars nicht werth, daß ihr der Himmel eine so schöne Revolution gelingen ließ."

„Eben lese ich, fährt Herr S. fort, in einem Schreiben eines wirklichen welterfahrnen Staatsmannes vom 29. Nov. d. J. Daſs es ein Glück für Frankreich ist, das ich drittehalb Jahr bewohnt habe und etwas kenne, jetzo auf einmal das Joch abgeschüttelt zu haben, daran ist kein Zweifel. Ich billige die dabei verübten Grausamkeiten nicht; ich möchte um keinen Preis schuld daran sein: aber im Verhältniſs mit dem Guten und Groſsen, was erzielt worden ist, will das nichts sagen. Wer vermag einen Acker zu besäen, ohne daſs einige Körner auf den Steinen liegen bleiben, und andre von den Vögeln gefreſſen werden? Indeſs ist kein bürgerlicher Krieg in Frankreich gewesen, der so wenig Blut gekostet hätte als die jetzige Revolution: und keiner hat so ausnehmend glückliche Folgen für Frankreich und zugleich für ganz Europa gehabt. Jeder seine Macht misbrauchende Souverain, jeder ihm dazu behülfliche Miniſter wird auch nun denken: *Venit summe dies* etc.

Wenn ich den einen Punkt ausnehme, daß ich die Begebenheit des 14. Jul. nicht für die Hauptrevolution, sondern nur für eine gewaltthätige Sanktion der bereits angefangenen und

in

in vollem Laufe begriffenen Revolution halte, so habe ich übrigens einerlei Gedanken und Gesinnungen mit Herrn S. über diese Revolution geäußert: man schlage auf, wo man will! Er wird nun doch wol nicht in meinem Munde verdammen, was in dem seinigen Wahrheit seyn sollte?

Oder soll es itzt nicht mehr Wahrheit seyn? Nimmt Herr S. sein Urtheil zurück? So scheint es. Wenigstens seine Muthmaßung (Heft 51. S. 376.) daß die Stürmung von Paris in dem Plane des Königs gewesen, widerruft er, und bemerkt dies ausdrücklich in der Inhaltsanzeige N. 13. Man hatte ihm nämlich aus Frankreich geschrieben, daß diese Muthmaßung ganz ungegründet sey: „Erlauben mir Ew. — sagt sein Correspondent, Sie selbsten vor ihrem eignen Herzen zu verklagen. Wie konnten Sie die schreckliche Frage aufwerfen: ob im Jul. 1789 der Stadt Paris das Schicksal zugedacht war, das im Jun. 1689 Speier und Worms betraf?“ Herr S. will nun nicht allein gesündigt haben, nicht allein einen Verweis bekommen, er giebt diesen weiter. Aber was in dem Munde seines Correspondenten eine glimpfliche Zurechtweisung ist, das wird in dem seinigen eine grobe Schmähung, und dies noch dazu, wie wir bald sehen werden, für ein ganz anderes und viel geringe-

res Versehen als das Schlözersche. Herr S. gleicht dem Knecht im Evangelio, dem sein Schuldherr einen Posten von zehn tausend Pfund erließ, und der nun hinging und seinen Mitknecht um hundert Groschen willen an die Gurgel griff.

Die Veranlassung zu seiner ungebührlichen Rüge findet Herr S. in folgender Stelle seines ungenannten Correspondenten: „Die Stunde wird kommen, sie ist vielleicht nahe, da die wahre Geschichte unserer Tage wird dürfen erzählt werden; wo unparteiische Augenzeugen den la Tours, den Prudhommes, den Gorzas, den Garats und der Legion von Skriblern, die itzo Frankreich und Europa für baares Geld belügen, werden widersprechen und ihre Blöße aufdecken können. Wie wird sich alsdann der redliche und unparteiische Leser, der Menschenfreund, schämen und ärgern, daß er jenen schändlichen Empoisonneurs du Public nur eine Minute lang Glauben beimaß! Wie werden sich redliche Geschichtschreiber von Ew. — Nation beeifern, die Ehre des besten Königs zu retten und die Irrthümer zu widerlegen, welche sie selbst ausgebreitet hatten!"

Unmittelbar an diese letzten Worte schließt Herr S. durch einen * die Note an, die diesen meinen Aufsatz veranlaßt hat. „Hiemit würde wol namentlich ꝛc." Hiemit? Womit denn?

Ver-

Vermuthlich damit, daß redliche deutsche Geschichtschreiber sich beeifern werden, die Ehre des besten Königs zu retten? Also rechnete denn doch Herr S. den Verfasser des Almanachs unter die redlichen Geschichtschreiber — und giebt doch dem Almanach das Prädikat des schändlichunwahren? Wie reimt sich das zusammen? Und wo ist der Verfasser des Almanachs der Ehre des Königs von Frankreich nur im mindesten zu nahe getreten? Was kann mehr zu dessen Lobe, mit Wahrheit, gesagt werden, als er gesagt hat? Herr S. sehe doch den Almanach nur an! — „Und die Irrthümer zu widerlegen ꝛc.“ Welche Irrthümer? Nach dem Zusammenhange, die, welche die Gesinnung des Königs und was damit als Ursache und Wirkung in Verbindung steht, betreffen, also wesentliche Irrthümer, solche, die auf die Hauptsache ein falsches Licht werfen. Natürlich wird und muß sich jeder rechtschaffene Mann beeifern, solche Irrthümer, sobald er sie kennen lernt, zu widerlegen, zunächst und vor allen andern Irrthümern von geringerm Belange zu widerrufen. Aber sie müssen ihm doch erst gezeigt werden. Wo ist denn das geschehn? Es soll erst geschehn, sagt der Ungenannte; es wird vielleicht bald geschehn; bisher hat es nicht geschehn dürfen. So? Also ist es doch noch nicht geschehn? Was will denn

Herr S. mit seinem Unterdrücken des schändlich-unwahren Almanachs, und mit seinem wahrhaften Gegenalmanache, der baldmöglichst ins Publicum geschaft werden soll? Kann man in Deutschland die Wahrheit eher erzählen, als sie in Frankreich ans Licht gezogen und zu uns herüber gebracht ist? O das ist schon geschehen, sagt Herr S., siehe die Gothaer Gel. Zeit. Gut, die wollen wir ansehen.

Aber was erwartest du nun da zu finden, lieber Leser? Was mußt du da erwarten, nachdem, was, Herr S. und sein Ungenannter gesagt haben? Wesentliche Irrthümer, nicht wahr? Solche Irrthümer, die, wie gesagt, auf die Hauptsache ein falsches Licht werfen, und zugleich der Hauptabsicht, die ich bei Abfassung des Almanachs hatte, nachtheilig sind. Worin diese Hauptabsicht bestand, sieht jeder unparteiische Leser von selbst. Aber für den Göttinger und Gothaer Recensenten, die nichts davon geahnet haben, muß ich es ausdrücklich sagen. Sie war: „Den Geist der großen Begebenheit, der Revolution darzustellen, und so mit die französische Nation sobald als möglich und soviel an mir war, von dem Vorwurfe der Rebellion und der ungerechten Widersetzung gegen ihre Obern befreien zu helfen, und nach alter und neuer Geschichte den Gesichtspunkt an-

anzugeben, aus welchem das Verfahren der Nation und ihrer Repräsentanten, so wie auch ihrer Gegner, beurtheilt werden müßte.“ Habe ich diese Absicht nicht immer erreicht, habe ich sie hie und da aus dem Auge verlohren oder sonst verfehlt: so zeige man mirs, ich werde es mit Dank erkennen, es komme von wem es wolle, und werde gesagt, auf welche Art es wolle; ich werde den Lehrer und seine Art schon von der Lehre unterscheiden. „Gewiß, das deutsche Publikum, wozu ich auch gehöre, nimmt Raison an; man erweise ihm nur schuldigst die Ehre, es zu belehren: so gewinnen beide Theile dabei.“ Was glaubt man wol, wer diese Worte sage? Herr Schlözer! Sie stehen Heft 52. S. 512. Und wie belehrt mich nun eben dieser Herr Schlözer? Mit Schimpfen! Doch nein, er hält mir ja meine schändlichen Unwahrheiten durch den Gothaer Recensenten vor. Du weißt, lieber Leser, was es für Unwahrheiten seyn müssen, wenn Herr Schlözer nicht umsonst den Mund soweit aufgethan haben soll; höre nun, was es für welche sind:

1) „Der Grenadier, der den Launey gefangen nahm, heißt nicht Herné sondern Arné.“ Abscheulich, einen Menschen so um seinen ehrlichen Namen zu bringen! Ich bitte dich tausendmal um Verzeihung, guter, — Arné, wenn

Du

Du Dich wirklich so nennst. Aber davon bin ich noch nicht gewiß. Auf dem bunten Kupferblatte, das auf den Boulevards gleich nach deiner That verkauft wurde, steht freilich Arné, und so hatte ich auch anfänglich geschrieben. Nachher fand ich auf dem Kupfer, daß diesen wackern Grenadier vorstellt und das Herr Ponce in Paris gestochen hat, Herné. Ich folgte diesem letztern. Warum hätte ichs nicht thun sollen?

2) „Foulon ward nicht deswegen vom Volke hingerichtet, weil er zum Könige gesagt hatte: Man muß Paris mähen, wie man eine Wiese mäht, sondern weil ihn seine Bauern beschuldigten, er sollte gesagt haben: Freßt Heu, wenn euch hungert.“ Aber wo habe ich denn gesagt, daß F. deswegen, oder bloß deswegen weil er jene Worte zum Könige gesagt hatte, vom Volke hingerichtet sey? Die hieher gehörige Stelle des Almanachs lautet so: „Die Königin — kann nur von der Nachwelt gerichtet werden; Foulon, der Grausame, ward es vom Volke, zwar nicht in rechtlicher Form, aber darum nicht minder gerecht; mit ihm und so wie er sein Schwiegersohn Bertier.“ Ueberdies habe ich S. 204. die Sage von dem Heufressen bemerkt.

Der Recensent läßt mich über beide Ermordungen urtheilen, ich habe aber nur über die erste

ſie geurtheilt. Der natürlichſte Sinn der Worte: ſo wie er iſt dieſer, daß ſie dieſelbe Todesart, nicht dieſelbe Gerechtigkeit der Strafe andeuten, ob ſie gleich von letzterer auf eine gezwungene Art auch verſtanden werden können. Ueber Berriers Schuld oder Unſchuld war ich hiſtoriſch ungewiß, und bin es noch. „Die Municipalität zu Compiegne hat ihm nichts beweiſen können.“ Aber es giebt ja viele Schurkereien, die gerichtlich unerwieſen bleiben und doch hiſtoriſch wahr ſeyn können. „Mounier urtheilt ganz anders über beide Ermordungen.“ Aber iſt Mounier, gegen den ich übrigens alle Hochachtung habe, teſtis omni exceptione major, beſonders in ſeiner itzigen Seelenſtimmung und in dieſer Sache?

3) „Das Kupfer von der Baſtille iſt ganz falſch.“ Das iſt nicht meine Schuld. Dies Kupfer iſt, wie die übrigen, in Paris von Ponce geſtochen. Der mag es verantworten, daß er ohne Flügel und Luftſchiff einen Menſchen auf die Mauern der Baſtille gebracht hat.

4) „Nicht der Prinz Lambeſc ſondern ein Obriſtlieutenant vom Regimente Royal-Allemand ſetzte in den Tuilerien einem Menſchen nach; und dieſer Menſch war kein alter ſondern ein junger Menſch; und dieſer junge Menſch reizte den Officier.“

ficier.“ Gut! so hat der Prinz Lambesc eine Sünde weniger begangen. *)

5 bis 14 (wenn ich mich nicht verzählt habe. Ich habe aber eher zu viel als zu wenig zählen wollen, um das Maaß meiner schändlichen Unwahrheiten recht voll zu machen.) „Die Besitznehmung der Bastille, so wie sie S. 225 des Almanachs erzählt wird, ist ein grundfalsches Zeitungsmärchen.“ Es sey! — „Z. B. Launey hat nicht treulos gehandelt.“ Das ist mir lieb. Er hat ohnehin Böses genug gethan und thun wollen. Er wollte ja die Bastille und mit ihr einen Theil der Stadt in die Luft sprengen. Ich verlange nicht einen Menschen schwärzer zu machen, als er wirklich ist. — „Es ist kein Schuß geschehen.“ Desto besser. — Das sogenannte Schwei-

*) Und wie kann der Recensent mich fragen: ob ich nicht den Brief gelesen hätte, der vor ohngefähr zwei Monaten in dem Journal de Paris gestanden haben soll — da mein Almanach vor fünf Monaten schon gedruckt war? Kann ich im September wissen, was im December im Journal de Paris stehen werde? Daß übrigens noch im November ganz Paris jene That dem Prinzen Lambesc zuschrieb, erhellet daraus, daß man ihn in dem jetztgenannten Monate dieser That wegen als einen Verbrecher gegen die Majestät der Nation dem Chatelet denunciirte.

Schweizerbataillon waren nur 32 Mann.“ Immerhin. — „Es findet sich kein Major Pujet.“ So weiß ich ihn nicht zu schaffen. — „Die Bastille kann nicht die erste Festung des Reichs heissen.“ So heiße sie wie man will. u. s. w.

Mehrere Unrichtigkeiten und andere als von dieser Art führt die Recension, auf die Herr S. verweist, nicht an. Er selbst eben so wenig. Auch sagt er nicht, daß er noch andere zurück habe. Wenn nun auch Unwahrheiten, die nicht vorsetzlich gesagt werden, überall schändlich heissen könnten, dürfte man denn auch diese so nennen, die bloß Nebenumstände betreffen und der Hauptsache so wenig als der Hauptabsicht des Almanachs schaden? Und um dieser außerwesentlichen Unrichtigkeiten willen, die auf zwei Seiten stehn, soll, nach Herrn S. der ganze Almanach unterdrückt werden? Das heiße ich in den Tag hineinschwatzen! Parturiunt montes — Man brauchte ja nur die beiden Seiten umzudrucken, wenn es mit der Berichtigung so große Eile hätte, als Herr S. vorspiegeln will. Berichtigt soll, dazu kann er sich verlassen, alles bis auf die kleinsten Umstände werden, dessen Unrichtigkeit historisch dargethan ist, oder vor dem Abdruck der Fortsetzung des Almanachs noch dargethan wird. Es würde zwar schlecht um meinen Kopf stehen, wenn ich alles glaubte, was ich

für

für historisch wahr muß gelten lassen. Das hindert mich aber nicht und muß mich nicht hindern meinen Erzählungen, auch in unbedeutenden Dingen, die möglichste historische Richtigkeit zu geben. Ist es aber meine Schuld, daß sich die historischen Wahrheiten mit der Zeit ändern? Oder daß ich nicht alles erfahre, was in einem gewissen Zeitpunkte für historische Wahrheit gilt, vorausgesetzt, daß ich mein möglichstes thue, es zu erfahren? Paris ist weit von dem Orte, wo ich lebe. Es vergeht Zeit, ehe ich das Daseyn einer neuen Broschüre erfahre, wodurch eine alte historische Wahrheit um ihren Credit gebracht wird; und noch mehr Zeit, eh ich sie selbst in die Hände bekomme. „So mußt du mit dem Schreiben so lange inne halten.“ Allerdings! Und hätte ich eine Geschichte der Bastille und ihrer Besitznehmung oder überhaupt der stürmischen Tage in Paris schreiben wollen, so hätte ich mich wol gehütet, die ersten Berichte nachzuschreiben. Aber in einer Geschichte der französischen Staatsumwälzung, und vollends da diese Geschichte sehr kurz seyn und mehr den Geist der Sache als den Körper nach allen seinen Theilen und Theilchen genau darstellen sollte, brauchte ich wol nicht ängstlich auf die Berichtigung der Nebenumstände — die man übrigens bei jeder Begebenheit in der Welt voraussehen kann und muß — zu warten. Wenig-

nigstens ist es nicht schändlich, daß ich nicht gewartet habe. Dies habe ich Herrn S. nur bedeuten wollen.

Wäre ich nun Herr S., so würde ich sagen, die Schande der Verläumdung ruhe auf ihm, bis er die Schande des Almanachs und seines Verfassers bewiesen habe. Aber so unbillig bin ich nicht. Ich richte vielmehr Herrn S. nach menschlichern Grundsätzen; ich lasse ihm hier eine Versicherung zu gute kommen, die er einst in einem ähnlichen Falle gab, die, daß solche Ausdrücke bei ihm nur Druckfehler, arge Druckfehler sind. Als Herr S. 1784 sein Neujahrsgeschenk für einen deutschen Knaben aus Westphalen herausgab, hatte er oder sein Sohn eine Tante, B—m nennt er sie, die ihm diese Druckfehler anzeigte und ihm rieth z. B. statt Wanst lieber Bauch, statt geiler Bock lieber Unchrist, statt Menscher lieber Dirnen zu setzen; welche Verbesserungen in einer Kinderschrift besonders sehr nöthig waren. „Auch das Wort prellen und Prellerei, sagt Herr S. will die Tante nicht leiden. Sie meint, das Wort wäre nur auf Universitäten zu Hause; und könnte also gar den Verdacht erregen, als wenn der Verfasser dieses Büchleins ein Universitätsmann wäre.“ Diese gute Tante muß nicht mehr le-

ben, oder nicht zu Hause gewesen seyn, oder die Staatsanzeigen nicht lesen, sonst hätte sie gewiß Herrn S. gerathen, das schändlich-unwahr mit einem schicklichern Ausdrucke zu vertauschen. Herr S. ist also, wie man sieht, nach der Billigkeit zu entschuldigen. Was kann man davor, wenn man ohne eine warnende Tante bei der Hand zu haben, nicht anständig und gesittet schreiben kann? Auf Universitäten gewöhnt man sich leicht burschikose Redensarten an. Muß man vollends beständig da leben und ist man zugleich polemischer Natur und liebt Kraftsprache: so mag man Mühe haben, sich solche Redensarten wieder abzugewöhnen, oder auch nur in nichtakademischen Verhandlungen sich ihrer zu enthalten.

Der Gothaer Recensent ist ein freundlicher Mann, ist, wie er sagt, in Paris gewesen und weiß zu leben. Zum Recensenten ist er geboren, das sieht man schon aus dieser Einen Probe, aus der Recension des Almanachs. Er weiß, was Spekulation ist; er kennt die Bedürfnisse des Publikums und der Schriftsteller, und weiß, was er beiden schuldig ist. Ich meinerseits bekenne zwar aufrichtig, daß ich das, was er mir schuldig gewesen zu seyn versichert, bloß für eine von mir ganz unverdiente Gütigkeit ansehe; der ich mich denn fernerhin hiermit bestens will empfohlen haben.

We-

Wehe der Schrift, die sich nicht selbst schützet und die Recensenten um ihren Credit bringen können! Sie verdient ihr Loos. Aus diesem Grunde vertheidige ich nie meine Schriften. Ich hätte auch diesmal geschwiegen, wenn Herr S. nicht in dem Schriftsteller den Menschen angegriffen, in den Augen derer angegriffen hätte, die sein schändlichunwahr für etwas mehr als burschikosen Ausdruck nehmen könnten, so lange sie nicht eines bessern belehrt sind. Ich kann es ruhig ansehn, wenn mein Almanach vergessen und durch bessere Schriften dieser Art verdrängt wird. Ich schrieb ihn just nicht für die Nachwelt, die wird schon ohne ihn zurechte kommen; ich schrieb ihn für die Mitwelt und zwar, wie ich am Schlusse ausdrücklich bemerke, für den ungelehrten Theil derselben. Auch so mußte und wollte ich ihn nicht nachläßig, nicht gleichgültig gegen Wahrheit und Irrthum, es betreffe Urtheile oder Aussagen, schreiben. Aber man kann bei Fleiß und Wahrheitsliebe fehlen. Und in historischen Dingen ist es unmöglich nicht zu fehlen. Wo ist in der ganzen weiten Welt das Geschichtbuch, dessen sämtliche Aussagen alle Leser oder auch nur die Historiker von Profeßion einmüthig für historisch-wahr annähmen? Darum soll aber Herr S. dem Almanache nicht nachsagen, daß er schändlichunwahr sey. So lan-

ge dieſer lebt, und wäre es nur ſechs Wochen, ſoll er, wahr oder unwahr, ehrlich ſeyn.

Uebrigens hat Herr Schlözer dadurch, daß er mit dem ſchändenden Prädicat ſchändlich nach dem Herrn Schulrath Campe warf, ſich einer doppelten Ungerechtigkeit ſchuldig gemacht: weil dieſer an der Entſtehung des Almanachs und an dem, was er unter meinen Händen geworden iſt, völlig eben ſo unſchuldig, als Herr S. ſelbſt war. Nicht einmal die Idee dazu rührt von ihm oder von den Vorſtehern der ihm zugehörigen Schulbuchhandlung her. Sie ward in ſeiner Abweſenheit gefaßt, und iſt ohne ſein Zuthun ausgeführt worden. Auch hatte er ja ſelbſt, und zwar ſchon lange vor der Erſcheinung des Almanachs, durch die Hamburgiſchen politiſchen Zeitungen bekannt gemacht, daß er keinen Antheil daran haben würde. Dies hätte Herr S. doch alſo wol wiſſen können. Aber er iſt nicht der Einzige, der die Gelegenheit, an dieſem Manne zum Ritter zu werden, jetzt bei den Haaren herbeizuziehen ſucht. Herr C. kann indeß ſehr ruhig dabei ſeyn, weil die Misbilligung eines unparteiiſchen und gerechten Publicums, vor deſſen Augen es geſchieht, ihn reichlich ſchadlos hält.

Ich hoffe nun, daß ich nicht nöthig haben werde, Herrn Schlözer ferner etwas zu ſagen.

Soll-

Sollte indeß der Fall dennoch eintreten, so werde ich die Tante B—m ersuchen, für mich das Wort zu nehmen.

Der Verfasser des historischen Almanachs.

6.

Recensionen.

Anreden an die Richter des D. Bahrdt, von einem deutschen Manne H. v. L. 1789. 60 Seiten.

Diese kleine Schrift ist eines deutschen Mannes würdig, sie ist mit edler Freimüthigkeit und dabei sehr gut geschrieben. „Edle Männer! (dies ist der Anfang der ersten Anrede) seit Friedrichs des Großen Zeiten war der preußische Staat das Augenmerk von Europa, und gab sowol in der Verwaltung der Finanzen, als in der Verfassung und Handhabung der Gesetze allen übrigen Regenten, welche nach dem Ruhme weiser und der Liebe ihres Volks würdiger Regenten strebten — das Muster."

„Noch bis diesen Augenblick haben Sie, edle Männer, diesen Glanz Ihrer Nation behauptet. Noch bis itzt sind die alten preußischen Staatsräthe, die Herzberge, die Carmer, die Blumenbache, die Finkensteine, die Zedlitze, die Schulenburge — an jedem europäischen Hofe respektabel. Noch bis itzt seufzt so manches Volk, das die Lasten einer schlechten Regierung fühlt: „Ach daß unser Fürst einen Herz-

„berg zum Leiter der Staatsgeschäfte, einen Carmer „zum Legislator — — haben mögte!“ Noch bis itzt nennt alle Welt das Volk der Brennen ein glückliches Volk, weil kein Despotismus es erniedrigte, kein gesetzwidriges Verfahren es drückte, keine Erpressung es verzehrte.“

„Voll innigster Verehrung, mit welcher dieser Ihr Ruhm, edle Männer, mich belebt, wage ich es, Ihnen itzt einen Gegenstand der Justiz vorzulegen, über welchen das ganze Publikum in Erwartung ist: in keiner andern Absicht, als bloß eine zufällige Veranlassung zu geben, daß Sie selbst allen falschen Gerüchten widersprechen und durch Aufklärung der Zeitgenossen über das Bahrdtische Schicksal den glänzenden Namen der weisesten und gerechtesten Staatsmänner behaupten mögen. Denn was würde es Ihnen nutzen, wenn Sie hier wirklich weise, gerecht und menschlich gehandelt hätten; aber die Welt nicht davon überzeugt werden könnte? — Und Sie wissen wol, daß diese Ueberzeugung durch Publikate von hoher Hand, denen weder der Beklagte noch seine Freunde widersprechen dürfen, heut zu Tage nicht mehr bewirkt werden mag. Nur die freieste Publicität kann die Verwaltung der Gesetze vor aller Verunglimpfung sichern und die Welt und Nachwelt befriedigen.“*)

„Erlauben Sie mir, Ihnen vor allen Dingen zu gestehen, edle Männer (ich schließe die sämtlichen Mitglie-

*) „Wo eine Regierung den Unterthanen ihre Rechte als Menschen und Bürger beeinträchtiget und noch dazu das Murren untersagt, oder den Schriftsteller bestraft, der diese Rechte vertheidigt --- da ist der ärgste Despotismus.“ S. Erkenntniß des königl. Cammergerichts zu Berlin

glieder des königlichen Cammergerichts mit ein, welches überall in dem Rufe steht, daß es das ehrwürdigste Collegium sey, und aus lauter Männern von Talent, von hellem Geiste und entschlossenen Muthe für Wahrheit und Gerechtigkeit und Menschlichkeit bestehe,) erlauben Sie mir Ihnen zu gestehen, daß die große Erwartung des Publicums vornehmlich daher zu kommen scheint, weil alles in diesem Rechtshandel den D. B. betreffend so geheim betrieben wird, daß man weder die wahre Beschaffenheit der ihm schuld gegebenen Verbrechen, noch den Gang des Processes, noch die ergangenen Urtel u. dergl. mit Sicherheit erfahren kann, da doch sonst bei allen Processen der, dem es ein Ernst ist, hinter die Wahrheit zu kommen, hinreichende Gelegenheit hat, Notiz zu erlangen."

„Diese Geheimheit der Bahrdtischen Sache macht das Publicum um so viel attenter, da nicht nur dem D. B., auch nach geschlossenen Akten, alle Gemeinschaft des Umganges und der Correspondenz mit seinen Freunden verwehrt bleibt, sondern sogar wie man behauptet, den meisten deutschen Zeitungsexpeditionen verboten ist, des D. B. Erwähnung zu thun."

„Sollte man bei dieser merkwürdigen Erscheinung nicht auf den Gedanken kommen, daß diese Sache, so unbefangen und vorwurfslos Sie selbst, edle Männer, dabei zu Werke gehen, von verborgenen Hän-

lin in der bekannten Sache des D. D. Philos. Heinrich Würzer, mit Anmerkungen. Als ein Beitrag zu den merkwürdigen Rechtsfällen. Frkf. u. Leipz. 1789. S. 41 u. 42.

den tractirt werde? Und wäre es zu verwundern, wenn das Publicum geheime Unterdrückungen dabei ahndete?"

„Und wie viel begieriger muß das Publikum nach Licht und Aufklärung in einer so geheim gehaltenen Rechtsache werden, wenn sie einen Mann betrift, der ihm für seine Person schon so interessant ist!" Von hier an sagt der V. auf einigen Seiten viel Wahres zu D. B. Lobe und sucht zugleich Mitleid mit seinem Schicksale zu erwecken. Dann fährt er S. 10 ff. so fort: „Wahrhaftig, edle Männer, es ist schon Schande für die Nation, daß nicht längst mehrere deutsche Männer sich aufgemacht und Sie um Beendigung dieses harten Schicksals oder um unverdächtige Darlegung seiner Schuld, mit welcher er es verdient hat, eben so ehrerbietig als freimüthig angerufen haben."

„Schrecklich wäre es, wenn man mich bewegen für strafbar halten wollte, daß ich diesen Anruf wage, in welchen so viele Tausende mit mir einstimmen, die nicht selbst Muth genug dazu hatten. Von rechtswegen müßte jeder Landesherr jedem Beklagten und dessen Freunden die Publicität gestatten. Von rechtswegen müßte jeder Beklagte seine, wahre oder vermeinte, Unschuld mit Gründen der Welt vorlegen dürfen, und kein billiger Richter müßte sich scheuen sein Verfahren von dem Publikum beurtheilen zu lassen."

„Bahrdts Schicksal ist ein Räthsel, das schlechterdings gelöst werden muß. Denn die Strafe, die er bereits erlitten hat, ist für einen Mann von seinem Stande, Verdiensten und Range, und für seinen Krankheitszustand sowohl, als in Rücksicht auf seine schon überstandenen Leiden — sehr groß. Und ich weiß nicht, wo ich den Aufschluß dazu finden soll."

„Sie

„Sie, edle Männer, sind in meinen Augen ganz rein. Hat aber etwa sein Defensor ihn schlecht vertheidigt, der doch einer der besten Köpfe unter den preußischen Rechtsverwesern seyn soll? Oder wirken geheime Kräfte, die selbst Ihnen die Hände banden und dem Rechtsgange eine falsche Richtung gaben."

„Erlauben Sie mir, daß ich mit Uebergehung aller der Umstände, welche keine übereinstimmende Sage für sich haben, mich bloß über die Punkte ausbreite, die ich gewiß zu wissen glaube, und dabei als einen unparteiischen Vertreter dieses bedauernswürdigen Mannes mich aufstelle! — D. B. sitzt im Kerker (in Halle nämlich, als der V. dies schrieb). D. Bahrdts Verbrechen ist seine Theilnehmung an der Schrift: das Religionsedict ein Lustspiel. D. B. wird als ein Majestätsschänder angesehen. D. B. soll außer dem, was er bereits gelitten hat, noch zwei Jahr auf die Festung.*) Das sind die gewiß scheinenden Resultate aller Reden, die sich im Publicum verbreitet haben." Hier schließt sich die erste Anrede. In der zweiten übernimt der würdige V. die Vertheidigung Bahrdts, in sofern diesem Verbrechen gegen die Majestät schuld gegeben werden. Hier ist ein Auszug aus derselben: „Es wird in allen preußischen alten und neuen Gesetzbüchern kein Gesetz gefunden, welches Begriff und Strafe des Majestätsschänders bestimmte. Wenn nun jeder Proceß eine actio ex lege seyn muß: so ist der, den man den D. B. macht, null und nichtig. — Wer kann ein Majestätsschänder heißen? Allenfalls nur der, welcher entweder die Majestät in abstracto, oder die

*) Er ist seitdem wirklich auf die Festung nach Magdeburg gebracht, nur daß, wie es heißt, der König ihm Ein Jahr erlassen hat. D. H.

Personen, an denen die Majestät haftet, in concreto — wirklich schändet, d. h. etwas sagt, oder thut, was der Majestät wahre Schande macht. Was hat nun der V. des Lustspiels gesagt, das die Majestät schändete? 1) Er greift das königliche Religionsedict an und zeigt es als die Arbeit eines betrunkenen Pfarrers. Das ist unanständige Freimüthigkeit, höchst unschicklicher Muthwille bei einem ernsthaften Gegenstande, mehr nicht. Es ist nicht Majestätsschändung. Denn wenn man nicht die Völker und Länder als Leibeigenthum der Fürsten betrachten, sondern jede Majestät als eine von der Nation übertragene Macht und Würde ansehen will: so fällt es in die Augen, daß jede Nation und folglich jedes Mitglied der Nation, und vorzüglich jedes einsichtsvolle Mitglied derselben das Recht hat, über, besonders neue, Gesetze zu urtheilen und seine Urtheile mit ihren Gründen so laut zu sagen, daß alle Mitglieder des Staats und der Regent selbst es vernehmen muß. Dieses Recht hat der Verf. der Schrift über die Preßfreiheit und derer Grenzen unwiderleglich bewiesen; und von dieser Schrift hat das berlinsche Cammergericht in der Rechtssache zwischen Stark und den Verfassern der berliner Monatschrift geurtheilt, daß sie den richtigen Maaßstab rechtlicher Entscheidungen über Publicität und Freimüthigkeit der Unterthanen enthalte. Also u. s. w. Aber der Verf. des Lustspiels würde auch ohne dieses Recht kein Majestätsschänder seyn, denn er hat nicht das Gesetz, sondern dessen Form geschändet. Und nur das Gesetz, d. h. der allgemeine Wille der Majestät, daß die und die Vorschrift abgefaßt werde, kömmt auf des Fürsten Rechnung, und macht, wenn sie schlecht genannt wird, der Majestät Schande. Aber die Form, d. h. die wörtliche Abfassung des Gesetzes, die Angabe

der

der Gründe, die Entwickelung des Inhalts, die Einkleidung, das Concept, kömmt auf Rechnung dessen, dem der Fürst es zu entwerfen und bekannt zu machen übertrug. Und nur diese Form ist getadelt worden, folglich der Concipient. — Und man sehe doch die Praxis der vorigen Regierung, man sehe das Verfahren Josephs in seinen Staaten, man sehe die englische Nation! Wo ward und wird es einem Unterthanen zum Verbrechen gemacht, wenn er von neuen Gesetzen freimüthig urtheilt? Hat der große Friedrich nicht selbst Pasquille auf seine Person großmüthig geduldet? Hats nicht Joseph unzähligemal schon gethan? Will man unsern eben so weisen, gerechten, großdenkenden Friedrich Wilhelm, den die Nation als ihren Titus anbetet, zu einem Nero machen, und ihn die als Majestätsschänder hassen und hinrichten lehren, welche über seine Gesetze misbilligend urtheilen? — Aber dieser erste Punkt war wol nicht der Grund, warum man den Verf. des Lustspiels der Majestätsschändung beschuldigte. In dem Lustspiele sind zwei Stellen, welche die Person des Königs angehn; sollten aber diese der Grund zu seyn verdienen? 2) In der einen Stelle legt der Verf. einigen Höflingen in den Mund, daß sie den König blockirten und Suppliken der Unterthanen, welche ihnen nicht anstünden, unterdrückten. Wenn dies Wahrheit ist, was liegt denn mehr darin, als daß der König Günstlinge hat, und daß er sich in ihnen irrt? Macht aber dies dem Könige Schande? War es nicht von jeher das Loos der Könige, selbst der größesten? Oder wenn es Unwahrheit ist, ist denn jede Unwahrheit Majestätsschändung? 3) Die zweite Stelle ist die, wo ein Höfling einen Supplikanten schlägt und der Verf. auf die Frage: ob das der gute König geduldet habe? antwortet: er ließ ihn machen

chen und trollte sich mit der Dicken. Die boshafteste Deutung dieser Stelle ist folgende: „Der König ward durch das Betragen des Höflings nicht böse gemacht; der König sieht seinen Lieblingen auch Mishandlungen der Unterthanen durch die Finger; der König ist mit einer Dame, welche dick ist, spazieren gegangen; es ist seine Mätresse. Aber wer dies alles sagt, schändet der die Majestät? Und wenns z. B. Schändung der Majestät ist, von Mätressen zu reden, warum hält mans nicht für Schändung sie zu halten? — Oder hat vielleicht B. außer dem Lustspiele schriftlich oder mündlich Majestätsschändungen begangen? Unglaublich! Er hat immer mit so viel Achtung vom Könige gesprochen, hat unter andern in Gegenwart des Verfassers (der seinen Namen nennen will, sobald etwas darauf beruhen wird, daß er sich vor die Unschuld stelle) mit dem ihm eigenen Enthusiasmus gesagt: „Schade um den König, der ein Mann von so gesundem Verstande und dem vortreflichsten Herzen seyn soll, daß Heuchler sich bei ihm eingeschlichen haben; aber ich bin gewiß, es kömmt eine Zeit, wo ihm die Augen aufgehen und sein Geist die Bande der Täuschung zersprengen wird, welche ihn jetzt umgeben. Ich verspreche mir noch immer viel Gutes von seiner Regierung.“ — Genug hievon! Und nun zu einer ganz andern Frage! Sollte nicht das ganze Ding, das man Majestätsschändung nennt, ein Nonens, ein Unding seyn, welches in den Zeiten der Barbarei von Pfaffen und Despoten erfunden wurde, um eine Rubrik mehr zu haben, unter welcher sie ihr hölliſches Vergnügen befriedigen konnten, alle die zu schlachten und ihrer Rachsucht aufzuopfern, welche das Unglück hatten, ihnen zu misfallen, oder ihren Absichten im Wege zu stehn? Ganz gewiß, wie es der Verf. auf einigen Seiten

ten sehr einleuchtend gezeigt hat, und wie jeder Nachdenkende längst überzeugt ist. Den Beweis lese man in der Schrift selbst, hier aber stehe noch die beredte und schöne Nutzanwendung S. 33. ff. „O ihr Staatsmänner und Gesetzgeber der Brennen! Gebet nicht zu, daß euer vortreflicher König durch Phantome getäuscht werde!! Einem Könige kann man nicht zumuthen, daß er in allen Theilen des Wisbaren Selbstkenner seyn, daß er alles durchdacht, daß er alle Begriffe philosophisch entwickelt haben soll. Aber Ihre Pflicht, edle Männer, ist es ihm zu rathen und das Licht der Weisheit vorzutragen. Ihnen kömmt es zu, ihm freimüthig zu sagen, daß diejenigen ihn entehret haben, welche ihn gegen ein Unding von Majestätsschändung aufgebracht und zornig zu seyn gelehrt haben: — und sein vortrefliches Herz wird den Augenblick Ihre weisern Räthe auffassen und sich freuen, eine Empfindung aus seiner großen Seele verdrängen zu können, welche sie auf eine Zeitlang entheiliget hatte."

„Ja, edle Männer, retten Sie die Ehre des Staats, den Namen des Vielgeliebten und den Ruhm der preußischen Justiz, und geben Sie nicht zu, daß in den Jahrbüchern der Menschheit einst gelesen werden müsse, unter Friedrich Wilhelms Regierung sey ein alter kränkelnder Gelehrter um eines Phantoms willen gemartert, mit Weib und Kind an den Bettelstab gebracht und wie zu einem langsamen Tode im Kerker verurtheilt worden. Verhüten Sie, daß dasjenige Christenthum nicht geschändet werde, welches Ihr vortreflicher König selbst mit so warmem Herzen verehrt, und welches ihm so gut wie seinen Unterthanen gebietet: die zu segnen, die uns fluchen! Lassen Sie einen Monarchen, welcher in Absicht auf Religion und wahre Frömmigkeit das Muster seiner Unterthanen

nen ist, seinen wohlthätigen Einfluß auf die Moralität der Nation nicht durch ein unglückliches Beispiel vernichten, welches die Unterhanen lehren würde, auch bloß wörtliche Beleidigungen mit ergrimmtem Herzen zu rächen und jedes Scheltwort zu einer Quelle des Hasses und der Verfolgung zu machen! Lassen Sie einen Mann von so ergiebigen Talenten, von dem das Publikum eben jetzt die gereifteren Früchte seines Geistes erwartet, nicht in einem elenden Kerker verzehrt und abgestumpft werden und den Abend seines Lebens verjammern! Lassen Sie den Mann, der vor zehn Jahren der Verfolgung entfloh und in den preußischen Staaten Schutz fand, nicht gerade in diesen Staaten durch dieselbe Strenge gegen schriftstellerischen Freimuth, vor welcher er geflohen war, unterdrückt und mit Weib und Kind unglücklich werden."

In der dritten und letzten Anrede untersucht der Verf. die Frage, ob der D. B. Verfasser des berüchtigten Lustspiels sey, oder sonst einen inputabeln Antheil daran genommen habe? Er hält sich auch hier nur an das, was die Einstimmigkeit der Sage für sich hat und was man mit ziemlicher Sicherheit als factisch richtig zum Grunde legen darf. Nach den Akten, sagt man, hat der D. B. geleugnet, daß er den Verf. kenne; geleugnet, daß er es sey; geleugnet, daß er an Druckbesorgung und Distribution den geringsten Antheil genommen. Gegen ihn, sagt Jedermann, sey in den Akten nichts, das nur einen Viertelsbeweise ähnlich sähe. Selbst der Denunciant Röper, auf dessen Anzeige die Verhaftnehmung anbefohlen worden, habe nichts weiter ausgesagt, als: er habe gehört — daß Bahrdt und Pott vom Lustspiele so gesprochen hätten, als ob Bahrdt der Verfasser sey — daß Pott gesprächsweise Bahrdt als Verfasser genannt habe. Also die

ganze Röperſche Denunciation führt weder ein corpus delicti, noch Zeugen, noch irgend einen Beweis auf. Ein anderer Zeuge, der Buchdrucker Michaelis, ſoll gleichfalls nichts als eben ein ſolches Hören anzubringen gewußt haben. Ein Zettel von W. in Wien ſoll unter Bahrdts Papieren gefunden ſeyn, worauf die Worte geſtanden: „Was bin ich Ihnen für das Luſtſpiel ſchuldig?“ Bahrdt erkläre dies ſo: Die Einſender — man habe ihm nämlich das Luſtſpiel zugeſchickt, ohne daß er wiſſe woher und von wem es gekommen ſey — haben ihn erſt hundert Thaler verſprochen und nachher das Honorar geſchenkt; daher W. wiſſen wollen, wie viel er etwa dafür von ihm erwarte. Im Publicum und ſelbſt von rechtskundigen Männern hat der Verf. überall urtheilen hören, daß die Bahrdtiſchen Ankläger keinen Achtelbeweis für ſich haben; ja was noch weit mehr iſt, das ganze Verfahren ſey geſetzwidrig und der Proceß null und nichtig. S. 42: „Niemand, edle Männer, zieht bei dieſen Urtheilen die Reinigkeit Ihrer Handlungsweiſe in Zweifel. Es iſt vielmehr der Glaube des Publicums an Ihre Weisheit und Gerechtigkeit eben ſo gründlich als unerſchütterlich. Ja es wollen Einige ſich ins Ohr ſagen, daß der vortrefliche Großkanzler von Carmer in die Verhaftnehmung des D. Bahrdts durchaus nicht habe einwilligen wollen, daß er ſie ſelbſt für geſetzwidrig erklärt und nur erſt durch eine — — ausgebrachte — — Kabinetsordre ſey gezwungen worden, dieſe Verhaftnehmung zu veranſtalten. Und wenn dies wahr iſt, ſo iſt der Lykurg der Brennen vor aller Welt gerechtfertigt.“

„In der That war es auch ein ganz außerordentlicher Fall, daß ein Mann von dieſem Stande, Range und Alter — dabei ein im Lande angeſeſſener Mann — und der noch dazu wegen des ehemals gegen ihn ergange-

nen

nen Reichshofraths-Conclusum zu gar keiner Entweichung fähig war, wenn er auch selbst Hab und Gut mit Weib und Kindern hätte in Stich lassen wollen, daß, sage ich,

ein solcher Mann
um einer solchen nicht kapitalen Sache willen
auf eine solche Denunciation
eines solchen Denuncianten

am hellen Tage, durch Häscher, in seinem eigenen Hause aus den Armen seines Weibes und seiner Kinder gerissen und in einen Kerker geworfen wurde."

„Und dieses schauderhafte Schicksal, edle Männer, wird noch weit entsetzlicher, wenn man hört, daß der Denunciant notorisch einer der verworfensten Menschen, und folglich ein im höchsten Grade verwerflicher Zeuge sey, und daß ihn der D. Bahrdt in seiner Defension selbst als einen solchen dargestellt und seinen Richtern kenntlich gemacht habe." Nun wird Röper und seine Geschichte, wie er zu dem D. Bahrdt gekommen u. s. w. S. 44 — 48. beschrieben. „Und, fährt der V. fort, muß nicht hier das aufmerksame Publicum fragen: wer war denn in Berlin des D. Bahrdts Ankläger? Wer stellte den Denuncianten auf? Wie kam man zu diesem Röper? Wie bewog man diesen Bettler zu einer so kostbaren Reise nach Berlin und zu einem mehr wöchentlichen Aufenthalte daselbst? Wer gab ihm die Kosten? Wer fand ihn in der Welt auf? Wer rief ihn?" —

„O lassen sie mich, edle, vortreffliche Männer, an Ihr Herz reden. Sie — Sie selbst haben unmöglich einige Schuld an allen diesen Phänomenen, welche im Publicum so viel Kopfschütteln und Achselzucken erregen. Aber können sie es dem Publicum wol verargen, wenn es von Ihnen wenigstens dies erwartet, daß

daß Sie diese Nebel der Gerechtigkeit doch am Ende zerstreuen und sich als muthvolle und entschlossene Freunde der Wahrheit und der Gerechtigkeit darstellen werden."

„Ja ich bin es gewiß, edle Männer, Sie werden es thun, Sie werden den Glanz Ihres Ruhmes, der in ganz Europa stralet, Sie werden das erhabene Lob der unerschütterlichen Gerechtigkeitsliebe, welches die alten Staatsräthe Friedrichs des Großen und sein Kammergericht bei allen Nationen respektabel gemacht hat, durch diese Untersuchungssache gewiß nicht verdunkelt werden lassen." Nun erzählt der Verf. was D. Bahrdt schon alles ausgestanden und wie hart seine Gefangenschaft sey. Hier ist besonders die Beschreibung des Kerkers merkwürdig. „Man hat mir, sagt er, ihn scheuslich beschrieben. Eine schmutzige Kammer unter dem Dache, deren einziges kleines Kapfenster am Ende eines langen Schlundes sich befand, und das vorn am Anfang wie am Ende des Schlundes mit eisernen Gittern verwahret war, so daß der Gefangene in diesem Aufenthalte nicht einmal durch Oefnung eines Schiebers frische Luft sich geben konnte. Das Loch selbst soll fünf Ellen im Durchschnitt haben, und der Beschreibung nach mit einem dicken Balken oberwärts belegt seyn, an welchem eiserne Hespen sich befinden zu Anschließung der Gefesselten, so daß er nicht einmal durch Auf- und Abgehen sich einige Bewegung zu machen vermögt habe. In diesem engen Loche ein Faß statt des Nachtstuhls, das schon Jahrelang gedient hatte, und von dessen Wänden ein unerträglicher Gestank ausduftete, den der Arrestant Tag und Nacht einathmen mußte. Welcher Aufenthalt für einen Gelehrten! Für einen Kranken!" Nachdem der Verf. nun ferner erzählt, wie lange D. B. hier schon gesessen

— es ging, als er dies schrieb, in die dreißigste Woche — daß er niemand von den Seinigen sehen dürfen, wie viel von seinem Erworbenen und noch zu Erwerbenden er durch die Gefangenschaft eingebüßt; nachdem er ferner behauptet, daß der König durch falsche Vorstellung des Bahrdtischen Vergehens hintergangen seyn müsse, weil er sonst unmöglich so hart gegen ihn verfahren könne, daß er ihn wol habe demüthigen wollen können und ihn seine Thorheit fühlen lassen, aber nicht seine Gesundheit zu Grunde richten, nicht ihn wie einen Missethäter im Kerker martern lassen, nicht ihn mit Weib und Kind an den Bettelstab bringen: so redet er die edlen Männer, an die er sich die ganze Schrift durch gewandt hat, noch einmal so an: „Um Gottes willen, lassen Sie den Monarchen nicht länger getäuscht werden! Der ganze Glaube des Publicums an die erhabene Denkungsart der alten Staatsräthe Preußens beruht darauf. Zerreissen Sie muthvoll die Fesseln, die man Ihnen vielleicht bisher angelegt hatte. Reden Sie — für Ihre, für des Königs, für der Menschlichkeit Ehre!!" Zuletzt fügt der Verf. noch hinzu, daß er dies am 15ten October auf seinen Reisen schreibe, und es der Presse übergebe, um seine Reisen fortzusetzen.

Wenn es wahr seyn sollte, was der V. oben erzählt, daß den meisten Zeitungs-Expeditionen Deutschlands in Ansehung des D. Bahrdts Stillschweigen auferlegt sey: so wird vielleicht mancher Leser des Br. J. durch Anzeigung dieser Schrift und die aus derselben gemachten Auszüge ein Dienst geleistet. Wer liest nicht gern von D. Bahrdt und von seinen Schicksalen? Und mancher dürfte doch, wenn es mit der Zeitungssperre seine Richtigkeit hat, diese merkwürdigen Anreden erst durch dieses Journal kennen lernen.

Aus-

Aussichten zur Festsetzung des Elementarunterrichts in den Bürger- und Gelehrtenschulen, allen Schulmännern und Schulvorstehern gewidmet, mit einer Vorrede des Herrn Professer Trapp. Züllichau und Freistadt bei Frommann 1790.

Im August-Stück des Jahrs 1788 dieses Journals, giebt Herr Schulrath Campe Nachricht von einer Kollision, in welche er in Hinsicht einer zu veranstaltenden Schulencyclopädie mit einem verdienten Schulmann in Schlesien gerathen sey. Dieser Schulmann ist, wie Herr Prof. Trapp in der Vorrede sagt, Verfasser der gegenwärtigen Schrift, und der in derselben dargelegte Plan eines Elementarwerks ist derjenige, dessen Ausführung Herr Campe, so weit es noch von ihm abhing, Platz gemacht hat, und zu dessen Bekanntmachung er und der Herr Prof. Trapp seinen Urheber selbst aufgefodert haben.

Herr T. hat denselben in Halle als einen seiner Zuhörer und Freunde persönlich gekannt und giebt ihm folgendes sehr vortheilhafte Zeugniß: Seine damals schon so hellen pädagogischen Einsichten, verbunden mit nicht gemeinen Sach- und Sprachkenntnissen, sein unzuermüdender Eifer der Jugend nützlich zu werden, seine gewissenhafte Besorgung der ihm obliegenden Geschäfte und seine so ganz uneigennützige Gesinnung ließen zuversichtlich den Mann erwarten, der es sich ernstlich und nicht ohne Nutzen angelegen seyn lassen würde, die Verbesserung des Unterrichts und der Erziehung befördern zu helfen.

Dieses Urtheil wird hoffentlich jeden Kenner und Freund des Erziehungs- und Schulwesens auf unsern

Verfasser und seine ruhmwürdige Unternehmung aufmerksam, und diese kleine Schrift desselben selbst zu lesen geneigt machen.

Den Plan des V. umständlich darzulegen und zu beurtheilen ist Recensenten nicht möglich — denn eine solche Recension würde ein ganzes Buch werden. Wir werden uns daher begnügen, nur eines und das andere auszuheben, um unsere Leser nur auf das Werk selbst und die darin angekündigte Unternehmung aufmerksam zu machen.

Die Idee eines Elementarwerks, oder einer Schulencyclopädie, ist nach unserm V. folgende. Er sagt: „Eine Sammlung von Unterrichtsmitteln aller Art, die sich aber auf dem Papiere darstellen lassen, durch welche auf die zweckmäßigste Art das Materielle des Unterrichts in die Seele des Schülers gelegt werden kann, während daß dieser seine Kräfte übt und sich Fertigkeiten, die er in seinem künftigen Stande braucht, eigen macht. — Diese Sammlung von Büchern, Vorschriften, Abbildungen, Tabellen und Diktaten ist das Elementarwerk.

Um des Zwecks willen muß aber diese Sammlung

1) den Fähigkeiten der Köpfe von der Mittelgattung,
2) den Jahren der Schüler und dadurch den Graden der Fähigkeiten solcher Mittelköpfe,
3) den Klassen, in welchen man diese Schüler nach gegenwärtiger Verfassung der Schulen unterrichtet, angepaßt, und alles, in Rücksicht auf die vorhandenen Schulen, entworfen, verfasset und geordnet werden.

Dadurch fängt nun die Verbesserung des Schulwesens von innen an und die Sammlung der Unterrichtsmittel kann zweckmäßig gebraucht werden, wenn auch das Aeußere der Schulen noch so verschieden ist.

Aber

Aber auch in Rücksicht auf die Zeit, in welcher die Masse des Unterrichts in die Schüler gebracht werden muß, muß das Elementarwerk verfasset werden. Hierüber erlaube man mir eine Erläuterung.

„Man denke sich den Zweck meines Elementarwerks so eingeschränkt, daß es von der ganzen Masse des Schulunterrichts nur diejenige Theilmasse enthalten soll, welche man in den untersten Classen als Grundlage alles folgenden Unterrichts mittheilen muß u. s. w."

In Ansehung der Lehrer, die von diesem Elementarwerk in den Schulen Gebrauch machen sollen, setzt der V. nichts weiter voraus, als daß sie Männer mit ganz gemeinem schlichten Menschenverstande sind, ohne tiefsinnige Gelehrsamkeit, ohne vorzügliche Talente, ohne vorhergenossene Unterweisung in der Theorie und Ausübung der Erziehungskunst und des Schulunterrichts. „Die Jugend mit Liebe und Ernst und durch ihr eigenes Beispiel zur Arbeit anzuhalten, soll ihre einzige natürliche Methode und Geschicklichkeit seyn." Recensent kann nicht unterlassen hiebei anzumerken, daß dieses letztere ungemein viel in sich faßt, welches nicht bloß gemeinen, gesunden Verstand und guten Willen erfodert, sondern auch viel Einsicht und viel Uebung nothwendig voraussetzt.

So vortreflich und musterhaft die Elementarbücher für Schulen auch immerhin eingerichtet seyn mögen: so scheint uns doch zu einer wirklichen Schulverbesserung, die zweckmäßige Zubereitung und Bildung der künftigen Lehrer eben so unentbehrlich, ja, wir müssen es gestehen, noch weit unentbehrlicher!

Wir glauben sogar, daß gerade in dem Maaße, in welchem die Elementarbücher an sich vollkommner und planmäßiger sind, auch ein mehr gebildeter und geübterer Lehrer zu ihrem Gebrauche erfodert werde. Es ist kei-

ne einzige Kunst, deren vollkommne und glückliche Ausübung nicht Anweisung und Anleitung eines Meisters in derselben bedürfe, oder dadurch wenigstens ungemein erleichtert und befördert würde. Man gebe einem Menschen mit gemeinem gesunden Verstande noch so gutes Handwerkzeug und sehe, ob er auch die allerleichteste mechanische Kunst, ohne eine gehörige Anleitung nebenbei zu genießen, geschickt werde ausüben können. Wie sollte die Kunst zu unterrichten allein eine Ausnahme von dieser Regel machen? Daß einzelne vortrefliche Köpfe es darin ohne alle Anleitung weit gebracht haben, beweist nichts; — denn dergleichen Ausnahmen finden in Rücksicht auf jede andere Kunst ebenfalls Statt.

So viel Gutes wir von den Bemühungen, vorzügliche Elementarbücher zu verfertigen, überhaupt und namentlich von den Bemühungen unsers V. erwarten — so wünschen wir gleichwol, daß man sich ja nicht überrede, durch die glückliche Ausführung derselben sey für die Verbesserung des Schulwesens schon genug gethan. Dieses gute Handwerkszeug muß in die Hände geschickter und geübter Meister kommen, sonst wird im Ganzen doch nichts damit geleistet.

Unser würdige Herr V. hat vielleicht eines Theils daran verzweifelt, daß es je im Allgemeinen dahin kommen werde, daß die künftigen Schullehrer sich zu ihrem Berufe vorbereiten und bilden werden — andern Theils hat er vielleicht zu sehr von sich selbst und dem, was er durch eigenen Fleiß geleistet hat, auf Andere geschlossen. —

Doch dem sey übrigens wie ihm wolle. Die Verfertigung zweckmäßiger Elementarbücher ist auf jedem Fall etwas sehr Nothwendiges und Wünschenswerthes, und es kann durch dieselbe an und für sich schon viel

Gu-

Gutes, wenigstens einzeln und hin und wieder bewirkt werden.

Der dazu nun weiter hier vorgelegte Plan unsers V. ist sehr durchdacht, im Ganzen dem Bedürfnisse der Schulen recht anpassend und beruht auf richtigen Grundsätzen der Kunst des Unterrichts.

Die Proben, welche er von der Ausführung desselben hinzugefügt hat, lassen etwas Vorzügliches von dem Ganzen erwarten. Zu diesen Proben hat der V. die botanischen, dem Bürger und Gelehrten wissensnöthigen Kenntnisse gewählt, weil noch niemand mit einem Elementarwerke dieser Wissenschaft ihm vorgearbeitet hat. Er hoft, daß wenn er hierin nach dem Urtheil der Sachverständigen etwas Zweckmäßiges geliefert hat, man glauben werde: daß er gleichen Fleiß auf diejenigen Theile werde anwenden, worin ihm mehr vorgearbeitet ist und wobei er weniger Schwierigkeiten zu überwinden hat.

Zum Beweise, daß wir diese Schrift nicht flüchtig, sondern mit der den Einsichten und dem Eifer des V. schuldigen Aufmerksamkeit gelesen haben, wollen wir noch ein paar Anmerkungen zu unserm allgemeinen Urtheil über den Werth derselben hinzufügen.

Wir sind ganz einig darüber mit dem Verf. daß die durchgängige Absonderung der Bürgerschulen von den Gelehrtenschulen nicht ausführbar sey — ja wir halten eine solche Absonderung in Rücksicht auf die untersten Classen beider Arten von Schulen nicht einmal für rathsam. Aber nach unserer Meinung muß der künftige Gelehrte nur mit in die Bürgerschule gehn, der Fall darf aber nicht umgekehrt seyn. Unser V. meint es könne nicht schaden, ja es sey gut, wenn der Bürger auch ein Jahr mit dem Gelehrten gemeinschaft-

lich unterrichtet werde; denn der Bürger solle ja auch einen casum setzen und einen terminum verstehen lernen u. s. w.

Er meint sogar, es könne zur Erhöhung des individuellen Menschenwerths der Künstler und gewisser Handwerker etwas beitragen, wenn sie mit den Gelehrten in einer Classe gemeinschaftlich arbeiteten.

Hierin sind wir, wie gesagt, ganz verschiedener Meinung mit dem V. Wir halten nichts von dem casus setzen und terminum Verstehen der Handwerker. Es hilft ihnen platterdings zu nichts und giebt ihnen nur zu oft einen gewissen pedantischen und närrisch gelehrten Anstrich.

Wäre es auch gegründet, daß Gelehrsamkeit den individuellen Menschenwerth erhöhen kann: so gilt das doch gewiß nicht von der Zubereitung an und für sich, die der künftige Gelehrte in dem ersten Jahre seiner eigentlich gelehrten Laufbahn erhält, als welche nur in Beziehung auf seine ganze künftige Bestimmung und Geschäftigkeit Werth hat.

Dieser unserer Ueberzeugung nun zufolge, können wir auch die lateinischen Aufsätze in den Proben des Elementarwerkes, die für die obere Classe der Bürgerschule bestimmt sind, nicht billigen.

In Rücksicht auf die Proben der Leseübungen, müssen wir den Herrn V. noch erinnern, daß er ja dahin sehe, den ersten Anfang im Lesen auf alle mögliche Art zu erleichtern. Wörter, die so schwer zu lesen und auszusprechen sind, als Ingwer, Aextlein, wäxern, sollten nicht in die ersten Pensen kommen.

Unserer Meinung nach wäre es besser die Vorschriften S. 92 auf gewöhnliche Art und nicht mit geschriebener Schrift drucken zu lassen, zumal wenn letztere der Probe davon gleichen sollte.

Die

Die Kinder würden nach derselben schlecht schreiben lernen. Die lateinischen Vorschriften für Bürgerschulen gefallen uns nicht. Der Grund, den der V. dafür angiebt, ist sonderbar. Er sagt nämlich: „auch der Bürger muß lateinische Charactere kennen und mahlen lernen, und hiebei kann der Lehrer bemerken, welcher seiner Schüler Lust zum gelehrten Fache habe oder nicht.“ Kann man denn nicht Deutsch mit lateinischen Buchstaben schreiben? Und wie läßt sich wol auf eine so dürftige Art die Anlage zum Gelehrten entdecken?

Die Proben des Bibelauszugs haben uns nicht sonderlich gefallen. Es scheinet uns darin nicht gerade dasjenige ausgehoben, was für Kinder wichtig und nützlich ist.

Die hypothetischen Wundererklärungen gehören insonderheit gar nicht dahin.

Der Herr V. hat selbst eingesehen, daß weder der Entwurf seines Plans, noch die Proben von dessen Ausführung eine hinlänglich anschauende Vorstellung von dem Einzelnen, worauf alles ankömmt, geben können, und will daher auf der nächsten Ostermesse folgende zwei Bücher, aus den man auf die übrigen schließen mag, bekannt machen. 1) Ein aus 2 Theilen bestehendes deutsches A B C, nebst dem Gebrauchsbuche. 2) Ein lateinisches A B C, betitelt: dic, cur hic.

Der Eifer unsers V. verbunden mit seiner durchaus uneigennützigen Gesinnung, machen demselben ungemein hochachtungswürdig; doch können wir folgende Aeußerung von ihm nicht billigen.

S. 146 sagt er: Wer als Verfasser von Schulbüchern noch Honorarium verlangt, hat nicht den Geist Christi, der seinen Aposteln sagt: Umsonst habt ihrs empfangen, umsonst gebet es auch. Wer für das Publicum schreibt, lasse sich seine Mühe bezahlen. Wer aber Schul-

bücher und Schulencyclopädien liefern will, der gebe noch Geld zu Hülfe, daß der armen Jugend von ihren armen Eltern gekauft werden könne.

Wollte der V. nach diesem Grundsatze consequent schließen und handeln: so müßte er es für unrecht erklären, wenn ein Schullehrer Besoldung und Schulgeld annimmt, und selbst dergleichen nicht nehmen. Außerdem ist es ja nicht einmal wahr, daß man die Kenntnisse und Geschicklichkeit, die zur Verfertigung von Elementarbüchern erfordert werden, umsonst empfängt.

Man muß Hülfsmittel dazu, Bücher, Charten, Kupferstiche u. s. w. für baares Geld kaufen.

Auch das ist falsch, daß Schulbücher, deren Verfasser sich dafür bezahlen lassen, nicht eingeführt werden. Einer unserer angesehensten und berühmtesten Schulmänner, läßt sich für seine allgemein gangbaren Schulbücher sehr ansehnlich bezahlen, die Verlagshandlung steht sich dabei recht gut und die Bücher werden doch so wohlfeil verkauft, daß sich die Nachdrucker nicht einmal daran wagen. Auch sind ja nicht alle Eltern arm.

Inzwischen kann niemand etwas gegen die Großmuth des V. haben, sobald seine Vermögensumstände und die Pflichten, die er sich und den Seinigen schuldig ist, solche erlauben. Nur kann er seine Maxime nicht zu einem allgemeinen verbindlichen Grundgesetz machen.

So ärgerlich und verächtlich es uns ist, wenn Schriftsteller die Miene annehmen, als brennten sie vor gemeinnützigem Eifer, da man doch offenbar sieht, daß sie von sehr eigennützigen Absichten bei ihren Unternehmungen geleitet werden — so wenig können wir doch auch die gutmüthige Schwärmerei unsers V. und die aus derselben herrührenden Machtsprüche billigen.

An-

Anfangsgründe zur Erkenntniß der Erde, des Menschen und der Natur. Von Villaume. Berlin und Liebau. 1789.

Herr Villaume sagt in der Vorrede zu diesem Werke: Mit der Geographie habe ich ganz andere Absichten, als die bloße unfruchtbare Kenntniß der natürlichen und politischen Abtheilung der Erde; als die Kenntniß der Namen und der Lage der Städte, der Reiche, der Meere, der Vulkane und der Gebüge. Jede Lehre soll den Verstand bilden, auch Geographie, die so lange Zeit zum bloßen Memorienwerke herabgesetzt war, muß zum Nachdenken führen und die Kräfte der Seele veredelt. Er fährt hierauf fort zu zeigen, was in der Geographie gelehrt werden muß und die Methode, wie es gelehrt werden muß. Es sind dieses die bekannten Grundsätze, die schon von mehrern Pädagogen in ihren Schriften verschiedentlich angegeben und auseinander gesetzt sind.

Man kann von einem so denkenden Manne, wie Herr Villaume bekanntlich ist, immer erwarten, daß er nichts Gemeines und Gewöhnliches liefern wird. Die Absicht des Buchs scheint zu seyn, daß es zum eigenen Lesen der Kinder diene, wenigstens ist es an den meisten Stellen und im Ganzen dazu eingerichtet und zum Lehrbuche viel zu weitläuftig und ausführlich. An manchen Stellen scheint gleichwol der V. diesen Hauptzweck wieder aus den Augen gesetzt zu haben, indem er nämlich zu kurz ist und zu wenig erklärt. So sagt er, zum Exempel, bei Schlesien: es sey das Vaterland eines Mannes, der sich in der Gelehrsamkeit sehr berühmt gemacht, Namens Wolf. Was kann das den Kindern helfen, wenn sie nichts weiter von Wolf wissen? Herr Villaume scheint bei diesem Werke in den gewöhnlichen Fehler verfallen zu seyn, daß

daß er sich die Periode des jugendlichen Alters, für welches er schrieb, nicht etwas begränzter und bestimmter gedacht hat. Manchmal ist Materie und Vortrag für Erwachsene eingerichtet, manchmal beides für sehr junge Kinder. Bei der Nachricht vom Potsdamischen Waisenhause sagt er: zu einer Mahlzeit werden 40 Scheffel Möhrrüben gekocht. Da giebt es etwas zu fegen." Dergleichen Reflectionen zu machen, könnte man auch wol den kleinsten Kindern selbst überlassen. Sie sind dazu ohnehin mehr als zu geneigt.

Daß der Herr Verf. die eigentliche Naturgeschichte gelegentlich bei der Geographie mit vorträgt, will uns doch nicht recht gefallen. Es wird dadurch Alles gar zu sehr abgerissen und außer Zusammenhang vorgetragen, und man könnte auf diese Weise wol alle Wissenschaften in der Geographie vortragen. Wir ließen es gelten, wenn von den, einem Lande besonders eigenen Naturgegenständen eine kurze Beschreibung eingeschaltet würde. Aber warum nun in der Beschreibung der Mark Brandenburg gerade von Hunden und Katzen gesprochen und sogar ein fabelhaftes und abgedroschenes Katzenhistörchen hinzugefügt wird, sehen wir nicht ab.

Ueberhaupt scheint der Herr V. gar zu zufällige und zu entfernte Veranlassungen zu manchen seiner Erzählungen und Anmerkungen zu haben und darüber viel wesentlichere und wichtigere Dinge, die unmittelbar mit der Sache in Verbindung stehn, zu vergessen, z. B. von der Stadt Braunschweig sagt er nichts weiter, als daß sie eine große und schöne Stadt sey, welches letztere Beiwort sie ohnedem nicht einmal verdient. Statt dessen erzählt er folgende Anecdote. „Im Jahr 1723, also nicht seit gar langer Zeit, erließ ein Braunschweigischer Consistorialrath an die Superin-

perintendenten ein Decret, daß sie die Prediger vor allem überflüssigen und höchstunanständigen Tobaksrauchen warnen sollten," und bei dieser Gelegenheit redet er denn weiter von der allmäligen Einführung der Gewohnheit Tobak zu rauchen. Von der Stadt Hannover sagt er gar nichts, als daß sie die Hauptstadt des Landes sey, da er doch bei andern, viel kleinern Städten weit umständlicher ist. Wir könnten, ohne darnach zu suchen, manche Histörchen und Anecdötchen hersetzen, die ihren Platz in dem Werke nicht verdienen und ihn auch für Kinder wichtigern und lehrreichern abtreten könnten.

Hin und wieder scheint auch gegen die Wahrheit und Richtigkeit in den Nachrichten verstoßen zu seyn. So z. B. giebt der Acker in der Mark Brandenburg gewiß nicht im Durchschnitt das zehnte Korn. Der größte Theil der Einwohner der Stadt Hildesheim ist nicht katholisch, sondern lutherisch. Die Folge in dem Schlusse: Das Lüneburgische ist nicht sonderlich bevölkert und mithin ist das Land schlecht gebauet," ist nicht richtig: denn das Meklenburgische ist ebenfalls nicht sonderlich bevölkert und doch ist es nicht schlecht gebauet. Die Anmerkung, daß Lüneburg nicht mit Limburg, jenseits des Rheins, woher der schöne Käse kömmt, zu verwechseln sey, hätte doch wol wegfallen können.

Das Stadtgymnasium oder Andreäanum in Hildesheim ist von dem Jesuitergymnasium von jeher ganz verschieden gewesen, und es existiren noch jetzt beide neben einander.

Aller dieser und ähnlicher kleinen Fehler und Mängel ohnerachtet, hat das Buch im Ganzen ungemein viel Zweckmäßiges und Gutes und verdient den allermeisten geographischen Kinderbüchern, sowol seines Inhalts als

sein

seines Vortrags wegen, bei weitem vorgezogen zu werden. Es ist gewiß eine sehr nützliche Lectüre für Kinder und sie werden durch dasselbe zu allerlei vernünftigen Reflexionen und zum eigenen Nachdenken über die mannichfachsten Gegenstände des menschlichen Lebens angeleitet werden. Auch hat uns der zweite Theil im Ganzen fast besser gefallen als der erste. Herr V. hätte gewiß bei einer noch etwas größern Sorgfalt und Auswahl etwas sehr Vorzügliches und Meisterhaftes in dieser Art liefern können.

Schade, daß die zu große Schnelligkeit und Raschheit, womit dieser Schriftsteller arbeitet, ihm nicht erlaubt, seinen Schriften den gehörigen Grad von vollendeter Vollkommenheit zu geben.

7.

Nachrichten.

Die ganze protestantische Kirche ist bei dem preußischen Religionsedict vom 9. Jul. 1788 interessirt und auf die Folgen desselben aufmerksam. Diese Folgen mußten sich natürlicherweise zuerst in den preußischen Staaten zeigen. Die Bewegungen, die hier sowol als auswärts über jenes Edict entstanden, die Schriften, die darüber gewechselt worden, sind bekannt und zum Theil auch in diesem Journale angezeigt. Hier sind nun einige Actenstücke, woraus erhellet, wie man jenem Edicte gemäß im Preußischen leider! fortfährt, das Wesen des Protestantismus zu verkennen, die protestantische Lehrfreiheit einzuschränken und hiezu die Macht des weltlichen Arms zu misbrauchen.

Aus

Aus den Annalen der neuesten theologischen Litteratur und Kirchengeschichte. Zweiter Jahrgang 1790. Fünfte Woche.

Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm König von Preußen ꝛc. unsern gnädigen Gruß zuvor! Würdige und hochgelahrteste liebe Getreue! Da wir allerhöchst selbst ein allgemeines Lehrbuch der christlichen Glaubenslehre der lutherischen Konfeßion für unsere sämtlichen Staaten eingeführt wissen wollen, so erhaltet ihr beikommende sechs Exemplarien von den ersten Gründen der christlichen Lehre mit dem gnädigsten Befehl, solche an Eure Mitglieder zu vertheilen, um den Inhalt dieses Buchs genau zu prüfen und sodann in einem zusammenberufenen Concilio die Frage zu entscheiden: „Ob diese ersten Gründe der christlichen Lehre nichts „gegen die Orthodoxie in der lutherischen Kirche enthalten, und sie folglich bei allen lutherischen Gemeinden in unsern gesamten Staaten zum Unterricht der Jugend im Christenthum bestimmt und „eingeführt werden können."

Von dem Beschluß dieses Concilii erwarten wir sodann, binnen acht Tagen a die recepti angerechnet, Euern pflichtmäßigen Bericht, den Ihr an unser geistliches Departement zu addressiren habt. Sind Euch mit Gnaden gewogen. Berlin, den 11ten April 1789.

Auf Sr. Königlichen Majestät allergnädigsten Specialbefehl,

v. Wöllner.

An die theologische Facultät zu Halle.

Auf diesen Befehl sandte die theologische Facultät folgende Antwort ein, wofür sie den Dank des gesamten protestantischen Publicums verdient.

P. P.

P. P.

E. K. M. haben allergnädigst geruhet durch ein königliches Rescript de dato 11ten und praesentato 14ten des Aprils uns zu benachrichtigen, wie E. K. M. allerhöchst selbst ein allgemeines Lehrbuch der christlichen Glaubenslehre der lutherischen Confession für höchst Dero sämtlichen Staaten eingeführt wissen wollten und uns deswegen einige Exemplarien einer Schrift genannt: Die ersten Gründe der christlichen Lehre ꝛc. zufertigen lassen, mit dem allergnädigsten Befehl, den Inhalt dieses Buchs genau zu prüfen und sodann in einem zusammenberufenen Concilio die Frage zu entscheiden: Ob diese ersten Gründe der christlichen Lehre ꝛc.

Diesen allergnädigsten Befehl zu allerunterthänigster Folge haben wir diese Sache nach der von E. K. M. uns vorgeschriebenen Art in gemeinschaftliche Ueberlegung genommen, und ermangeln nicht E. K. M. unsere wohlüberlegte Meinung über die vorgelegte Frage so weit allerunterthänigst vorzulegen, als uns die Kürze der gesetzten Zeit von acht Tagen und die Grenzen der aufgegebenen Frage selber haben verstatten wollen.

Zuvörderst setzen wir aus der Geschichte und Praxis unserer evangelisch lutherischen Kirchen voraus: daß der Begriff von Orthodoxie der lutherischen Kirche niemals weder überhaupt noch in Absicht besonderer Lehrsätze einmüthig und allgemein bestimmt gewesen sey, so daß wenn ein Lehrsatz nicht klar und ausdrücklich in der heiligen Schrift stehet, man alsdann mit Einwilligung aller, die sich zu unserer Kirche bekennen, sagen könne: wer dies und das nicht behauptet oder dem und dem widerspricht, kann nicht für ein Glied der evangelisch-lutherischen Kirche erkannt wer-

werden. Daher ist in Absicht deren nähern Bestimmung zwar oft in manchen Ländern und Gemeinden unserer Kirche etwas zur Orthodoxie erfordert, und wer dieses nicht zugeben wollen, für nicht ächt lutherisch erklärt worden: aber Andere haben in dies einseitige Urtheil nicht eingestimmt; und wenn dergleichen Zwistigkeiten an evangelische Fürsten und Stände gebracht worden, so haben sich diese nie überall bewegen lassen, ein solches ausschließendes Urtheil zu bestätigen, ohne daß weder sie noch ihre Unterthanen, die einen solchen streitigen Punkt nicht für richtig erkennen wollen, dadurch aufgehört hätten, wahre Glieder der evangelisch-lutherischen Kirche zu seyn.

Selbst in Absicht auf die symbolischen Bücher unserer Kirche hat man nie die Verpflichtung darauf so weit getrieben, daß man jede Entfernung von denselben sollte für eine sträfliche Verletzung der kirchlichen Orthodoxie angesehen oder verwehret haben, die Ausdrücke, Beweise, Vorstellungsarten, ja selbst Lehrsätze dieser Bücher zu verlassen, wenn jemand nur die Hauptlehren oder den Geist dieser Bücher, d. i. die Sätze beibehielt, die ausdrücklich und klar in der heiligen Schrift stehen und einen nothwendigen Einfluß in die wahre Besserung und Beruhigung des Menschen nach der deutlichen Lehre der H. S. haben, wohlwissend, „daß „nach den wesentlichen Lehrsätzen unserer evangelisch„lutherischen Kirche nur allein die H. S. und kein „menschliches Gutfinden die Regel und Richtschnur des „wahren und reinen Christenthums sey; daß bei nicht „ganz klarem Sprachgebrauche der H. S. keine auf gewissenhafte Ueberzeugung gegründete Uebereinstimmung „unter Christen zu hoffen, oder ohne Gewissenszwang, „den unsere evangelische Kirchen verabscheuen, zu fodern „sey; und daß endlich unsere symbolische Bücher nicht

„für das Volk und als eine Anweisung, wie man daſs„selbe zur Seligkeit führen solle, sondern als ein Ver„such entworfen und eingeführt worden, wie nach den „Einsichten damaliger gelehrten Theologen unserer „Kirche damalige gelehrte Streitigkeiten über den „christlichen Lehrbegriff auf eine gelehrte Art könnten „beigelegt, die auf menschliche Satzungen in der römi„schen Kirche gegründete Irrthümer und Misbräuche „gehoben und die von jener Kirche der unsrigen beige„messene Heterodoxie könne abgelehnt werden."

Sollten wir nun nach dem bloßen Buchstaben und nicht nach dem Geist der symbolischen Bücher unserer Kirche, oder sollten wir gar nach dem, was in vielen unserer Kirchen und bei vielen Lehrern derselben für Orthodoxie gehalten worden, die von E. K. M. uns zugefertigte Schrift beurtheilen: so müßten wir allerdings sagen, daß sie damit in einigen Stellen nicht übereinstimmte, wovon wir in der Beilage A einige Beispiele angeführt haben.

Allein nach unsern vorhin geäußerten Grundsätzen über den Zweck der symbolischen Bücher und den Begriff der Orthodoxie überhaupt, die wir vorjetzt in so kurzer Zeit und bei der eingeschränkten Absicht der uns vorgelegten Frage nicht weiter ausführen können, aber bereit sind, wenn es E. K. M. uns auferlegen sollten, auf ein andermal umständlicher auseinander zu setzen und zu rechtfertigen, ist dergleichen Entfernung nicht gegen die Orthodoxie unserer Kirche und dieses um so weniger, da die Frage von einem Lehrbuche ist, das bloß zum Unterricht der Jugend bestimmt seyn soll, wo wir, wenn wir es nach einem unserer symbolischen Bücher, die mit Beiseitesetzung gelehrter Untersuchungen zum Unterricht des Volks entworfen sind, abmessen, es so erklären würden, daß es nichts gegen die Or-

Orthodoxie der lutherischen Kirche enthielte. Indessen da die von E. K. M. uns aufgegebene Frage auch zugleich dahin geht: „ob folglich dieses Buch bei allen „lutherischen Gemeinden in allerhöchst deroselben Staaten zum Unterricht der Jugend im Christenthum bestimmt und eingeführt werden könne?“ So geruhen E. K. M. es allergnädigst zu vermerken, daß wir diesen Theil der Frage zu bejahen Bedenken tragen müssen. Denn ohne Zweifel ist E. K. M. allergnädigste Absicht bei Einführung eines solchen Buchs, daß darin nicht nur wahres und reines Christenthum, wie es der Bibel wahrhaftig gemäß ist: sondern dies auch so vorgetragen werden solle, daß dadurch wahre Ueberzeugung davon hervorgebracht, Hochachtung dagegen eingeflößt, wahre Besserung befördert und sofern es besonders für die Jugend bestimmt ist, derselben das Christenthum in seiner göttlichen Einfalt dargestellt und dessen eigne gewissenhafte Erkenntniß bestmöglichst erleichtert und verdeutlichet werde.

Wenn aber in dem gegenwärtigen Buche die Beweisgründe und Stellen der heil. Schrift oft nicht mit genugsamer Ueberlegung gewählt sind, so daß sie von der Sache, die daraus bewiesen werden soll, gar nicht handeln und diese nicht den Inhalt der Frage gemäß darthun; wenn darin zu dem, was die heil. Schrift wirklich lehrt, Zusätze gemacht sind, die kein Licht auf die Sache werfen, vielmehr die wahre christliche Lehre unüberwindlichen Vorwürfen oder schwerlich zu hebenden Einwendungen bloß stellen; wenn manche Aeußerungen falsche, wenigstens zweideutige und der Besserung und Gemüthsruhe des Menschen nachtheilige Begriffe nothwendig erregen; wenn überdies durch die gebrauchte Methode die Sachen ohne Ursache vervielfältiget werden und das Fassen derselben erschwert wird:

so besorgen wir sehr, daß E. K. M. so huldreiche Absicht durch dieses Buch schwerlich erreicht werden dürfte. Wir glauben dieses sub lit. B. an einigen Beispielen unter mehrern andern gezeigt zu haben (Correspondent schreibt nur die ab, welche ohne Ansicht des Buchs können verstanden werden *) und finden uns, dieses nicht unbemerkt zu lassen, um so mehr gedrungen, jemehr die schnöde Verachtung des Christenthums, die Angriffe auf dasselbe und eine seichte Erkenntniß desselben, woraus beides größtentheils herrührt, die Vorsichtigkeit nöthig machen, alles das zu verhüten, was die so heilsame und verehrungswürdige christliche Lehre auch nur mit einigem Schein jenen Angriffen und der Verachtung bloß stellen könnte. Wir ersterben mit allerunterthänigster Devotion ꝛc. Halle den 21sten April 1789.

Der Katechismus, von dem hier die Rede ist, hat denn seit kurzem die Presse verlassen, und sollte nun durch landesherrliche Macht und Gewalt in den gesammten preußischen Staaten eingeführt werden, wie folgende zwei Reskripte ausweisen.

Mein lieber Etats-Minister v. Wöllner! Ich habe das von Euch eingesandte Buch, betitult: die ersten Anfangsgründe der christl. Lehre, erhalten, und befehle euch hiemit, solches zum Unterricht der Jugend von der Lutherischen Confession in meinen sämmtl. Landen ungesäumt einführen zu lassen. Alle Prediger und Schullehrer der Lutherischen Kirche müssen

*) Und hier verbietet der Raum überall welche davon anzuführen.

sen strenge angewiesen werden, kein anderes als dieses beim Unterricht der Kinder im Christenthum zu gebrauchen, denn ich will schlechterdings, daß für jede Confession der Protestantischen Kirche nur Ein allgemeines Lehrbuch Statt finden soll, und habe zu dem Ende unter dem heutigen Dato an das Reformirte geistl. Departement die Order ertheilt, ein dergleichen, für sämmtliche reformirte Gemeinden zu bestimmen. Ich erinnere euch bei dieser Gelegenheit nochmals an meine, euch sowol mündlich als schriftlich ertheilte Befehle, daß die Prediger die Grundsätze ihrer Kirche bei dem Unterricht nicht nach ihrer Willkühr abändern, sondern solche genau und vorschriftsmäßig befolgen müssen; denn sie sind Diener der Religion und nicht Herrn und Meister derselben; Niemand soll lehren was er will, sondern das, was vorgeschrieben ist, obgleich ein Jeder auf seine eigene Gefahr glauben kann, was er will. Derjenige Prediger und Lehrer, der sich in diese Ordnung nicht fügen wird und diesem meinen Landesherrl. Befehl nicht gehorchen will, der muß ohne Anstand als ein ungehorsamer Unterthan seines Amts entsetzt und ein anderer an seine Stelle gesetzt werden. Da ihr meine ernstliche Willensmeinung hierin kennt, so lasset euch als Chef des euch anvertrauten Departements keine unzeitige Nachsicht zu Schulden kommen, wenn ich ferner wie bisher seyn soll, euer wohlaffect. König

Berl. den 19ten Jan. 1790.

Fr. Wilhelm.

Fr. Wilhelm. Unsern ꝛc. Ihr erhaltet hierneben in Abschrift, was wir sub dato den 19ten huj. Allerhöchst selbst, wegen ungesäumter durchgängiger Einführung des „die ersten Anfangsgründe der christl. Leh-

re„ betitelten Buchs und sonst bei dieser Gelegenheit an unsern geistl. Depts. Minister zu reſcribiren geruhet. Es erhellet daraus zur Gnüge, wasgestalt unsere ernstliche Willensmeinung dahin gehet, daß nur Ein Lehrbuch der christlichen Religion für die Jugend von der Lutherischen Confession allenthalben in unsern Landen eingeführt werden soll, damit in Folge unsers Religions-Edicts von 9ten Jul. 1788 jeder Prediger und Schullehrer eine Richtschnur und sichern Leitfaden habe, die in der Bibel enthaltenen christlichen Lehren nach dem Glaubensbekenntniß der Lutherischen Kirche rein und lauter vorzutragen, und hauptsächlich die Jugend bei der Vorbereitung zum heil. Abendmahl darin dergestalt fest zu gründen, daß nicht selbige folgendes durch die jetzt so sehr überhand nehmenden sogenannten Aufklärer irre geführt werden mögen. Des Endes werdet ihr hierdurch angewiesen, nicht nur sämmtlichen unter euch stehenden Predigern und Schullehrern auf die gewöhnliche Weise bekannt zu machen, wie das Eingangs erwähnte, in der Einlage vorgeschriebene Lehrbuch allhier in der Buchhandl. der Realschule zu einem sehr billigen Preise zu haben seye, sondern auch auf das Schleunigste von den Inspectoribus und Schulaufsehern eures Departements ein ohngefähres Verzeichniß von den vorläufig in jeder Inspection erforderlichen Anzahl von Exemplarien besagten Lehrbuchs einzufodern und unter der Addresse unsers geistl. Dpts einzusenden, von Seiten dessen sodann die Verfügung wird getroffen werden, daß durch obgedachte Buchhandlung überall hinlängliche Versendung geschehe. Wir wollen sodann und befehlen euch hierdurch so gnädig als ernstlich, bei sonst eigener Verantwortung, darauf nicht nur selbst nachdrücklich zu halten und zu invigiliren, sondern auch durch die unter euch stehenden Inspectores

res und Ephoros der Schulen alle mögliche Wachsamkeit anwenden zu lassen, damit kein Prediger und Schullehrer bei Vermeidung unausbleiblicher Cassation entweder ein ander Buch oder etwa seine eigene Aufsätze bei dem Religions-Unterricht der Kinder zu gebrauchen sich unterfange, sondern einzig und allein das ihm jetzt unter unserer höchsten Autorität geliefert werdende Lehrbuch zum Grunde gelegt, auch aus selbigen, um dem Gedächtniß der Kinder und jungen Leute zu Hülfe zu kommen, von diesem allenfalls nur die mit grober oder sogenannter Schwabacher-Schrift gedruckten Antworten auswendig gelernt werden müssen. Schließl. wollen wir euch gnädigst nicht bergen, daß woferne unsere in der Einlage erklärte Willensmeinung nicht in allen Stücken auf das genaueste befolget werden sollte, wir uns desfalls zunächst an euch halten werden und vornehml. die Präsidenten responsable bleiben. Sind ꝛc. Gegeben Berl. den 27sten Jan. 1790.

A. S. B.

v. Wöllner.

An
das Ober-Consistorium allhier.

Mit diesen beiden Reskripten haben wir zugleich die Nachricht erhalten, daß das Oberconsistorium in Berlin sich der Einführung des neuen Catechismus mit ächtprotestantischem Sinne widersetzt, den König über die wahre Beschaffenheit der Sache aufgeklärt, und so von ihm die Unterdrückung des Catechismus erhalten habe. Es wäre traurig, wenn wir diese Nachricht widerrufen müßten.

Doctor Martin Luthers Grundsatz in Ansehung des Religionszwangs.

Wenn man gebeut zu beichten, Sacrament zu empfahen u. s. w. und will darauf dringen, man müsse es thun aus Gehorsam der Kirche: so soll man nur frisch mit Füßen drein treten und eben darum das Widerspiel thun, daß ers geboten hat, auf daß die Freiheit bleibe. Wenn sie dringen, man müsse und solle es bei Gehorsam halten, als nöthig zur Seligkeit, da soll man alles lassen und das Widerspiel thun, zu beweisen, daß nichts noth ist einem Christen, denn nur der Glaube und die Liebe. Denn aus Liebe und Freiheit solches halten, schadet nichts, aber aus Noth und Gehorsam ist verdammlich. Das soll auch von Ceremonien, Gesängen, Gebeten und allen andern Kirchenordnungen verstanden werden.

Luther in der Kirchen-Postill Dom. 4. Advent.

Schreiben aus B. vom 22sten August 1789.

Unter den Geistlichen des Fürstenthums Ostfriesland giebt es Männer von ächter Gelehrsamkeit und völl heller Gesinnungen. Aber ein großer Theil gehört zu den sogenannten Feinen, und dies wird wol noch lange so fortgehen. In frühern Zeiten gingen diese aus den Schulen Franke's und Lange's hervor. Ich erinnere mich aus meinen jüngern Jahren, wie Wolf für einen Verführer und gefährlichen Irrlehrer galt. Der Wolf ist so schlimm nicht, — sagte ein verständiger Mann zu einem dieser Zeloten — wenn die frommen Schafe ihn nur verständen. Die mehrentheils

nur

nur allzugeringen Pfarren dieses Landes entziehen dem Prediger oft die Mittel, durch Umgang und Lectüre sich auszubilden. Wenige Bedienungen tragen 800 Ostfriesische Gulden ein, (ein Ostfr. Guld. ist etwas mehr als 8 Ggr.) die mehrsten 600, viele nicht einmal so viel. Der Geistliche muß sich hierbei oft mit seiner Familie kümmerlich durchhelfen, lernt Welt und Menschen nicht kennen, hält nun jeden fröhlichen Schmaus für ein Bachanal, eifert und poltert dawider, schafft dadurch keinen Nutzen und macht sich zuweilen dadurch lächerlich. Einer pachtete aus übertriebenem Eifer sogar die Musik, um Spiel und Tanz aus seiner Gemeine zu verbannen. In unsern Tagen hat wol der verstorbene erste Geistliche des Fürstenthums, Generalsuperintendent Hähne, mehr aber noch der Mann der reinen (!) Lehre, Urlsperger, den Fortschritt theologischer Aufklärung gehemmet. Hiezu kommt noch der wichtige Umstand, daß, außer im Harlingerlande und einigen freien Herrlichkeiten, die Gemeinen das Wahlrecht haben. Nun entsteht bei Verbesserungspfarren eine Concurrenz. Weil der Ton bei dem gemeinen Manne im Ganzen auf Mystik gestimmt ist; so bemüht sich Mancher die Stimmenmehrheit durch Andächtelei und mystischen Unsinn zu erwerben, und es gelingt ihm. Dies bildet dann nicht bloß Schwärmer, sondern auch nicht selten Heuchler. Daher gehet denn wol einer nach empfangenem Ruf in sein Kämmerlein, und erwartet knieend im Gebete göttliche Offenbarung; oder er geht um die Kirche, und giebt vor, Engel am Himmel tanzen zu sehen, oder Stimmen zu hören, die ihn zu Annahme des Rufs determiniren, — wobei freilich Rücksicht auf die verbesserte Einnahme genommen wird; oder er kniet, so wie er bei seiner neuen Gemeine ankommt, und vom

Wagen steigt, auf der Straße eine halbe Stunde hin, und betet. Andere werfen sich in Gesellschaft frommer Seelen mit dem Gesicht zur Erde, und erwarten Inspirationen, indeß während der Entzückung lose Buben — wenn's nicht gar der leidige ✝ that — Brod und Schnupftuch in der Tasche — in Kuhfladen verwandeln. Man zankt sich hier noch über den Glauben der Kinder im Mutterleibe, und über die Seligkeit eines fromm geschienenen, unlängst verstorbenen, Predigers, dessen pharisäisches Herz alle seine Genossen übertraf, und der der abscheulichsten Dinge verdächtig war. Hier wagt noch wol einer zu schreiben: „in seiner Gemeine wären nur 7 gläubige, auserkohrne Seelen; die übrigen wären dem Herrn Christus zu honett." Christen! ruft ein Anderer, seyd nicht zu sorgfältig in der Heiligung! Auch hat ein zweyter Sievers (Liscov's Satiren S. 120.) in einer Gasthauskirche von Arianern, Pelagianern, Schwenkfeldern und dergleichen Secten geredet, diese als Ketzer sammt und sonders geradezu verdammt, und im frommen Eifer von der Canzel herab — Bärenhäuter gescholten. An comischen Zügen fehlt es mitunter nicht. Ich erinnere hier nur an die Worte eines Ostfriesischen Domine's, (im Mai der Berl. Monatschr. 1787) der in der Predigt auf den Tod des großen Friedrichs sagte: Koning Frederic is 1740 Koning over ganz Duitsland geworden, en heeft Oorlog gevoert met de Spanjaarden en Turken in Bohemen. Ein anderer um in der Anwendung kräftig zu rühren, hub an: Wel Vriende! als de Heer Jesus am jongsten Dage vragen sou: Domine van N... waaren hebben gy uwe Schaapjes? — dan sou ik den Heere Jesus antwoorden: hier wezen se all; maar d'anderen heeft my de Duivel genomen.

Die

Die Landleute sehen doch selbst hie und da die Schwächen und die Heuchelei einiger Geistlichen ein. Einer von diesen, die sich anmaßen das Jus criminale divinum zu erklären, schilderte seinen Zuhörern das Hagelwetter, welches fast alles Getraide zerschlagen hatte, als ein Strafgericht Gottes wegen ihrer vielen und besondern Sünden. Die Bauern bemerkten hiebei, daß ihr Pastor der größte Sünder seyn müsse, weil seine Feldfrüchte am meisten gelitten hatten. Als ein Anderer auf der Kanzel das Gebet mit den Worten anfing: „O, dreieiniger Vater!" zogen die Bauern den Schluß heraus: sie hätten also neun Götter. Auch erhielt ein Inspirirter, der den Dorfdeputirten, die ihm seine Wahl ankündigten, sagte: seine Frau wüßte, daß Gott ihm diesen Ruf schon gestern offenbaret hätte, die unerwartete Antwort: hätten wir dies vorher gewußt, Sie würden nicht gewählt seyn.

Indeß fahren die Anhänger der Urlsperger Secte rüstig fort, dunkle Gefühle und mystische Schwärmereien zu verbreiten. Alte Predigten voll leeren Geschwätzes, abgeschmackte Lieder werden wieder hervorgesucht, neu gedruckt und unter die Frommen ausgetheilt. Z. B. Sammlung einiger Predigten, nebst einem Anhange geistlicher Lieder von Giese, Norden 1788. Dieser G. war 1734 Prediger in Wernigerode, darauf in Kopenhagen. Das vierte Lied hebt an:

Jehova, mein Panier!
Ein Sünder kommt zu dir,
Der von dir desertiret,
Um Pardon suppliciret u. s. w.

Die Predigten, Katechisationen und gedruckte Schriften des verstorbenen Generalsuperintendenten athmen

eben

eben dieſen Geiſt. Zum Beweiſe lege ich ein paar ſeiner gedruckten Blätter an.*)

Uebrigens machen öffentliche Critiker, und ſelbſt Spott, keinen Eindruck auf dieſe Herren. Sie rechnen ſich's vielmehr zur Ehre um des Namens Jeſu willen, wie ſie wähnen, zu leiden. Sie decken ſich mit Paulus Worten: Alle die gottſelig leben wollen in Chriſto Jeſu, müſſen Verfolgung leiden.

Aus allen dieſen folgt, wie behutſam die beſſern Köpfe ſeyn müſſen, und wie wenig Gutes für Vernunft und Wahrheit ſie wirken können. Der Anhang der Urlſpergerianer bei dem gemeinen Manne iſt ſo groß, daß, wer ſich nur als Gegner dieſer Secte verräth, in's ſchwarze Ketzerbuch kommt, und alle Hoffnung aufgeben muß, durch eine Wahl zu einer beſſern Pfarre zu gelangen. Sogar das Wort Tugend wird auf der Kanzel anſtößig gefunden; Gottſeligkeit muß man ſagen.

Herr Röntgen, Prediger zu Petkum, (einer freien Herrlichkeit bei Emden, deſſen Beſitzer der Baron von Tork in Holland iſt, und als Kirchenpatron die daſige einträchtliche Predigerſtelle vergiebt) hat in vorigem Frühjahr einen ſehr unangenehmen Vorfall gehabt, den er freilich beſſer vermieden hätte. Das Publicum kennt dieſen Gelehrten aus ſeiner mit vielem Beifall aufgenommenen Predigtſammlung. Er war ehedem in Neuwied, reiſete zwei Jahre in Deutſchland und der Schweitz, um für die daſige Kirche zu collectiren, und hatte auch unlängſt wieder einen Ruf dorthin. Als ein nicht von der Gemeinde gewählter Prediger, im Vertrauen auf ſeis

*) Die aber hier nicht wieder abgedruckt werden, weil dergleichen leider! überall zu finden iſt.

seinen guten Ruf, und die Unschuld der Sache selbst, glaubte er nicht wider die Pastoralklugheit zu handeln, wenn er als Redner in der neuaufgerichteten Freimaurerloge in Emden auftrat. Aber er hätte sein Publicum besser kennen müssen. Der ärgste Bösewicht ist in den Augen des hiesigen großen Haufens — auch wol anderer Orten — so abscheulich nicht, als ein Freimaurer. Allerdings fehlte er also wider die Pastoralklugheit. Seine Gemeinde erfuhr die Sache, und befragte ihn hierüber. Er läugnete nichts, und suchte sie aus ächten Freimaurer-Schriften und aus selbst gehaltener Rede mit dem Zweck dieser Verbindung bekannt zu machen. Aber dies war Oel in's Feuer gegossen. An einem Sonnabendabend rottete sich eine Menge vor seinem Hause zusammen, schalt den Prediger einen Verbündeten des Teufels, die Pastrorei ein Teufelshaus, drohete ihn am folgenden Tage, wenn er die Kanzel bestiege, todt zu schießen, warf an Fenster und Thüren mit Steinen, und tumultuirte 4 Stunden lang, bis gegen 2 Uhr morgens. Am folgenden morgen war der Klöppel aus der Glocke weg, um das Läuten zur Kirche zu hindern. Herr R. ließ durch einen Hammer das Zeichen zum Gottesdienst geben. Gleich versammelten sich einige hunderte bei der Kirche und dem Pfarrhause, lärmten, drohten, fluchten, schimpften und warfen mit Steinen gegen das Haus. Er trat hinaus und bat sich zu besänftigen. Umsonst, man warf mit Steinen auf ihn, und er war froh, sein Haus wieder zu erreichen. Doch begab er sich in die Kirche, redete in der Mitte derselben seine Gemeine an, und sprach von der Güte des Freimaurerordens, von den rühmlichen Absichten desselben und von der Reinheit und Unschuld seines Herzens. Hierauf predigte er, und alles

ver-

verhielt sich ziemlich ruhig. Der Amtmann des Orts nahm hierauf so gute Maaßregeln, daß die Ruhe wieder hergestellt ward. Die ersten Sonntage nach diesem Vorfall waren wenig Zuhörer in der Kirche; sie vermehrten sich aber allmälig wieder. Indeß hat die Gemeine ihn jetzt wegen seiner Heteredoxie förmlich verklagt, und dringt auf seine Absetzung, womit sie aber schwerlich durchdringen wird. —

Das Schwein, die Ziege und der Hammel.

(Nach la Fontaine VIII. 12.)

Ein Hammel und ein Schwein und eine Ziege lagen
Zusammen auf demselben Wagen.
Man schickte sie zur Messe hin,
Wofern ich recht berichtet bin,
Nicht, traun! der Lustbarkeiten wegen,
Nicht etwa, um zu sehen da
Den großen Philadelphia;
Was hätten Thiere sehen mögen,
Wo selbst der Mensch nichts sah?
Der Borstenträger schrie im Fahren,
Als hätte man ihn bei den Haaren,
Als folgten zwanzig Fleischer ihm
Mit mörderischem Ungestüm.
Die andern beiden guten Seelen
Begriffen nicht warum er schrie.
„Was mag dem armen Schweine fehlen?“
So sprachen ganz gelassen sie.
Der Körner rief: „Wie? bist du toll?
„Was schreist du uns die Ohren voll?

„So

„So lerne, Schwein, doch Lebensart
„Von der Gefährtin mit dem Bart!
„Sieh doch den frommen Hammel an!
„Das ist ein Herr, der schweigen kann!
„Wie klug er ist!“ — „Er ist ein Narr,
So sprach das Schwein, „er kennt nicht die Gefahr,
„Wo mir vor graut,
„Sonst würd' er laut,
„Wie ich, und riefe weit umher,
„Ob Hülfe noch zu haben wär',
„Er und das Dämchen Sittsam-fein,
„Die meine Muster sollen seyn.“

Wol Mancher schrie in unsern Tagen
Mit so viel Grund, als jenes Schwein,
Doch lassen sich die Leute sagen?
Gehammelt soll es seyn!
So hammelt denn nur immer zu
Und schafft den trägen Ohren Ruh!
Einst treffen wir, der Hammel wie das Schwein,
Zusammen bei der heil'gen Fleischbank ein,
Wo selbst der Hammel mögte schrein,
Und schreien dann zu spät wird seyn.

Der Rabe, der dem Adler nachahmen wollte.

(Nach la Fontaine II. 16.)

Dem Vogel Jupiters gelangs ein Schaf zu rauben.
Das sah ein Rab und mogte glauben,
Wer gierig wie der Adler sey,
Dem steh wie ihm das Nehmen frei.

Er

Er wandte schnell den Blick zur Erde,
Ersah sich aus der Heerde
Den schönsten Hammel fett und rund,
Gesparet für der Götter Mund,
Verschlang ihn mit den Augen.
„Ich kenne deine Amme nicht,
„Doch du verstandst das Saugen,
„Du überköstliches Gericht,
„Gemacht für meinen Magen,
„Dem sollst du baß behagen!"
So sprach er, und hinab dem Hammel in die Wolle!
Doch der wog mehr, als eine Butterstolle,
Und in dem Felle kraus und dick,
O Misgeschick!
Saß unser Rab' als eingeknetet.
Wie hat er wol gebetet!

Der Schäfer kam: „Was ist das hier?
„Du Dieb du! warte! — Bringet mir,
„Ihr Kinder, doch den Bauer! —
„Da! setzt ihn unters Schauer."
Hier sitzt er nun und lehret fein,
Indeß die Kinder dreist ihn zerren:
„Wer rauben will muß mächtig seyn.
„Gemerkt, ihr kleinen großen Herren!
„Laßt euch des Raben Schicksal rühren
„Und keinen Adler euch verführen!"

Braunschweigisches
Journal

Herausgegeben
von
E. Chr. Trapp.

Viertes Stück. April 1790.

Im Verlage der Schulbuchhandlung.

Inhalt.

1. Antwort auf Herrn Rath Andre zweites Schreiben über geheime Gesellschaften im zehnten Stück des vorigen Jahrgangs. Seite 389
2. Aspasiens Weisheit. 421
3. Briefe aus Schottland. 430
4. Ein Schreiben vom Fuße des Odenwaldes, von J. Freimuth. 434
5. Schreiben gegen Herrn Schlözer, vom Verfasser des historischen Almanachs. 453
6. Recensionen. 473
7. Nachrichten. 498

Dieses Journal wird mit Anfang jedes Monats nach allen Hauptorten Deutschlands versandt, wo es in den ansehnlichsten Buchhandlungen und auf allen Postämtern, durch Besorgung des hiesigen Hochf. Hofpostamts und des hiesigen kais. Reichspostamts für 8 ggr. zu haben ist. Vier Hefte machen einen Band aus.

Fortsetzung der im Verlag der Braunschweigischen Schulbuchhandlung in bevorstehender Leipziger Jubilatemesse erscheinenden neuen Schriften.

Bartels, A. C., Predigt am Reformationsfeste 1789, mit beigefügter öffentlicher Danksagung wegen der seel. Vollendung des Hrn. Abts und Vicepräsident Jerusalem. gr. 8.

Beobachtungen, mineralogische, über einige Basalte am Rhein, mit Bemerkungen über den Basalt der ältern und neuern Schriftsteller. 8. auf Schreibpap. und mit Didotscher Schrift.

Campens, J. H., Sammlung interessanter und durchgängig zweckmäßig abgefaßter Reisebeschreibungen für die Jugend, 8r. Theil oder der Kinderbibliothek 14r. Theil, auf Druck- und auf holl. Postpapier, auch in Taschenformat oder der Kinderbibliothek 20stes Bändch.

Dieselben auch unter dem besondern Titel: J. H. Campens Reise von Braunschweig nach Paris im Julius 1789., auf ähnlichem Papier und in gleichem Formate. — wird unter beiden Titeln gleich nach der Messe fertig. —

Campens Kinderbibliothek, J. F. Reichards Melodien zu den Liedern aus, 4te und letzte Sammlung. queer Fol.

Encyclopädie der lat. Classiker; erste Abtheilung, Römische Dichtersammlung, 1r. Theil, ausgesuchte Schauspiele des Plautus und Seneca. Zur allgemeinen Schulencyclopädie gehörig, herausgegeben von J. H. A. Schulz, auf Schreibpapier und mit Didotscher Schrift.

Derselbe Theil auch zum einzelnen Verkauf unter dem besondern Titel:

Ausgesuchte Schauspiele aus dem Plautus und Seneca; zwekmäsig abgekürzt zum Gebrauch auf Schulen von Schulz und Heusinger. 8.

Encyclopädie der lat. Classiker 2r. Theil, ausgesuchte Schauspiele des Terentius. 8.

Derselbe Theil zum einzeln Gebrauch auch unter dem besondern Titel:

Ausgesuchte Schauspiele aus dem Terentius, zum Gebrauch auf Schulen zwekmäsig abgekürzt von J. H. A. Schulz. 8.

Erklärende Anmerkungen zu der Encyclopädie der lat. Classiker, herausgegeben von J. H. A. Schulz 1r. Theil, auf Schreibpap. mit Didotscher Schrift. 8.

Derselbe Theil zum einzeln Verkauf auch unter dem besondern Titel:

Erklärende Anmerkungen zu den ausgesuchten und zwekmäsig abgekürzten Schauspielen Plautus und Seneca, von Schulz und Heusinger. 8.

— — — 2r. Theil. 8.

Derselbe auch unter dem besondern Titel:

Erklärende Anmerkungen zu den ausgesuchten und zwekmäsig abgekürz. Schauspielen aus dem Terentius von J. H. A. Schulz. 8.

Funke, C. Ph., Naturgeschichte und Technologie für Lehrer in Schulen und für Liebhaber dieser Wissenschaften, des ersten Theils erste und zweite Abtheilung, zur allgemeinen Schulencyclopädie gehörig. gr. 8.

Häseler, J. F., Julius oder von der Unsterblichkeit der Seelen, auf hol. Post- und Druckpap. 8.

Helmuth, J. H., physicalische Unterhaltungen. 1r. Theil, Eine Fortsetzung der Volksnaturlehre. 8.

Hildebrandt, G. F., Geschichte der Unreinigkeiten im Magen und den Gedärmen. Ein Buch auch für solche, welche nicht Aerzte sind. 3 Bände. 8.

Journal, Braunschweigisches, herausgegeben von E. C. Trapp, für das Jahr 1790.

Kochbuch, Braunschweigisches, für angehende Köche, Köchinnen, Haushälterinnen und Hausmütter ꝛc., von J. C. Förster und J. D. Knopf. m. K. 2r. u. letzter Th. 8.

Philipsons, M., Benedicts von Spinosa. 8.

Reisen: sechstägiger Aufenthalt eines Engländers in der Normandie vom 19ten bis 25sten Julius 1789. Aus dem Englischen. 8.

Revision, allgemeine, des gesammten Schul- und Erziehungswesen, von einer Gesellschaft practischer Erzieher, herausgegeben von J. H. Campe. 14r. Th. 8.
Derselbe Theil unter dem Titel: Emil oder über die Erziehung von J. J. Rousseau. Aus dem französ. übersetzt von. C. F. Cramer, mit erläut. bestimm. und berichtigend. Anmerk. der Gesellsch. der Revisoren. 3r T. 8.
wird unter beiden Titeln gleich nach der Messe fertig.

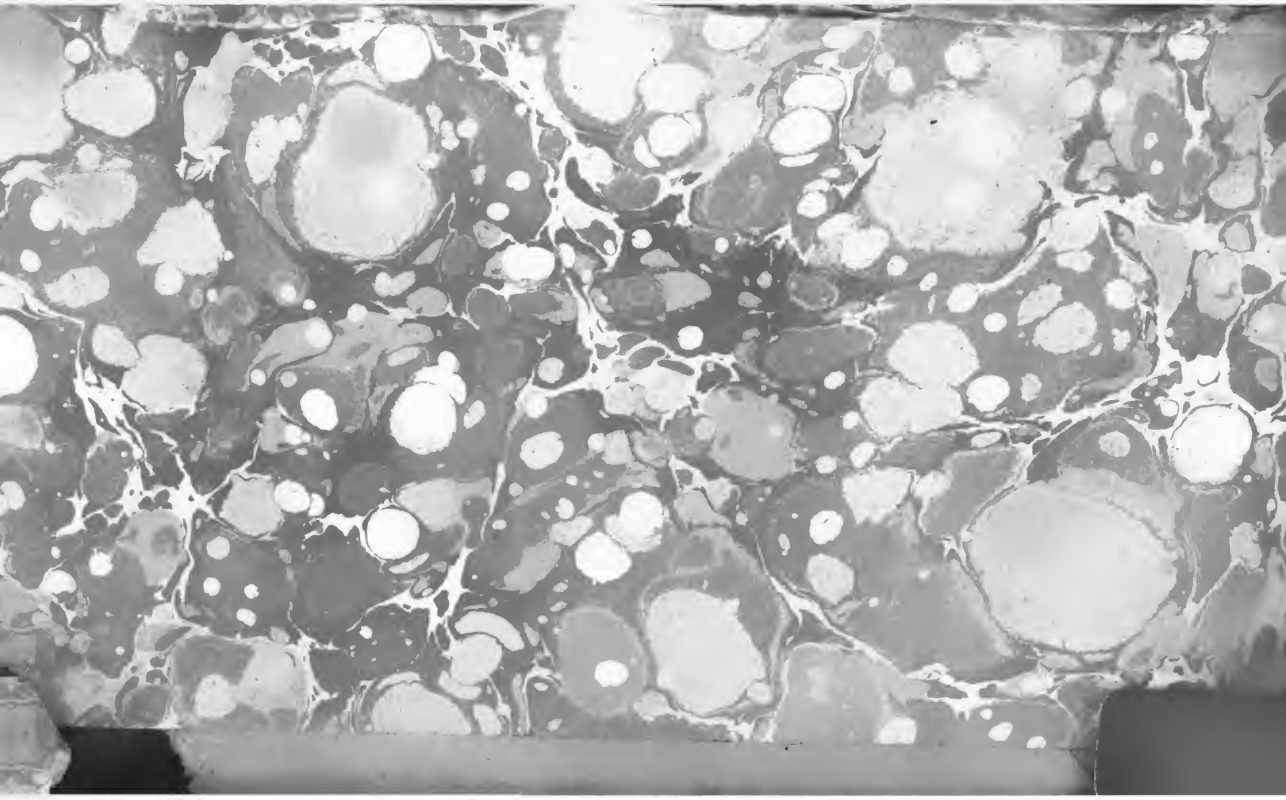
Spaziergänge, gemeinnützige auf alle Tage im Jahr für Eltern, Hofmeister, Jugendlehrer und Erzieher, zur Beförderung der anschauenden Erkenntnisse besonders aus dem Gebiete der Natur und Gewerbe, der Haus- und Landwirthschaft, von C. C. Andre und J. M. Bechstein. 2 Thl. 8. Werden gleich nach der Messe fertig.

Stuve, J., Lehrbuch der Kenntniß des Menschen 1r Theil, welcher die Lehre vom menschlichen Körper und die Diätetik enthält; zur allgemeinen Schulencyclopädie gehörig. Dasselbe Buch auch unter dem besondern Titel:
— Lehrbuch des menschlichen Körpers und der Diätetik. 8.

Unterhaltungen historisch geographische, oder Reisen des Herrn *** durch alle vier Welttheile; ein unterichtendes Lesebuch für die Jugend. 2 Theile. Aus dem Franz. übersetzt. Nebst fünf Charten. 8.

Wolfs, J. W. G., Die schuldige Ehrfurcht gegen die Landesobrigkeit, eine Predigt am 20sten Trinit. gr. 8.

ogle

XXXX. (6 Bde) I 90

Digitized by Google